

~~Stockert~~

Reise-Skizzen

von

Ida von Düringsfeld.

Vierter Band.

Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1857.

Aus Dalmatien.

Von

Ida von Düringsfeld.

Mit Anmerkungen

von

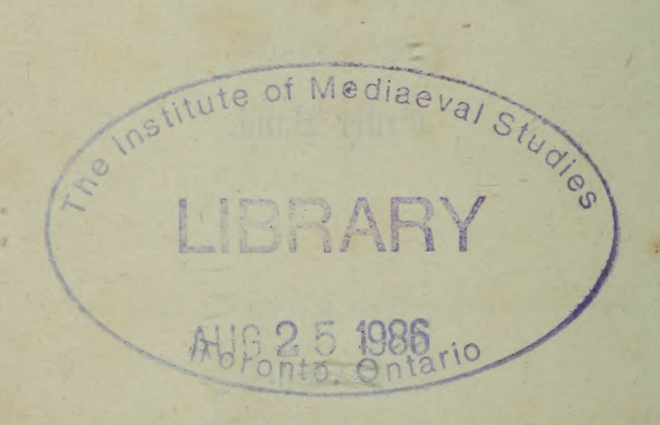
Otto Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld.

Erster Band.

Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

1857.



Druck und Papier von Carl Bellmann in Prag

Vorwort.

„Endlich!" werden meine dalmatischen Freunde sagen, wenn sie dieses Buch aus der Censur in Zara zurückbekommen werden. „Endlich!" sage auch ich heute den ersten Juni, zu Bonn im Hôtel de Bellevue am grünen, schönen Rhein.

Beinahe vier volle Jahre hindurch hat dieses Buch mich und Otto beschäftigt. Es ist eine lange Zeit, und es war eine mühsame Arbeit.

Dalmatien ist klein. Im Sommerhalbjahr genügen drei Tage, um mit dem Dampfschiffe von einem Ende bis zum andern zu fahren. Vier Wochen auf diese Reise zu

wenden, scheint beinahe zu viel. Auch ist von den Deutschen und Franzosen, welche über Dalmatien geschrieben haben, keiner länger dageblieben. Die englischen Reisenden selbst haben nicht mehr als sechs Monate an den Aufenthalt gewandt. Wir sind genau achtzehn Monate in Dalmatien gewesen und der beste Kenner von Ragusa, der Direktor Arbanaz, sagte uns vor unserer Abreise mit wohlwollend bedenklichem Kopfschütteln: Schade, daß Sie nicht noch ein Jährchen bei uns bleiben, dann würden sie das Land erst kennen lernen.

Der Direktor hätte Recht gehabt, hätte er statt un annetto drei Jahre gesagt. Kein Land ist so leicht und so schwer kennen zu lernen, wie Dalmatien. Dem Anscheine nach sogar langweilig leicht. Da ist es ganz Eintönigkeit, Einförmigkeit, Einerlei. Eine Reihe von Eilanden, ein Streifen Küste, der hier und da von Gebirg unterbrochen wird, endlich eine Reihe von Bergzügen, hinter denen eine mystische Region liegt, aus welcher die Morlacchen herabsteigen. Die Eilande größer und kleiner, Inseln und Klippen, einzeln und in Scharen, alle schroff und felsig, grün von Myrte und Heide, von Carube und Pinie, duftend von Salbei

und Rosmarin, fahl von Aloe und weißem Wein. Die Küste, wo sie eben ist, üppig von Oel und schwarzen Trauben, dunkel von Lorbeer und Cypresse, hier und da sumpfig, schattig nirgends, trotz der Feigen-, trotz der Maulbeerbäume; wo sie bergig ist, steil und bleich, heiß und blendend, einsam und unwirthbar. Die Bergzüge, näher und ferner dem Meere, höher und niedriger, unten düster von dem Pflanzenthum der Küste, oben bisweilen hell von Schnee, immer leuchtend in wundervollen Farben. Hinter ihnen in der mystischen Region die Wiesen und das Vieh, der Mais und die Moorhirse, Aepfel und Kirschen, Mandeln und Nüsse, der letzte Wald und das letzte Wild: — das, mit wenigen Strichen gezeichnet, ist Dalmatien.

In der Geschichte scheint dieselbe Gleichförmigkeit zu walten. Dasselbe Urvolk, in verschiedene Stämme gespalten, dieselbe Cultur, dieselbe Colonisation erst durch die Griechen, später durch die Römer, derselbe hartnäckige Widerstand der Illyrier gegen diese, dieselbe Einbürgerung der Latinität, überall Mutterstädte, welche Töchterstädte hervorbringen, überall dieselbe Verwüstung durch die Barbaren, überall das Eindringen des slavischen Elements, überall seine all-

mälige Verschmelzung mit dem römischen, überall das Persönlichwerden der Städte, überall die gleichen, fremden Einflüsse, der Ungarn's vom Lande, vom Strande aus der von Byzanz und Venedig, überall der Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond, überall dieselbe Theilnahme an den großen Umgestaltungskriegen Napoleon's, überall endlich dasselbe letzte Geschick: — das mit flüchtigen Worten geschildert, ist die Geschichte Dalmatien's.

Und in dieser scheinbaren Gleichheit, welche unendliche Verschiedenheit, welche Gegensätze! So reich das Meer, so arm die Erde, die Natur an Nutzvegetation so karg, so verschwenderisch mit ihren Luxusprodukten. So beweglich die Fluth, so starr das Gebirg. Auf den Inseln italienisch-lebendiger Charakter, auf dem Gebirge orientalische Ruhe. An der Küste Alles gemischt, auf dem Gebirge Alles rein. An der Küste unaufhörliche Metamorphosen, im Innern eiserne Stabilität. An der Küste fährt man mit dem Dampfschiffe, im Innern kann man nur zu Maulthier reiten. An der Küste sind die Moden aus Triest und die Romane aus Frankreich, im Innern ist der Turban auf dem Haupte des Christen und im Herzen der Haß gegen den türkischen

Erbfeind. An der Küste ist das Gerichtsverfahren, auf dem Gebirge die Blutrache. An der Küste ist eine Literatur in drei Sprachen, im Innern die Ueberlieferung, welche die Schrift vertritt. Und auch an der Küste selbst widersprechen sich tausend Dinge. Mit der größten Gesetzlichkeit verbindet sich die zärtlichste Theilnahme an Allem, was außerhalb des Gesetzes ist. Unter dem feinsten äußern Abschliff verbergen sich stille, wilde Sympathien. Man empfängt Visitenkarten und hört Pistolenschüsse unter den Fenstern. Alle Welt singt und Niemand versteht die Musik. Zu den Bällen der „Welt" spielt die österreichische Banda, zum Rundtanze des „Volkes" der Guzlar. Der Offizier geht auf der Marine neben dem Morlacchen spazieren, der schwarze Hut und die rothe Mütze grüßen sich, jeder Gebildete ist Schriftsteller und in der ganzen Provinz sind drei Verleger.

Zara ist die Stadt der Gegenwart, Ragusa die Stadt der Vergangenheit, Spalato die Stadt der Zukunft. Zara ist am meisten deutsch, Spalato am meisten italienisch, Ragusa am meisten slavisch. Traú ist ein Stück Mittelalter, Lesina ein Stück Venedig. Sebenico war romantisch, Cattaro ist's noch. Und das Alles drang auf uns ein,

wurde uns anempfohlen, an das Herz gelegt, eingeschärft, erzählt und wieder erzählt, zehnmal auf diese Art und andere zehnmal anders, überall, wo wir hinkamen, von Jedem, mit dem wir bekannt wurden oder auch nur zufällig zusammentrafen, vom ersten Tage bis zum letzten Tage. Wir hatten slavische Manuskripte, italienische Manuskripte, lateinische Manuskripte. Wir hatten Volkslieder in allen Dialekten und in allen Alphabeten, gedruckt und geschrieben. Wir hatten sämmtliche Historiker, die sich sämmtlich widersprachen, wir hatten alle mögliche Zeitschriften, in denen an allen möglichen Ecken und Enden alles Mögliche zu finden sein sollte. Was wir nicht hatten, das war ein Wörterbuch, in welchem sich die vielen Worte fänden, die wir zu verstehen nöthig hatten, und ein geschichtliches Werk mit Daten, auf die man sich unbedingt hätte verlassen können.

Der Stoff war zu massenhaft da, kam zu gewaltsam über mich, als daß er sich gleich hätte fassen und formen lassen. Was ich schrieb, wurde nicht gut, was ich ordnete, kam nicht in Ordnung. Ich hatte das Buch fertig und mußte von Neuem damit anfangen. Von Allem, was wir gesam-

melt, war nicht der dritte Theil darinnen. Wiederum sollte ich Alles hineinthun, so konnten aus den drei Bänden zehn werden. Ich dachte daran, ein zweites, streng wissenschaftliches Buch zu schreiben, und das erste zu lassen, wie es war, leicht hinerzählend. Aber eines hätte dem andern Schaden gethan.

Außer Stande, mir allein zu helfen, zog ich Otto zu Rathe, und nach langer Ueberlegung wurde das Buch in seiner jetzigen Form beschlossen. Was ich nicht mit Bequemlichkeit in meine Aufsätze bringen konnte, das sollte Otto in Anmerkungen geben. Ich faßte einen Entschluß und setzte mich zum zweiten Male an das Buch. Wer das je unternommen hat, wird wissen, was das heißt, und sich nicht wundern, daß ich erst jetzt im vierten Jahre fertig geworden bin, um so mehr, wenn man in Anschlag bringt, daß ich den ganzen vorigen Sommer und den ganzen letzten Winter durch Krankheit am Arbeiten verhindert wurde.

Ein Ragusäer, auf dessen Urtheil ich viel gebe, Graf Nikola Pezza, sagte mir beim Abschied: Sie sind nicht ganz bis zum Ziele gekommen, aber zehn Schritte weiter als bisher alle Andern. Und so muß unsere Arbeit in der

That beurtheilt werden. Wir liefern kein erschöpfendes Werk über Dalmatien, doch wie wir hoffen, in Bezug auf Geschichte, Literatur und Leben das ausführlichste, welches bisher geschrieben wurde. Mögen die Reisenden, welche uns nachfolgen, mit Glück weiter gehen.



Die Einfahrt.

„Sie reisen nach Kannibalien," sagte Tschabuschnigg, wenn in Klagenfurt von unserem Reiseziele die Rede war.

„Kaufen Sie ja in Triest Insektenpulver," sagte die Baronin S. „Ohne Insektenpulver kann man in Dalmatien keine Nacht schlafen."

„Ew. Gnaden haben wirklich einen ungemeinen Muth," sagte in Triest Dr. Pipitz, der Redakteur der Triester Zeitung. „Den ganzen Winter in Ragusa — ich glaube kaum, daß Ew. Gnaden es aushalten werden."

„Ganz sicher ist es nicht," antwortete bedenklich ein Dresdner Maler, den ich lachend fragte, ob die Montenegriner mich todtschießen würden.

„Wenn Sie etwas Feines zu waschen haben, schicken Sie mir's," sagte meine liebenswürdige Freundin, Frau von Schmitzhausen; „denn dort — " ihr Gesicht vollendete die Rede.

„Ich beneide Sie," sprach Fiedler. „Könnte ich, käme ich gleich mit; aber im Frühjahr komm' ich gewiß nach Ragusa, und da soll es ein rechtes Poetenleben werden."

„Wer hat recht?“ fragte ich mich, „der Landsmann oder all' die Andern?“

Dann fragte ich Otto: „Hab' ich denn eigentlich nach Dalmatien gewollt?“ Es war mir auf einmal wie völlig unmöglich.

Otto versicherte mir feierlich: mein Wille ganz allein sei es gewesen, kein anderer.

„Nun, da Du es sagst, muß es wohl wahr sein, aber ich weiß nichts davon.“

„Am Ende,“ tröstete ich mich, denn ich war allmälig des Trostes bedürftig geworden, „Kohl, Neigebaur, Fiedler und so und so viele Andere, — alle sind ja doch dagewesen und wohlbehalten wiedergekommen, also kann es nicht gar so schrecklich sein. Etwas unbequem freilich wird man es haben —“ ich seufzte — „kein Sopha“ — ich seufzte wieder — „eine wunderbare Küche und viel Ungeziefer! Indessen in Breslau liefen die Wanzen ja auch an den Wänden herum und in Klagenfurt desgleichen; viel schlimmer kann's in Dalmatien kaum sein, und wenn auch, so muß man denken, daß man eben in ein noch halb barbarisches Land kommt — “ und resignirt seufzte ich zum dritten Male.

Und resignirt raffte ich im letzten entscheidenden Augenblicke meine Habseligkeiten zusammen und ging begleitet von den Freunden auf den Molo. Ich hatte drei Tage lang gesagt: „Ich fahre zu Lande!“ und am vierten hatte Otto Plätze beim Lloyd genommen und dampfend erwartete uns am Molo der „Dalmata.“

„Der beste Gänger unter den dalmatischen Lloydschiffen,“ sagte Dr. Pipitz. „Allerdings ist es bekannt, daß der Lloyd Dalmatien durch seine schlechtesten Schiffe befahren läßt,“ setze Dr. Pipitz mit der klassischen Ruhe seiner Kärntner Heimatfelsen hinzu; „indessen der „Dalmata“ ist der wenigst schlechte.“ Das war doch wieder Trost.

„Fürchten Sie ja nichts; Sie werden ein Meer wie ein Spiegel haben,“ sagte der gute freundliche Finanzrath von Schmitzhausen. Abermals ein Trost.

Auf dem „Dalmata“ war das Durcheinander der Einschiffung. Ich hatte eine Cabine im Herrensalon — bei den Frauen wollte ich nicht sein. Sie fangen damit an, krank zu werden; womit sollen sie aufhören? Mit dem elendigsten Elend. Eine Nacht zwischen seekranken Frauen — ich habe das einmal durchgemacht, zum zweiten Male mag ich's nicht, wenn nämlich die Schiffs-Capitäne, diese stabilsten aller Despoten auf dem unstabilsten Boden, mir immer erlauben sollten, es nicht zu mögen.

Mit der ersten Einrichtung unten zu Stande gekommen, kroch ich wieder hinauf. Da stand auf dem Molo die liebliche kleine Frau unsers lieben Landsmannes zwischen ihren beiden ältesten Kleinen; das Bübchen nahm sein Strohmützchen ab, das Mädchen knixte. Beide waren hellblau angezogen, mir war's, als würd' ich von zwei Vergißmeinnichten gegrüßt. Auch Herr Buchhändler Münster war vorhin noch gekommen, um uns die Hand zu schütteln. Mit guten Wünschen wenigstens fuhren wir, und mit Verheißungen

von Besuchen ohne Ende — Alles wollte nach Ragusa kommen — Niemand ist gekommen.

Der „Dalmata" setzte sich in Bewegung und in kürzester Zeit auch der Scirocco. Ein Gewitter dunkelte und donnerte, das Meer war schwarzblau. Prachtvoll, aber durchaus nicht wie ein Spiegel.

Ein leises Unbehagen kostet es immer, sich nach mehreren Jahren wieder auf dem fremden Element einzurichten. Indessen ich war durch unsern vortrefflichen Arzt in Breslau reichlich mit Coculus versehen und hatte mir von Münster Vanity-fair mitgenommen. So nahm ich denn Tropfen und las und kam glücklich zum Souper, und nachdem wir Signor Marco erst dahin gebracht hatten, sich zum Schlafen zu bequemen, auch glücklich in meine Cabine und ebenfalls zum Schlafen. Mehrere Stunden vergingen so auf die angenehmste Weise; da fing es plötzlich um mich her dermaßen laut und seltsam zu ächzen an, daß ich erwachte. Es war der „Dalmata," das brave kleine Schiff hat diese Manier, und in dieser Nacht war es ihm nicht zu verdenken, wenn es stark ächzte — wir waren im großen Quarner und hatten eine vollständige Bora. O du Meer wie ein Spiegel!

Ein Herr wurde jämmerlich seekrank — ich sehr ärgerlich. „Ist man den nicht einmal bei den Männern sicher?" fragte ich. Dann überlegte ich es mir: ein kranker Mann sei immer noch besser als so und so viele kranke Frauen.

Plötzlich lag das Schiff still. Otto ging hinauf — Marco krähte ihm entgegen wie ein Hähnchen. Der Junge

sucht seine Albernheiten vom Abend immer durch Vernunft am Morgen wieder gutzumachen. Hatte er die vorige Nacht nicht hinuntergewollt, trabte er dafür jetzt auf seine eigne Hand oder vielmehr auf seinen eigenen Füßen bereits die längste Zeit oben herum und sah sich Lussin piccolo an, denn in diesem Hafen waren wir.

Als auch ich hinaufkam, fragte ein junger Zollbeamte, der nach Zara versetzt war und am Geländer stand, mich mit gelassener Bedenklichkeit, wie wir hier wieder herauskommen sollten. Ich sah mich um und entdeckte auch keinen für den Augenblick sichtbaren Ausweg. Wir lagen in einem ungeheuern Becken, welches rings mit kahlen steinigen Hügeln umschlossen war. Vor uns stieg aus Olivengrünn amphitheatralisch die graue Stadt in die Höhe. Barken kamen und fuhren diejenigen von den Passagieren über, welche Sehnsucht hatten, am festen Lande zu frühstücken. Ich fand es bequemer, meinen Kaffee am Bord zu trinken, wo man sich eben sehr wohl befand. Der Himmel war von der Bora glänzend rein gekehrt und die Luft erquickend frisch.

Eine Zaratinerin auf der Heimkehr aus den Bädern bei Padua brachte von der Insel eine Rose mit, die sie mir gab. Ich meinerseits half einem jungen Mädchen aus Ragusa, das gern einen Brief schreiben wollte, mit Papier aus. Genug, alle Welt wetteiferte an diesem schönen, klaren Morgen in Gefälligkeiten und guter Laune.

Nach einer Stunde setzten wir uns wieder in Bewegung, fanden wirklich einen Ausgang und fuhren zwischen

die Inseln hinein. Sie waren wie Lussin piccolo, malerisch steinig und dabei meistens kahl, nur auf einigen sah man Oliven oder Weingärten, eine Fischerwohnung oder eine Kirche. Die einzelnen großen Bäume, welche Kohl in einer wenigstens vier Seiten langen Beschreibung schildert, entdeckte ich nirgends — wahrscheinlich sind sie seit seiner Reise alle abgehauen worden.

Ich fragte den jungen Zollbeamten, wie es ihm in seiner neuen Heimat gefalle: „Mir gefällt es bereits nun schon gar nicht," lautete die ächt österreichische Antwort, echt österreichisch sowohl den Worten wie dem Sinne nach, denn dem Oesterreicher gefällt es unvermeidlich „bereits nun schon gar nicht" in Dalmatien.

Indessen schienen auch einen jungen Dalmatier, welcher seine Studien in Wien absolvirt hatte und nun seinen Vater nach Zara begleitete, die Anfänge seines Heimatlandes eben nicht mehr anzusprechen; wenigstens hatte ich noch nie einen jungen Menschen sich so drollig langweilen sehen. Er wußte nicht, sollte er sitzen oder stehen, liegen oder gehen, singen oder pfeifen, reden oder schweigen. Endlich fiel es ihm ein, daß er ja gähnen könne, und er gähnte ganz ungeheuer. Dann sagte er mit müder Stimme: „Nun kommen wir gleich in den kleinen Quarner; da wird die Bora uns noch ganz anders packen als im großen." Sprach's, streckte sich in seiner ganzen Länge — er war sehr lang und ebenso dünn wie lang — neben die Kajüte hin und entschlief.

Seitdem hat er sich noch länger ausgestreckt und ist

noch tiefer entschlafen. Ich sah in Ragusa seinen Vater wieder; er trug einen Flor um den Hut. Und der arme, gelangweilte junge Mann war nicht der Einzige, den wir bei der Einfahrt nach Dalmatien sahen und bei der Ausfahrt nicht wieder.

Seine damaligen „letzten Worte" gingen rasch und vollständig in Erfüllung. Wir kamen in den kleinen Quarner, die Bora „packte uns noch ganz anders", und die Sturzwellen, welche über das Verdeck schlugen, machten sowohl mich wie Vanity-fair über und über naß. Ich lachte, ein junger Dalmatier setzte sich neben mich. „Lei sta in cosi bella salute," sagte er; „è molto gentile." Das war eine Artigkeit, aber eine, die ich verdient hatte, denn ich war die einzige Gesunde von allen Frauen.

Die nächsten Stunden hindurch fand nun eine matinée dansante auf dem dunkelblauen Krystall des Meeres statt. Anfangs unterhielt es mich sehr, dann wurde ich schläfrig. Aber das Zelt war der Bora wegen zusammengerollt und die Sonne brannte daher — nicht gelind; wie also es machen, um schlafen zu können? Ich legte meinen Mantel zusammengerollt unter die Bank und auf dieses improvisirte Kissen unter dem Schirme meiner Mantille dem Kopf. Die Geschicklichkeit, auf die es bei dieser Lage ankam, bestand darin, nicht mit dem Kopfe in die Höhe, d. h. an die Bank zu fahren. Es gelang mir, und ich schlief vortrefflich, beinahe bis Zara.

„Was, da sind ja Bäume!" sagte der junge Zoll-

beamte, als wir der Stadt nahe genug waren, um die schönen Alleen zu erkennen, welche die Wälle an der Hafenseite bedecken.

„Haben Sie denn gedacht, es gäbe hier gar keine Bäume?“ fragte ich lachend.

„Ja, das habe ich gedacht,“ antworte er ernsthaft, und mit ähnlichen Erwartungen mögen Viele nach Dalmatien kommen.

Das Schiff lag. Die, welche so glücklich waren, nach Zara bestimmt zu sein, verließen es ganz, die Uebrigen wenigstens auf Stunden. Wir mußten auf unser Gepäck warten, welches durch ein Mißverständniß nach Ragusa oder nach Cattaro verpackt worden war. Endlich hatten wir es, und der privilegirte Facchin des Lloyd, il capo dei facchini, wie er sich nannte, fiel darüber her und schleppte es zugleich mit uns zuerst auf die Dogana, wo man uns fragte, wie viel Zucker und Kaffee wir einführen wollten, und dann in das beste Gasthaus, in das „Nave“ wo kein Unterkommen mehr war. Das fing gut an.

Zum Glück war in dem Privathaus des Albergatore noch eine Art Zimmer leer. In der gräßlichsten Hitze und mit dem furchtbarsten Durste wanderten wir dorthin ab und gelangten endlich zwischen vier kahlen Wänden auf einen Stuhl. „Wasser!“ flehete ich. „Geld!“ quäkte „das Oberhaupt der Lastträger“.

„Wie viel?“ fragte Otto.

„Drei Gulden.“

Das war noch ärger als in Venedig, wenn man zum erstenmal in Gondolierhände fällt. Otto bot einen Gulden. Der kleine Bucklichte — das Oberhaupt war klein und bucklicht — sagte sehr großartig: „Mi meraviglio!“

„Wundert Euch und nehmt!“ antwortete Otto.

„Mi meraviglio, ma non prendo,“ sprach das Oberhaupt. „Ich wundere mich, aber ich nehme nicht.“

„Wie Ihr wollt.“

Er entfernte sich, kam wieder, warf sich in eine Stellung und sagte: „Ich wundere mich, ich wundere mich sehr, Signor, aber ich nehme nicht.“

Wir waren zu hungrig, um Humor zu dieser bekannten Komödie zu haben. Otto ersuchte das Oberhaupt, sich draußen zu wundern und in keinem Falle wieder bei uns einzutreten.

Das Oberhaupt sandte seinen Gehilfen herauf, ließ den Gulden in Empfang nehmen und sprach unten im Hofe mit erhabenem Kopfschütteln noch einmal: „Mi meraviglio, mi meraviglio molto!“ dann entfernte es sich majestätisch; und wir aßen mit großem Vergnügen sehr gut zu Mittag.

Einige Tage in Zara.

Nicht lange hatten wir in dem Privathause des Albergatore zu bleiben, schon am Abend wurde ein Zimmer im Gasthofe selbst leer. Wir ließen Marco schlafend bei der Mamma der Padrona und wanderten zum zweiten Male in das „Schiff.“ Am nächsten Morgen in aller Frühe kam der Kleine etwas verstört, aber trotzdem mit einem mächtigen Frühstückszwieback in der Hand, uns nachgetrabt, und so waren wir denn in Ordnung.

In Ordnung, wie man hier eben in Ordnung kommen konnte. Marco hatte ein Bett hinter einer Gardine in einem Durchgangszimmer, wir haus'ten in einem Gemache von unbestimmten Farben, wo ein Wandschrank allerdings offen, ein Glasschrank dagegen um so fester verschlossen war. Von der Kommode durften wir auch nur zwei Schubfächer benutzen, die beiden andern waren voll von den besten Sachen der Padrona, die von Zeit zu Zeit ganz unbefangen hereinkam, um Das oder Jenes heraus zu nehmen. Daran muß man sich in Dalmatien gewöhnen; nirgends,

in welcher Familie man auch wohnen möge, hat man ein Zimmer ganz für sich. Ich bekenne, daß ich darin die größte Unannehmlichkeit meiner Reise gefunden habe.

Die übrigen Bequemlichkeiten waren denn auch so sparsam wie möglich vorhanden. Ein einziger sehr kleiner Tisch mußte uns zugleich zum Essen und zum Schreiben dienen; Stühle hatten wir drei, Betten eins. Otto schlief auf einer Matratze am Boden. Ich dachte öfter an die Worte, welche Carrara uns nach Klagenfurt geschrieben hatte: „Gasthäuser gibt's überall, aber, o Gott! was für welche!" Das „Schiff" war das beste in ganz Zara. Es lag in der calle de' tintori, der Färberstraße, und gehörte der Mutter der Gräfin Borelli, der Frau von Cattani. In dem röthlichen, bräunlichen und grünlichen Hofe unter dem einen unserer beiden Fenster wuchsen zwei schöne Pappeln, welche der Graf und die Gräfin Borelli als Verlobte gepflanzt hatten. Unter den Pappeln gackerten und krähten die Hühner und Hähne, welche der Padron schlachtete, um sie zu kochen und zu braten, denn er war Koch gewesen, der Padron, und versorgte noch jetzt in höchsteigener Person seine zahlreichen Mittag- und Abendgäste mit guter italienischer Kost, von der uns der Reis mit Wachteln am meisten behagte. Damals dachten wir noch nicht, daß wir ein Jahr später in Ragusa unsere Verköstigungsanstalt dringendst bitten würden: „Ach, nur ein Mal keine Wachteln!"

Im Ganzen war man, wenn man den Mangel an Tischen, Stühlen und Betten abrechnete, so gut daran in

Zara, daß man ganz aufhörte, sich vor Dalmatien zu fürchten. Alles, was einem aus dem Kaffé gebracht wurde, konnte billiger Weise gar nicht besser verlangt werden. Im Gasthause thaten die Leutchen, was sie nur wußten. Tonina, die Padrona, war eben so rührig, wie sie stark und groß, Marino, der Cameriero, ebenso behend, wie er klein und mager war. Die mazera, die Magd, Giacomina, ein schwarzäugiges, krausköpfiges Kind von der Insel Lesina, hatte nun gar eine Leidenschaft für mich gefaßt und wollte durchaus mit mir nach Ragusa. Gleich am ersten Morgen setzte sie sich vor mein Bett, umarmte und küßte mich und fragte: ob es mir lieb sein würde, wenn sie mit mir käme. Das Geschöpfchen war etwas drollig seltsam, indessen ich dachte: viel anders werd' ich wohl keines kriegen, und antwortete: „Wenn Deine Padrona es erlaubt; warum nicht?“ Giacomina umarmte mich abermals und sagte: „Ihr werdet eine junge Dienerin haben, und ich werde Euch wie meine Mutter lieben.“ Diese Versicherung habe ich in Dalmatien von allen meinen Dienerinen empfangen, selbst von einer, die alt genug war, um meine Mutter sein zu können. Die Grenzen der Jugend werden nach unsern Begriffen überraschend weit gesteckt. Von einem Manne von achtundvierzig Jahren hörte ich ernsthaft sprechen: „é un bravo giovinotto,“ und eine Frau von zweiundvierzig Jahren äußerte sehr naiv: „O ich bin noch sehr jung, ich kann noch viele Kinder bekommen.“ Das leben=

volle Klima mag das physische Gefühl der Jugend ungewöhnlich lange und frisch erhalten.

Ich wollte indessen doch nicht blos in Zara sein, um mich von Giacomina umarmen zu lassen. Unter mehreren andern Briefen hatten wir auch einen an Frau von Cattani, und dahin ging Otto zuerst. Die Dame war sehr höflich, aber zugleich voll von Entschuldigungen, daß sie einer überstandenen Krankheit wegen ihn wenig werde sehen können. Von mir kein Wort. Ich wußte wirklich nicht, sollte ich hin zu ihr, oder nicht. Nach Tisch schickte sie zu mir und stellte mir ihren Wagen zur Verfügung. Nun hatte ich doch eine Veranlassung, um ihr einen Besuch machen zu können, und ich beschloß ihn für den nächsten Vormittag. Wurde ich nicht freundlich aufgenommen, brauchte ich ja nur nicht wiederzukommen.

Die Wahrheit zu gestehen: der erste Tag in Zara gehörte nicht zu den unterhaltendsten meines Lebens. Die Hitze war grausam, die Aussicht in die Färberstraße nicht mannigfaltig. Wir hatten zwar einen Besuch vom zeitweiligen Generalstabs-Chef der dalmatinischen Armee, von Liebig, aber ein erster Besuch dauert nie lange. Ein junger Mann, Professor der Literatur, den Otto bei Frau von Cattani getroffen, hatte sich erboten, uns am nächsten Tage das Museum zu zeigen; aber erstens ist die Besichtigung eines Museums für mich immer nur eine Pflicht und kein Vergnügen, und zweitens war der morgende Tag nicht der heutige. Genug, wir saßen etwas verloren in dem lieben

„Schiff“ und verließen es nur, um wie Abends vorher im Mondschein auf den Wällen spazieren zu gehen, im öffentlichen Garten ein Sorbet zu nehmen und uns bei den fünf Brunnen an dem heulenden Trillergesange zu erfreuen, mit welchem einige „Weiber aus dem Volke“ sich zum Wasserschöpfen ermuthigten.

Am zweiten Tage in Zara war ich eben aufgestanden und Gott weiß, in welcher Toilette, als der Professor der Literatur kam. Er konnte sein Versprechen nicht halten: Dr. Lanza, der bisherige Direktor des Museums, hatte, nach Spalato versetzt, den Schlüssel mitgenommen, und das Museum war zu. Ich dankte im Stillen dem Dr. Lanza. Wir verabredeten mit dem Professor eine Landpartie, und fragten dann nach seinem Namen. „Alloy“ nannte er ihn uns; er ist jetzt der eines todten Freundes!

Im Hause Borelli, wo Frau von Cattani wohnte, wurden wir, mir zu Ehren, in den großen Saal geführt. Otto wenigstens war in einem Zimmer empfangen worden. Die Dame kam, ein Abbate folgte ihr. Wir machten uns Verbeugungen, ich erwartete irgend eine Anrede. Statt dieser richtete Frau von Cattani an Otto die zuversichtliche Frage: „Die Signora spricht nicht italienisch?“

Das herzliche Lachen, welches über dieses Mißverständniß ausbrach, zertheilte augenblicklich alles Schwüle, was auf einer ersten Bekanntschaft zu lasten pflegt. Nach wenig Minuten saßen Frau von Cattani und ich wie alte Bekannte neben einander, und sie rief ein Mal über das

andere: „Und ich, die ich mich vor Ihnen fürchtete, aber auch so unermeßlich fürchtete! Und der Abbate, den ich als Dolmetsch mitbrachte!“ — „Und ich, die ich fast gar nicht gekommen wäre!“ erwiederte ich lachend.

Wäre ich wirklich nicht gekommen, so hätte Maria de Cattani jetzt so und so viele Blumen mehr und ich so und so viel weniger. „La pazza dei fiori“ nennen im Humor der Zärtlichkeit sie ihre dalmatischen Freunde; „die holde Fee der Blumen“ nannte sie kürzlich in einem Briefe Ottilie Fiedler. Ich gestehe, daß ich die Benennung meiner kleinen Landsmännin vorziehe. Ist auch die Fee bereits Großmutter von einem kleinen sechs Fuß langen Enkelsohne, sie herrscht darum nicht minder unumschränkt über ihre lieblichen Unterthanen, die Blumen sowohl der Erde wie des Meeres. In reizend-phantastische Sträuße müssen sich jene fügen; einzeln aufgepreßt und wissenschaftlich geordnet, wandern diese zu den Freunden ihrer Beherrscherin. La Cattani è una delle piú colte donne della Dalmazia, schrieb mir Carrara von ihr — würde er mit la piú colta zu viel gesagt haben? Ich glaube kaum.

Gegen Abend fuhren wir nach Zemonico, eine Station weit auf der Straße von Scardona. Der Generalstabs-Chef war mit uns; der Himmel himmlisch. Der Velebit hellblau kristallen, die Gegend flach, steinig, nur mit Wachholder begrünt, nur durch einzelne Morlacchen belebt. Die wackern Morlacchen! ich kannte sie schon so gut aus Carrara's „Dalmazia descrita“; nun sah ich sie endlich

mit Augen und zwar zu meiner größten Freude. Sie saßen so regungslos am Wege oder vor den kleinen steinernen Schänken, sie gingen so ernsthaft neben ihren wunderlichen Wagen her, die hinter den sechs Miniaturrößchen langsam vorwärts rücken, sie ritten so feierlich auf ihren winzigen Eselchen, die sie jeden Augenblick zerquetschen zu wollen schienen, so viel zu groß waren sie für die Thierchen. Sie waren so zerlumpt und so geputzt, so beschmutzt und so vornehm, sie trugen jeder ein so hübsches kleines Arsenal auf der Schulter und im Gürtel — es war eine wahre Lust, sie zum ersten Male zu sehen!

In Zomonico fanden wir den Professor, drei junge Damen, Wein, Brod und Mondschein. In einiger Entfernung war eine große Ruine, die eines Klosters, sagte der Professor. Er hatte dort den Nachmittag über mit den jungen Damen nach der Scheibe geschossen. Ich wollte auch hin, nicht um ebenfalls nach der Scheibe zu schießen, wohl aber um bei Mondschein in einer dalmatischen Klosterruine gewesen zu sein. Nun, ich kam hinein und gerieth mit jedem Schritte immer tiefer in Disteln, welche in der Finsterniß gewissermaßen mit einer maliciösen Wonne stachen. Ich schrie, der Professor lachte und sagte: „Man muß für das Vergnügen leiden!"

„Ich reise nicht zum Vergnügen", antwortete ich.

„Wohl, so muß man für die Wissenschaft leiden".

„Wenn viel solche Disteln in Dalmatien sind, werde ich das als Motto vor mein Buch setzen."

Der Mond schien künstlerisch in die Ruine hinein, die Disteln stachen, die Grillen schwirrten, und fern auf der Straße wurden melancholische Töne laut".

„Da hast Du wieder Volksgesang wie bei den fünf Brunnen," sagte Otto.

„Dieses Mal ist es kein Volksgesang, sondern das Quitschen der viereckigen Räder, welche die lieben Leute durchaus nicht rund machen wollen," sprach der Chef. In der That sahen wir einen morlacchischen Wagen daherwanken.

„Es ist doch immer ein Volkston," meinte ich und kroch mit möglichster Vorsicht wieder aus den Disteln heraus.

Ach ich hatte mich umsonst von ihnen stechen lassen! Am nächsten Morgen um sieben Uhr kam vom Chef, der immer ganz fürchterlich frühzeitig war, bereits eine Depesche, worin er im militärischen Style mir meldete: Das Kloster sei eine von den Venetianern erbaute und später vom General Marmont benutzte Cavalleriekaserne gewesen.

„Was thut das?" fragte gelassen der Professor, als ich ihm am Nachmittag die Enttäuschung klagte". „Hätten wir die Wahrheit gewußt, wir wären schwerlich bei Mondschein in den Disteln herumgeklettert."

„Und das wäre schade gewesen — nicht wahr?"

„Gewiß," antwortete der Professor, der eben das Steuerruder des Segelbootes lenkte, auf welchem wir nach Ugliano fuhren.

Ugliano ist der große Scoglio, welcher den Canal von

Zara bildet. Von einem hohen Berge herab beherrscht ihn das Castell von San Michele. Am Fuße des Berges liegt San Eufemia, wo der Conte Lantana wohnt, an den wir einen Brief von der Cattani hatten.

Da wenig Wind war, und der Wind doch Alles thun sollte, landeten wir erst um sechs Uhr. Das kleine Castell des Grafen lag unfern des Strandes. Eine kurze Allee führte in den kleinen ummauerten Hof, eine kurze Treppe hinauf in den kleinen Vorsaal, an dessen anderem Ende eine Thür in den Garten ging. Auch dieser war ummauert; die Trauben hingen prächtig, wenngleich erst halb reif, herunter; eine kleine weiße Capelle leuchtete aus dem Versteck eines gewaltigen Epheus halb hervor. Der Garten war leer, wie der Hof leer gewesen war. Ein freundlicher Hund sprang um uns herum; er war das einzige lebende Wesen, welches weit und breit zu erblicken war. Wir kehrten in's Haus zurück, strichen durch alle Zimmer, unten und oben — alle standen offen, alle waren mit alten Möbeln, alten, fremdartigen Bildern, mit allerlei naturhistorischen Seltsamkeiten mehr aufgeputzt, als eingerichtet und alle ebenfalls leer. Mir wurde zu Muthe wie im bois dormant. Wann war wohl aus dem Brunnen im Hofe zum letztenmale geschöpft worden? War noch Wasser darinnen? Konnte die Glocke der Capelle noch läuten? Waren wir überhaupt beim Conte Lantana?

Endlich, als ich eben auf dem Sopha des Schlafzimmers mich so bequem ausruhte, als wäre es mein Sopha

in meinem Schlafzimmer, hörte ich im Salon: „Signor Conte!“ Da ist also wirklich der Castellan zum Castell, dachte ich und kam zum Vorschein.

Der Conte, ein artiger, einfacher Mann in mittleren Jahren, der lange als Serdar an der türkischen Grenze gedient hatte, war nicht wenig erstaunt, außer den beiden Herren, die er in seinem Salon vorfand, auch noch eine Dame aus seinem Schlafzimmer erscheinen zu sehen. Der Brief der Cattani erklärte uns ihm jedoch bald und vollständig, und er begann die ihm so unvermuthet aufgetragene Rolle des artigen Wirthes mit der Frage, ob wir die Nacht über bleiben und am Morgen nach San Michele wollten. Als wir das dankbar verneinten, fragte er, ob wir Kaffee befählen.

„Ach nein,“ antwortete ich abermals, „keinen Kaffee! Ein Glas Wasser und ein bischen Wein d'rinnen“, setzte ich leiser hinzu, als der Conte dienstbereit der Treppe zueilte.

Die Herren lachten mich wegen dieses unschuldigen „e un pò di vin drento“ höchst ungezogen aus, und — tranken, als wir hinunterkamen, höchst durstig von dem Weine, welcher im Castell gemacht und weiß, moussirend und kühlend war. Zugleich entwickelten Beide, vorzüglich aber der Professor, eine wahrhaft übernatürliche Fähigkeit, Weintrauben zu sich zu nehmen.

Nach kurzem Ausruhen machten wir uns auf, um nach Oltre, einem andern Ufersdorfe des Scoglio, zu wandern. Die Herren nahmen vorsorglich Weintrauben mit.

Der Weg führte zwischen losen Steinmauern, welche Gärten und Felder einfriedeten. Was wir Anbau nennen, war eigentlich nicht vorhanden, das Wachsthum regellos, wie aus gutem freiem Willen. Steine allenthalben, selbst im Wege, und so erbarmungslos spitz, daß ich über sie noch viel kläglicher seufzte, als über die Disteln in der sogenannten Klosterruine. Der Professor sagte: „Man muß für die Wissenschaft leiden." Ich schnitt ihm ein Gesicht. Er lachte und aß Weintrauben. Der Conte bestellte bei einer Frau geschwind noch einen Korb Feigen, im Falle die Herren sich an den Weintrauben etwa noch nicht satt gegessen hätten.

Als wir Oltre erreichten, ging der Mond eben blaß und voll auf. Die Gegend war violett, der spiegelklare Kanal so blau wie der Himmel. In diesem glänzenden Wasser lag links im Vorgrund ein kleines Eiland mit einem Kloster der Frati terziarii, und dicht dabei in Form eines grünen Berges ein zweites, Calugara, wo zwischen Aloe-Pflanzen eine einzige Fischerfamilie wohnt. In geringer Entfernnng am Ufer war Calle, ein drittes weißes Oertchen zwischen Wein-, Feigen- und Oelgärten, wie Oltre, wie San Eufemia.

„Ach, wie hübsch ist der Mond!" sagte Marco; das Kind selbst fühlte die Schönheit des dalmatischen Inselabends. Ich war still, wir Alle kehrten schweigend zurück. Ohne uns länger aufzuhalten, als der Professor bedurfte, um zur Wegzehrung ein Tuch mit Weintrauben und Feigen zu füllen, suchten wir im Dunkeln unsere Barke, ließen den Ein-

siedler des Castells am Steindamm der kleinen Marine, und fuhren hinaus in das Mondlicht auf den einsamen, lautlosen, leise wogenden Wassern. Ich wurde müde von dieser Meeresschönheit, müde in der Seele bis zum Weinen. Marco war auch müde, aber nur bis zum friedlichen Einschlafen auf dem Boden der Barke. Der Professor führte abermals das Steuer und leitete den Curs, er verstand die Sache besser, als selbst die beiden Marinari. Ich fragte mich im Stillen, ob es in Norddeutschland einen Professor geben möchte, der da ruderte, schwämme, schöße, lang und schlank wie ein preußischer Garde-Lieutenant und blaß wie ein Poet wäre und mit siebenundzwanzig Jahren wie ein Anachoret lebte? Ein Jahr später sagte ich: „Armer Alloy!" Das heiße Meer, welches zwischen Ragusa und Cattaro glänzt und brandet, war um uns her, und wir hörten, Alloy sei wenige Monate, nachdem er nach Capo d'Istria versetzt worden, dort gestorben. Ich dachte daran, wie er mir an jenem Abend auf den süßstillen Fluten zwischen Ugliano und Zara von seiner gestorbenen Braut erzählt. Er hat sich nicht zu Tode gegrämt, aber der Gram hat ihn für den Tod zurecht gemacht. Ich fragte ihn damals, ob er, so jung noch, nicht noch ein neues Glück finden könne? Er antwortete mir: „Ich bin eigensinnig, selbst gegen Gott. Er hat mir die genommen, welche ich wollte — ich mag keine, die er mir noch geben könnte." Was sollte ich sagen? Ich sah mir mit einer Art von Scheu im Mondlicht den bleichen Mann an, der einer Todten treu war.

„Mi meraviglio!“ Mit diesen wohlbekannten Worten wurden wir an der Marine von Zara höchst komisch aus unserer feierlichen Stimmung auf Grund und Boden versetzt. „Mi meraviglio, signor professore!“ sagte der älteste und kleinste unserer Ruderer. „Ich wundere mich sehr daß Sie mir nicht mehr geben.“ Es war der capo dei Facchini.

„Mi meraviglio!“ sagte er auch am nächsten Tage, als er unbeschäftigt auf seine kleinen Beine hingepflanzt stand und wir ihn doch nicht nahmen. „Wie kann man für so wenig nach Punt'amica fahren? — Ich wundere mich — ich wundere mich sehr.“

Wir ließen ihn sich wundern und fuhren bei starker Maratta nach der Landspitze, auf welcher in einem Netz von Steinmauern üppige Weingärten liegen. Man kann von einem Garten zum andern nur auf den Mauern gelangen, eine Wanderung, die nicht gerade allzubequem ist. Hier und dort reicht ein Feigenbaum einem seine Früchte in die Höhe, aber um Trauben zu pflücken, muß man hinunter. Wir thatens und schwelgten lange in der Qual der Wahl. Als wir uns endlich entschlossen hatten, mit welchen von den halbarmslangen Trauben wir uns beladen sollten, kehrten wir zu dem Hause zurück, vor welchem wir ausgestiegen waren. Es war ganz von Stein, ohne Anstrich, ohne Fenster und nur für die Zeit der Traubenreife bis zur Weinlese von einigen Scoglianern von Ugliano bewohnt. Die Leute lachten uns aus, als wir uns mit ihnen zu

verständigen suchten, waren aber dabei freundlich und breiteten mir einen Mantel über den Stein, auf den ich mich setzen wollte. Ich bat um Wasser — sie hatten nur salziges. Sie tranken es ganz ruhig; aber für mich wär's nicht, meinten sie, ebenso weigerten sie sich, mir Brod zu bringen. Als ich durchaus auf „Kruha! Kruha!“ bestand, holten sie endlich einen Laib und wollten sich todtlachen, als sie meinen Schreck über das erdschwarze und steinharte Gebäck sahen. Mir blieb nichts übrig, als mich mit Trauben und Feigen allein zu begnügen, eben keine schwere Kasteiung, besonders wenn man eine solche Aussicht mitgenießt. Im Sonnenuntergange lag Zara, ein schwarzes Bild in heißer, zauberhafter Beleuchtung. Die nahen großen Scoglien waren düsterblau, violetduftig die fernen im Meere. Das Ufer des Festlandes legte sich wie ein dunkelgrüner Kranz um den Hafen, in dessen Nähe die Masten unbeweglich emporragten, während zwischen den Porporelli, den Steindämmen, welche das Meer von der Stadt zurückdrängen, mit purpurner Wildheit die Maretta hereinflutete. Unter uns am kleinen Damme schaukelte sich unsere Barke, und über die losen weißen Steine, welche den Strand bildeten, trottete von Zeit zu Zeit ein Eselsreiter, dessen Hacken beinahe den Boden berührten.

Zu Fuß gingen wir nach Albanese, aber, leider nicht um der Wissenschaft, sondern wie andere Menschenkinder lediglich um des Spazierganges willen. Der Weg unter dem Walle immer dicht am Meere wäre reizend, wenn

etwas mehr Reinlichkeit herrschte; aber die mangelte gänzlich. So wie er nun war, mit lächerlichen Gefahren zu beiden Seiten, führte er uns zu einem Weingarten, wo Kugeln gespielt wurden. Der junge Zollbeamte stellte sich als eingebürgert ebenfalls vor und war ganz entzückt von den dalmatischen Sonnenunter- und Mondaufgängen, was von einem Zollbeamten gewiß anzuerkennen war.

Man sieht, auch wir hatten uns eingebürgert, oder doch wenigstens für Zugvögel recht hübsch eingerichtet. Ja, wir brachten es sogar bis zu einer Morgengesellschaft. Frau von Cattani betrat seit dem Tode ihres Mannes zum ersten Male wieder das Haus, worin er gestorben war. Mit ihr kam eine junge Freundin, eine Kacic-Dimitri, ihrer Abstammung wegen, scherzweise Vanizza genannt, ein Geschöpf voll Originalität und Phantasie, mit Augen und Lippen wie geschliffene Kohlen und dunkle Korallen. Dann erschien der unprofessorhafte Professor und endlich der Chef des Generalstabs mit seiner jungen Frau. Alles stand, denn wer hätte sich auf unsere drei Stühle setzen sollen? und das Bett diente als Tisch, um Bücher und Albums zu besehen, welche der Chef im italienischen Kriege als Andenken aus dem Pallaste Litta mitgenommen und mir jetzt geliehen hatte. Die Unterhaltung wurde zwischen uns und dem Chef deutsch, zwischen seiner Frau, einer Böhmin, und den beiden dalmatischen Damen czechisch und illyrisch und im Allgemeinen italienisch geführt, ging aber vortrefflich und unterhielt wirklich. Der Chef war ganz entzückt von Frau

von Cattani und sagte ihr mit der Offenheit, die ihn auszeichnete, geradezu: „er habe nicht geglaubt, daß in Zara eine so geistreiche Dame zu finden wäre.“ „Dieser Mann ist ein Schatz von Aufrichtigkeit,“ sagte Frau von Cattani später voller Bewunderung. Sie wußte nicht, sollte sie geschmeichelt durch die Anerkennung, die ihr geworden, oder empfindlich über das geringe Zutrauen sein, welches der Chef zu ihren Landsmänninen hegte.

Das Urtheil des Chefs war ein Vorurtheil, ich muß dieses Geständniß in seinem Namen thun. Ich habe später mehrere Frauen kennen gelernt, welche, wenn auch nicht dem Taufschein nach, so doch gesellschaftlich aus Zara gebürtig waren. Alle plauderten allerliebst und hatten bei vollkommener Haltung eine gewisse schmeichelnde Schmiegsamkeit, die höchst anmuthig war. Die italienische Dichterin von Zara, die Luxardo, lernte ich dagegen nicht kennen; auf der Hinreise wußte ich noch nichts von ihr und auf der Rückreise blieb mir kein Augenblick übrig, um sie aufzusuchen.

Ebensowenig habe ich die Bekanntschaft aller ausgezeichneten Zaratiner gemacht. Die, deren Besuche ich empfing, waren Herr Andreas Stazich, der eine illyrische Grammatik „durch Intuition“ geschrieben haben wollte. Ferrari-Cupilli, welcher die eigenthümliche Idee verfolgt, in einem Kalender, dem „Rammentatore Zaratino“, nach und nach die vaterstädtische Geschichte herauszugeben, und endlich Dr. Kuzmanich, früher Herausgeber der „Zora dalmatinska“, der dalmatischen Morgenröthe, jetzt der des „Glasnik dal-

matinski", des dalmatischen Boten, und eines der originellsten Originale auf dem originalreichen Boden Dalmatiens.

Man denke sich einen hohen, hohen stämmigen Mann, eine echte Morlacchengestalt mit einem echten Morlacchengesicht, diesem unverrückbar geraden, ernsten und strengen Gesicht, wie er bei seinem ersten Besuch ganz geräuschlos ankommt, mich lange und scharf in's Auge faßt und mir dann statt jeder Begrüßung sagt: „Die Natur scheint Sie glücklich begabt zu haben; Sie lachen. Ich kann das nicht mehr — ich bin furchtbar melancholisch." Man denke sich das recht lebhaft, und man wird mir zugeben müssen, daß schon eine nicht geringe Gewöhnung an Wunderlichkeiten dazu gehörte, um über eine so große Wunderlichkeit nicht ein wenig aus der Fassung zu kommen.

Ich kam nicht aus der Fassung, ich fragte so unbefangen, als wäre diese erste Anrede die herkömmlichste von der Welt: „Warum?" — „Das Leben ist ein Elend," antwortete der Dr. Kuzmanich.

„Warum haben Sie die Medicin aufgegeben?" fragte ich später. — „Soll ich ewig den Jammer der Menschheit sehen? Ich habe genug an meinem eigenen."

„Sagen Sie mir," fragte er nun seinerseits, „giebt es unter den vierzig Millionen Deutschen noch eine so extraordinäre Person, wie Sie sind?" Ich versicherte ihm, Personen, wie ich, wären bei uns nicht weiter so rar. „Kann sein," sprach er trocken; „aber ich habe noch keine kennen gelernt."

Ich quälte ihn so gut wie Alles, was in meine Nähe kam, um Bücher und Mittheilungen. „Was ich habe, werd' ich geben," war die Antwort, „das hab' ich, das geb' ich, — mehr nicht — Basta."

„Sie werden eine gute Uebersetzung von unsern Volksliedern machen," fuhr er fort. „Mit den bisherigen, die davon erschienen sind, war ich sammt und sonders unzufrieden; aber mit der Ihrigen werd' ich zufrieden sein."

Ich fragte ihn: wie er zu mir so viel Zutrauen habe, da er mich doch noch gar nicht kenne?

„Ja, ich kenne Sie, Sie sind eine vernünftige Person."

„Ich kann auch albern sein," sagte ich lachend.

„Nein, das sind Sie nicht. Basta."

Drei Tage später klopft es, während Otto aus ist und ich auf meinem Divan, dem Bette, etwas schlafe, geheimnißvoll an meine Thür. Halb im Traum noch ruf' ich: „Wer ist da?" — „Ein Freund," antwortet es, und herein tritt Dr. Kuzmanich.

Ich ließ mich von meinem hohen Lager hinunter und begrüßte ihn. „Aber warum nannten Sie nicht Ihren Namen?" — „Ich dachte, die Signora Ida ist eine muthige Person — die wird sich nicht fürchten."

Er gab mir, was er mir versprochen hatte, nicht mehr und nicht weniger, dann fragte er: „Signora Baronessa Ida, haben Sie in Preußen nicht irgend eine Höhle? Ich möchte Einsiedler werden."

Ich mußte ihm leider antworten: unsere Gebirge wären

sämmtlich so civilisirt, daß er als Einsiedler wahrscheinlich den ganzen Tag über Visiten zu empfangen haben würde.

Er schüttelte trübe den Kopf. Das paßte ihm nicht. Ihm paßte überhaupt nichts. Die Stadt gar nicht und am allerwenigsten die Menschen. „Wenn ich gehe," sagte er, „sehe ich Niemand an, weder links noch rechts. Meine Eltern trugen noch morlacchische Tracht, und ich paßte auch besser hinein."

Ich bestätigte das aus voller Ueberzeugung.

„Haben Sie schon einen so sonderbaren Menschen kennen gelernt, wie ich bin?"

Ich verneinte.

„Das freut mich. Ich schätze Sie sehr."

„Das freut mich. Aber im Allgemeinen werden Sie wenig Glück bei Frauen haben."

„Gar keines. Sie verabscheuen mich. Ich bin zu vernünftig für sie. Sehen Sie, ich habe nie getanzt."

Ich sah an dem langen finstern Menschenthurme in die Höhe und versicherte ihm, diese Versicherung sei völlig überflüssig.

„Wissen Sie, welche unter den Frauen allein mich leiden können? Die alten. In zwanzig Jahren werd' ich auch Ihnen vielleicht besser gefallen."

„So lange braucht's nicht. Sie sind rauh, aber gut."

Er war sehr zufrieden, schüttelte mir mit ungeheurer Gewalt die Hand und wir schieden unter gegenseitigen Achtungsversicherungen.

Auch von Zara mußte nun geschieden sein, und zwar wollten wir zu Lande über Scardona. Frau von Cattani hätte sehr gewünscht, wir möchten noch Vrana mitnehmen, das alte Schloß der Tempelritter, welches jetzt im Besitz des Grafen Borelli ist; aber Beppina Kacic fragte Frau von Cattani, wie ich, die ich von dem Spaziergange nach Oltre die heftigsten Brustschmerzen davongetragen, denn die Fahrt auf dem Holperwege nach Vrana überstehen sollte, und so mußte diese Abschweifung von der geraden Straße unterbleiben.

Die gute Cattani tröstete sich, indem sie mir ein Album von Alyhan und eines von Sträußen übergab, mir zwei Dutzend Briefe an alle mögliche Personen in allen möglichen Orten theils schrieb, theils schreiben ließ, und mir am vorletzten Morgen noch ihre geputzte Köchin zuführte, damit ich den Sonntagsstaat der Scoglianerinen bewundern könne.

Das Mädchen hieß Maria und war schön wie eine Madonna nur immer sein kann. Ihre Tracht bestand in einem dunkelblauen Rock mit rothem Rande, einer feinen weißen Schürze, einem blendenden schöngestickten Hemde mit halblangen Aermeln und einem hellblauen Mieder, welches mit zwei Reihen der nationellen kugelrunden Filigranknöpfe von Silber an dem gleichfarbigen Latze befestigt war. Ueber dem am Hinterkopf anliegenden Kranz der rothdurchflochtenen Haarzöpfe trug sie einen weißen, ebenfalls gestickten Musselinshawl, dessen Enden, nachdem

er turbanartig einmal um den Kopf geschlungen worden, graziös auf den Nacken herabfielen.

Kaum hatte dieser zweite Besuch der Frau von Cattani geendet, als das sonst so ruhige „Schiff“ in einen heftigen Sturm gerieth. Die Padroni wollten Giacomina nicht lassen. Bisher hatten sie sich mit der größten Liberalität über die Reiseprojekte des lesignanischen Krauskopfes geäußert, jetzt wo es Ernst wurde, fingen sie an zu schreien, sprachen von ihren Rechten, schimpften Giacomina eine Eselin, und drohten mit der Polizei. Natürlich gaben wir Giacomina augenblicklich auf, doch nicht ohne dem Herrn Padron Carlin zu bedeuten, er möge künftighin seinen Gästen nicht gleich so ohne Weiters mit der Polizei drohen.

Ein Ersatz für unseren Verlust, wenn Giacomina einer war, bot sich unmittelbar dar. Vor einigen Tagen war aus Karlstadt auf einer Abenteuerfahrt nach einer gentilen Condition, arm wie eine Kirchenmaus, ein langer schlanker Kroat, Namens Constanz, zu Zara angelangt und hatte seitdem als zweiter Cameriere an der Table d'hôte des „Nave“ fungirt. Der wollte nun durchaus mit uns. Ich hatte wenig Lust zu ihm. Ich nehme Kinder „aus guter Familie“ immer nur höchst ungern in Dienst, denn gewöhnlich taugen sie desto weniger, je besser ihre Familie war. Der lange Constanz konnte überdies nicht kochen und hatte dabei nur einen Rock. Genug, ich bot meine ganze Beredsamkeit auf, um ihm zu beweisen, daß er viel besser im „Nave“ fahren würde als

bei uns. Marino wollte in vierzehn Tagen nach Triest, dann sollte Constanz zum ersten und einzigen Cameriere vorrücken, aber er wollte nicht. Er hielte es weder auf den Beinen noch auf der Brust aus, sagte er feierlich melancholisch, und er wäre überhaupt nicht dazu geschaffen, in einem Gasthause sondern nur dazu, still in einer Familie zu sein. Genug, ich wurde das stille Gemüth aus guter Familie auf keine Art los, und da es kochen lernen wollte, goldene Berge versprach, und Alle mir versicherten, ich würde mit einem Bedienten viel weniger Noth haben, als mit einem Mädchen, so willigte ich endlich wider Willen in die Mitnahme des Herrn Constanz ein.

Am Abend waren wir zum letzten Male im Hause Borelli, dessen Besitzer es sich gewiß nicht hätten träumen lassen, daß während ihrer Reise nach Wien zwei Preußen, welche in Dalmatien noch immer zu den seltenen Naturerscheinungen gehören, dort so heimisch werden würden. Es war ein in sich eingeschlossenes Haus, dessen Zimmer regellos herumlagen und fast zu jeder Stunde sämmtlich offen standen. Ich hielt das damals für eine Eigenthümlichkeit des Hauses; bald genug sah ich, daß es eine der vielen Eigenthümlichkeiten Dalmatiens war. So wenig zugemachte Thüren hab' ich selbst in Italien nicht gefunden; in Ragusa schlief man sogar bei offenen. Für uns Nordländer, die wir gewohnt sind, unser häusliches Leben verborgen zu führen, haben diese Zimmer, in welche man so frei hineinsehen kann, etwas Unheimliches. Es ist, als wäre man nie recht im Hause.

Aber fast vergebens versucht man, den Dienstboten begreiflich zu machen, daß man die Thüren zu haben will. Es ist das von allen unerhörten Forderungen, mit denen die Fremden sie in Erstaunen setzen, die unerhörteste.

Mochte es nun an dieser Unheimlichkeit allein oder mit an der Einrichtung liegen, welche nach unsern Begriffen fast durchgängig entweder zu unvollständig oder zu feierlich war, genug, nirgends habe ich noch das Urbedürfniß des Menschen nach der freien Luft so wild empfunden wie in Dalmatien. Eigentlich kam ich mir, wurde ich im Hause festgehalten, nicht viel anders vor, als ein eingefangenes Waldthier, und nie habe ich noch den Vögeln so ihr Vagabondiren beneidet. Auch bei Borelli war ich am allerliebsten in dem kleinen, warmen, aber Blumenüberschwellenden Garten, der mitten im Hause lag, und hier war es auch, daß wir Abschied von der guten Fee der Blumen nahmen.

Der am nächsten Morgen im „Schiff" war sehr zärtlich; die Padrona umarmte mich und küßte mich auf beide Wangen, und Giacomina that, nachdem sie an ihrer Schürze den Mund abgewischt, mit leisem Weinen dasselbe. Dann begleitete uns der Generalstabs-Chef auf den Platz von San Simeone, wo unser Wagen wartete. Einige Augenblicke wurden wir noch durch den Gouverneur General Mammula aufgehalten, welcher zu Pferde an der Spitze seines Staabes eben eine Besichtigung der Garnison beendigte; dann bestiegen wir unser Gefährt, welches ich wiederum viel bequemer fand, als ich es erwartet hatte. Wer da übrigens fragen sollte,

warum wir erst so weit gegangen wären, um in den Wagen zu steigen, anstatt das hübsch bequem vor dem Hotel zu thun, dem diene zur Antwort, daß es außer den Straden in Ragusa in allen dalmatischen Städten keine Straße breit genug gibt, um mit einem Wagen darin fahren zu können. Ja, oft wären sogar die Thore schon zu schmal dazu.

Das von terra ferma in Zara ist es nicht, und wir erfreuten uns zum letzten Male an seiner schönen Architektur. Die Venetianer waren durchaus ein elegantes Volk, wie die Franzosen ein praktisches sind. Auch in Dalmatien ließen diese gute Straßen und jene geschmackvolle Bauten zurück.

Der alte Bettler, welcher seinen Platz außerhalb des Thores hatte, war bereits da. Bei dem war das Bedürfniß der freien Luft doch noch stärker als bei mir. Als man ihn einst in das Hospital hatte schaffen wollen, hatte er sich wie eine reißende Bestie gewehrt, gebunden eingebracht und nach zwei Tagen doch wieder freigelassen werden müssen, weil es nicht möglich gewesen war, ihn auf irgend eine vernünftige Art festzuhalten. Jetzt hockte er wie immer im blühendsten Gesundheitszustand und kolossalsten Körpermaß auf den Knieen und den Hacken zugleich, glotzte, den Oberleib und den Glatzkopf zurückgebogen, mit den rothen blinden Augen in die Höhe, wiegte sich vor und zurück und psalmodirte eintönig kreischend seine Bitten. Wir wurden ihnen gerecht und hatten den letzten Zaratiner gesehen. Zara lag hinter, die Morlacchei vor uns.

Die Kerka.

Die Fahrt nach Scardona war gewissermaßen ein Versuch der Morlacchei — gefiel sie uns, wollten wir sie gleich ganz sehen. Sie gefiel uns nicht, und ich habe sie gar nicht gesehen. Nicht Dernis und nicht Knin nicht Verlicca und nicht Sign, ja, nicht einmal Clissa, das besungene und berühmte Clissa, welches ich von Spalato aus so oft weiß erglänzen sah. Man soll nichts aufschieben. Und wie Schade, daß ich nicht mehr achtzehn Jahr war, als ich von Zara durch die Morlacchei nach Sebenico fuhr!

Die Gegend hinter Zemonico war ganz wie die vor Zemonico. Hohe Fläche mit Wachholder, keine Bäume, links der Velebich, oben klarer Himmel und ringsumher eine vollkommene Einsamkeit. Ich hatte als Kind einmal von den Landes gelesen — den Eindruck, den jene Beschreibung auf mich gemacht, fand ich hier ganz wieder. Die wenigen Morlacchen, welche ihre Schafe hüteten, neben ihren Pferden ausruhten oder langsam auf ihnen einherritten, belebten die Oede nicht, sondern machten sie nur noch fühlbarer.

Von Velebich herab kam eine schneidende Bora, vor welcher man sowohl müde wie hungrig wurde. Wir hatten Brod und Schinken mit, kauften in Zemonico Wein und Trauben und aßen außerdem Brombeeren, von denen die Hecken zu beiden Seiten der Straße förmlich schwarz waren. Hier versteht man, wie das Mädchen seine Mutter bittet:

Mutter, gib mich nicht dem Ungeliebten;
Lieber mit dem Liebsten Beeren essen
Im Gebirg, aus Blättern Wasser trinken,
Unter's Haupt den kalten Stein mir legen,
Als mit dem Nichtlieben im Gehöfte
Zucker essen und auf Seide schlafen.

Man kann sich hier allenfalls von Beeren nähren, besonders wenn die erste Liebe dabei hilft.

Auf der Poststation Benkovaz war alle Aussicht vorhanden, daß unser Mittag ganz so sein würde, wie unser Luncheon. Im untern Gemach des Posthauses aß eine Menge Morlacchen, aber sie hatten eben auch alles Eßbare, das dagewesen war, in Beschlag genommen. Endlich erbot die Nichte des Postmeisters sich, uns eine Suppe und eine Frittata von Eiern zu machen. Die Frau lag an einer schlimmen Hand krank auf dem Rücken im Hintergrunde eines Zimmers, in welches Jedermann hineinkonnte, wie überhaupt in alle Zimmer. Die Einrichtung war indessen noch gut genug, es gab sogar ein Sopha. Während unsere Frittata bereitet wurde, trieben wir uns ein wenig unten herum und versuchten an den Morlacchen unser Russisch, Czechisch und Slovenisch. Sie lachten uns in's Gesicht.

gerade wie auf Punt' amica. Das war wenig ermuthigend; wir wanderten auf die Straße und gafften uns um. Da sahen wir zwei echt morlacchische Gewohnheiten. Ein Mädchen küßte höchst ehrerbietig einen Mann, der es sich herablassend gefallen ließ, auf beide Wangen, und zwei Männer, die sich trafen, umarmten und küßten sich und nannten sich pobratime, Halbbrüder.

Unsere Frittata war fertig geworden. Wenn ich in Breslau über das unnütze und stupide Verräuchern der Köchinen arrabbiat wurde, pflegte Otto mich in der letzten Zeit immer damit zu trösten: „Warte nur, bis Du nach Dalmatien kommst — da wirst Du Alles verräuchert essen." Jetzt fragte er mich: „Siehst Du, hab' ich es Dir nicht gesagt?" Ich fand darum die mit Rauch gewürzte Frittata nicht besser, ertränkte ihren Geschmack möglichst in vino nero, versuchte dann einige Bissen von dem berühmten Spießhammelbraten und fand ihn, kalt wie er war, verzweifelt zäh'. Da Constanz unten beim Wagen bleiben mußte, trug ich ihm sein Theil dieses köstlichen Mittagmahles hinunter und wagte mich dann wieder zu den Morlacchen hinein. Sie waren jetzt satt und daher geneigter zur Höflichkeit; ich sprach durch Zeichen, und es glückte mir, mich so besser verständlich zu machen, als vorher. Ein alter Mann war besonders gut gekleidet, seine Brust harnischartig dicht mit Silberknöpfen bedeckt; ich bewunderte ihn, und er war sehr gnädig und erlaubte mir sogar, seine Flinte und seine schönen Pistolen zu Otto hinaufzutragen. Dieser lachte

nicht wenig, als er mich so kriegerisch beladen ankommen sah. Er kam mit herunter und zeigte seine Pistolen, deren Güte rühmend anerkannt wurde. Ich versuchte inzwischen einen jener langen, schmalen, mit Eisenknöpfen beschlagenen Ledergürtel, welchen die Frauen fünf- bis sechsmal um die Taille schlingen. Ich bin froh, keine Morlacchin zu sein und mich so mit Leder gürten zu müssen.

Das Posthaus war für die Morlacchen sowohl Schänke, wie Kaufladen; denn alle Gegenstände, deren sie nur irgend bedürfen konnten, fanden sich an der Hinterwand des kleinen Gemaches aufgestapelt. Auch gab es ein fortwährendes Getreibe und Geschwirre durcheinander, und wir suchten daher nach höflichen Abschiedsgrüßen bald das kahle, aber glänzende Freie. Noch bemerke ich, daß hier Frauen und Männer an einem Tische aßen. Fängt die Sitte, welche das gemeinschaftliche Mahl den Frauen als eine zu große Ehre untersagt, allmälig an, einer größeren Humanität gegen den zweiten Theil des Menschengeschlechtes zu weichen, oder war es nur ausnahmsweise oder zufällig?

Wir klimmten einen Hügel hinan, auf welchem zwischen Dorngestrüppe Immortellen dufteten. Oben war ein Hof und am Ende dieses Hofes ein viereckiger Thurm, die Villa eines Rechtsgelehrten aus Zara. Wir ließen uns den Thurm zeigen — er hatte drei Stockwerke und in jedem ein ziemlich großes und zwei ganz winzig kleine Gemächer. Im ersten war der Eßsaal und die Küche, im zweiten wohnte der Herr, im dritten die Frau. Die Einrichtung so einfach

wie möglich, blos Schlafsopha's, aber doch einige Bücher und Kupferstiche und ein schöner Blick auf das Meer.

Unser Kutscher hatte das Wasser für die Pferde eine halbe Stunde weit holen müssen, daher währte es lange, bis wir wieder fortfuhren. Die Landschaft blieb sich gleich, nur daß sie durch die wachsende Bora und den nahenden Abend unheimlicher wurde. An einigen Weingärten und Maisfeldern kamen wir vorüber; in einem von diesen erbat Constanz sich ein Paar Kolben, um sie zum Abendessen zu rösten. Die Sonne war fastschon untergegangen, als wir bei einem kleinen Wirthshaus anhielten. Ein Bach floß langsam zwischen Weiden und Pappeln, ein Kalkbruch war daneben. — Rybnika hieß das Stellchen, welches in dieser Wildniß fast traulich aussah. Von hier an wurde es rasch dunkler und kälter, und erst mit Einbruch der Nacht kamen wir in Scardona an, fanden jedoch in dem Gasthause, welches an der Marine der Kerka liegt, glücklich noch zwei Zimmer. Auch bei Herrn Romagnolo, an welchen Frau von Cattani unsertwegen schon im Voraus geschrieben hatte, war Quartier für uns bereitet; aber wir wußten es nicht und richteten uns daher im Hotel ein, welches mich für Scardona wirklich überraschte. Nur zu essen gab es wenig; Marco, der unglückliche Junge, mußte sich, ganz wie seine Eltern, mit Reissuppe und gekochtem Huhn begnügen. Unsere Pferde wurden unter unsern Fenstern angebunden — das war ihr Stall. Spät am Abend wollte ich noch der Aussicht genießen. — Otto hatte auf dem Boden eine Lucke entdeckt;

da wanderten wir in der Finsterniß hin, um mit dem Licht nicht etwa ein Unglück anzurichten. Nun hatte aber die Magd ihr Lager gerade unter der Lucke auf der Erde, wir kamen an ihre Füße, das arme Geschöpf erwachte, glaubte sich in Gefahr und schimpfte gründlich. Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, und wir gingen zu Bette, um nicht noch mehr Dummheiten zu machen.

Am nächsten Morgen gab es zuerst eine große Berathung über das Mittagmahl. Es war Freitag, in ganz Scardona kein Bissen Fleisch zu finden — es mußte wieder zwei unglücklichen Hühnern an's Leben gehen. Wir sollten zu Mittag gekochtes Huhn und Reissuppe haben.

Zum Glück war Frau Romagnolo eine wohlthätige Fee. Sobald Otto seinen Besuch abgestattet und dabei lachend unserer schlechten Aussichten erwähnt hatte, sandte sie mir einen großen Korb mit Pfirsichen und prächtigen Trauben. Noch ehe jedoch diese Sendung ankam, empfing ich den Besuch des Doktor Subota, an welchen wir auch empfohlen waren. Er war erst vor einigen Tagen zurückgekehrt, in Venedig und Padua gewesen, hatte eine schlimme Fahrt durch die Quarnero's gehabt. „Wir auch," sagte ich, „besonders im kleinen Quarner war's arg." — „Auch bei uns," antwortete er, „die Wellen schlugen über das Verdeck." — „So war's auch bei uns." — „Um Vergebung — mit welchem Schiffe sind die Signori gekommen?" — „Mit dem Dalmata." — „Gerade wie ich. Und wann?" — „Vor noch nicht vierzehn Tagen."

„Da sind wir ja zusammen gefahren.“ Wir erkannten uns gegenseitig.

Der Doktor hatte, ich weiß nicht was für eine, Sanitäts-Commission, welche ihn nöthigte, noch an diesem Tage sämmtliche Häuser in Scardona zu besuchen. So verließ er uns denn, und ich nahm unter einem einzelnen Baum, welcher auf der Marine stand, auf einem Steine Platz und speiste Weintrauben und zur Veränderung auch Pfirsiche. Die Freiheit der malerischen Marine that mir auf die lange Stubengefangenschaft in Zara ungemein wohl, und ich seufzte mehrmals: „Wenn wir doch einige Tage in Scardona bleiben könnten!“

Herr und Frau Romagnolo, welche jetzt kamen, fanden mich auf meinem Stein, die Hände voll von ihren Früchten. Constanz brachte Stühle, und wir improvisirten unter dem Baume ein Empfangszimmer.

Dann schlug das freundliche Ehepaar uns einen Gang durch die Stadt vor und wir wanderten in der schönen, warmen Mittagssonne die einzige Straße hinab, aus welcher Scardona besteht. Zu beiden Seiten sehen die starren, kahlen Felsenhöhen des engen Thales herein; es ist eine abgeschiedene, fast möchte man sagen abgeschnittene Lage. Auf der Spitze zunächst der Marine ist das verfallene Schloß. An einer Stelle öffnete die Straße sich, um rechts auf dem grauen Hügelgrund eine Anzahl frischer Pappeln sehen zu lassen, weiter wuchsen um den öffentlichen Brunnen her schöne große Mandelbäume. Wir gingen bis vor die Stadt

in die Seidenspinnerei der Herren Rossi, ein kleines, zierliches, durchsichtiges Gebäude inmitten einer Anpflanzung schattiger Maulbeerbäume. Obwohl ich der Hitze wegen d'rinnen nicht aushielt, erfreute ich mich doch vor den Fenstern lange an der geschickten und geräuschlosen Thätigkeit der meist hübschen und jungen Arbeiterinen und an der glänzend gelben und weißen Seide. Ich dachte an die reizende kleine Erzählung von Cesare Cantu: la setajuola. Die Herren Rossi waren so artig, wie ich bisher noch alle Dalmatier gefunden hatte.

Hier sowohl wie in der Stadt, deren Bewohner und Bewohnerinen fast alle vor den Thüren saßen und standen, fiel uns der sonderbare Kopfputz der Frauen auf. Ein dicker Kranz von falschen Zöpfen, welche mit rothem Band durchflochten sind, wird auf den Kopf gestülpt und mit einem weißen Tuch umschlungen. Die Frauen müssen den Kopf förmlich im Gleichgewicht erhalten, um diesen schweren Schmuck weder rechts noch links zu verlieren.

Unser Mittagsmahl machte mich so wenig satt, daß ich den Wunsch, einige Tage hier bleiben zu können, geschwind wieder aufgab. Die Freiheit auf der Marine war recht gut, aber der Hunger nicht. „Lieber doch in der Stube sitzen und satt zu essen haben," sagte ich, und Otto stimmte mir vollkommen bei. Wäre ich achtzehn Jahr gewesen, so hätte ich gesagt: „Lieber hungern und im Freien sein."

Nach Tische holte Herr Romagnolo uns zum Kaffee in sein Haus ab. Ein kleiner Laden war im Erdgeschoß,

oben eine enge, aber heimliche Wohnung mit vielen Büchern. Herr Romagnolo war ein Mann, der sich für Alles interessirte und mit streng wissenschaftlicher Lektüre beschäftigte. Wie konnte er in dieser Abgelegenheit leben und zufrieden und begnügt leben? Ich schätze dergleichen Selbstbeherrschung sehr, eben weil sie mir fehlt.

Gegen Abend nahmen wir eine Barke und fuhren die Kerka hinauf. Ihre ruhigen vollen Gewässer strömten uns zwischen kahlen Hügelufern entgegen. Die Schiffer lachten mich aus, als ich diesen breiten Strom zwischen lauter Gestein schön fand.

Eine Stunde waren wir gefahren, da ging in der Tiefe des Thales eine Welt des frischesten Grüns auf. Es war der Kerkafall mit seiner Umrahmung von dunklen, hohen Bäumen.

Wie sind sie hier schön, diese hohen Bäume, viel schöner, als sie anderswo wären. Grün in Dalmatien überrascht immer, gerade wie in Venedig, mit der Magie des Unerwarteten.

Eine kleine üppig bewachsene Insel theilt kurz vor dem Falle den Strom. Wir ließen sie links und landeten rechts.

Man sagt: der Fall; man muß sagen: die Fälle, denn hundertfach getheilt braust, stürzt, wirft sich, murmelt, rieselt, tröpfelt das kühle, blendende Wasser über die unzähligen Felsblöcke, welche ihm als Stufen von der Bergeshöhe in das Stromesbett dienen. Es ist eine Colonie von Wasserfällen, die jedoch nicht müßig ihres duftig grünen Ansied-

lungsplatzes genießen dürfen. Die Dalmatier haben sie dienstbar gemacht, und wie! Ich glaube, nirgends in der ganzen Welt haben arme Wasserfälle so viel zu thun, wie hier. Unten stehen mehrere Mühlen, große, hohe, dalmatisch steinerne Gebäude, in denen müssen sie mahlen, und oben ist eine Menge verschiedener Walken, mit denen müssen sie waschen. Zum ersten Male sah ich die Romantik im Dienst der Industrie, ohne daß sie darum aufhörte Romantik zu sein. Das macht, in Dalmatien wird Alles, selbst das Alltäglichste, durch die Oertlichkeiten, in welchen, und die Art, auf welche es betrieben wird, seltsam und ungewöhnlich, wenigstens für uns, die wir an das Schul- und Maschinenwesen der Civilisation gewöhnt sind.

Die Sonne war längst hinter der einen Hügelreihe verschwunden und eine klare, goldene Dämmerung wie ein durchsichtiges Zelt über uns ausgebreitet. Eine Menge Barken, zum Theil bis hinter Zara her, lag am Ufer, wo Feuer zum Kochen brannten. Diese Barken bringen Getreide hierher und bleiben so lange, bis es gemahlen ist. Wir trafen es gut, indem wir ihrer so viele fanden; sie bildeten mit ihren meist sehr reichgekleideten Eigenthümern die pittoreskeste Staffage dieses Landschaftsbildes, dessen Gleichen wir noch nicht gesehen. Wären die Leute laut gewesen, hätten sie mich vielleicht mehr gestört, als das Malerische der Barken mir gefiel, aber es herrschte eine allgemeine Ruhe; Alles saß, rauchte und kochte in einem würdevollen Schweigen, oder doch nur in halblauten Ge-

sprächen. Mit einem Worte, der Abend an der Kerka war Vollkommenheit.

Man bedauerte, daß wir nicht im Frühlinge hier wären, da gäb' es mächtige Schaummaßen, unter denen alle Felsen verschwänden, und gewaltige, gewaltige Donner. Aber wir haben diese Schaummassen und diese Donner am Rheinfall so lange gesehen und gehört, daß wir mit den getheilten Wassern und dem mäßigen Brausen der Kerka, wie sie eben war, ganz zufrieden waren. Wir klimmten froh und keck zwischen den kleineren Wellen, so hoch wir konnten, den größeren Stürzen zu. — Der gute Herr Romagnolo folgte mir auf Schritt und Tritt und ergriff mich angstvoll am Arm, sobald ich mich, seiner Furcht nach, zu weit wagte. Er wollte nicht, daß der ihm anvertraute Gast romantisch in die Kerka stürzen sollte.

Dann setzten wir uns auf einige Steine am Ufer und machten Sopper d. h. wir tranken vortrefflichen vino maraschino, den Frau Romagnolo selbst bereitet hatte, und aßen von jenen großen Biscuits, welche das beliebteste Backwerk in Dalmatien sind.

Auf der Rückfahrt hatten wir den Mond, feuchte, warme Luft und eine tiefe, wunderbare Stille, wie man sie sonst nur in den höchsten Alpenregionen zu erreichen pflegt.

Nun noch ein Stündchen Geplauder mit den Romagnola's und dem Doktor, der sämmtliche Häuser glücklich besucht hatte, und wir begaben uns zu Bette, ohne dieses

Mal das Mädchen auf dem Boden durch Mondbetrachtungen geweckt zu haben. Wir hatten genug Mond auf der Kerka gesehen und waren müde.

Für den folgenden Tag war die Barkenfahrt nach Sebenico bestimmt. Als ich um acht Uhr aufstand, fand ich, daß der Himmel bedenklich aussah. Grau, schwer, dazu schwüle Luft und fernes Donnergemurmel. — „Otto! werden wir denn in der offenen Barke trocken nach Sebenico kommen?"

„Ach ja," — die Männer haben immer ein ungemeines Zutrauen zum Wetter, vielleicht weil sie sich weniger als wir vor dem Naßwerden fürchten — „ach ja," sagte Otto, und die Schiffer und Herr Romagnolo trösteten mich desgleichen.

Wir stiegen also ein, nachdem wir eine komisch unverschämte Rechnung bezahlt. Der Wirth hieß Goldoni, aber sein berühmter Namensvetter schrieb bessere Komödien, als er Rechnungen.

Wir waren eingestiegen; ich saß auf meinem Koffer, Otto auf seinem, Marco mit Constanz im Schnabel. Vor uns piepte mit zusammengebundenen Flügeln eine zahlreiche Schar junger Hühner, unsere Reisegesellschaft. Herr Romagnolo grüßte uns noch einmal, wir stießen ab, und fuhren in das ahnungsvoll Graue hinein.

Unsere beiden Schiffer waren stark, wir kamen bald in den Prokljan. Es ist ein weites Becken, welches die Kerka bildet, die Ufer sind nicht minder steil und steinig als die

hinauf nach den Fällen, nur hier und da hat man angefangen, einen oder den andern Abhang mit Wein zu bepflanzen.

Aus dem Prokljan biegt man um eine Felsenecke links in die weitere Niederströmung der Kerka ein. Der Fluß lag gekrümmt vor uns und zugleich der dunkelste drohendste Gewitterhimmel, den selbst Otto jetzt bedenklich fand.

Noch einige Minuten, und der Donner fing an, uns zur Seite zu rollen und der Regen auf uns niederzufallen.

„Gibt es keine Höhle?" fragte ich.

Ja, es gab eine. Sie war klein, aber sicher. Zur Linken, etwas in der Höhe. Wir steuerten auf sie zu — ehe wir landen konnten, waren wir bereits recht angenehm beregnet, man hätte sogar sagen können: etwas durchgeregnet.

„Wo ist denn nun die Höhle?"

Die Schiffer zeigten das steile Ufer empor. Eine ganz kleine Oeffnung wurde zwischen dem Gestrüppe sichtbar. Wir kletterten hinauf, vertrieben ein Fledermauspaar und nahmen Besitz von der Höhle, d. h. wir setzten uns gebückt auf einige Steine. Aufrecht konnten wir nicht sitzen.

Es regnete, es blitzte, und es donnerte. Wir saßen krumm auf unseren Steinen. Die Sache währte nun schon eine liebe lange Stunde, bereits etwas zu lange.

„Wenn ich noch achtzehn Jahre wäre!" dachte ich wieder. „Was für ein Glück wär's da gewesen, während eines Donnerwetters in einer Höhle zu sitzen!" Jetzt sagte ich: „Constanz, schaffen Sie mir aus Barmherzigkeit meinen

Koffer hier in das Loch. Meine ganze Toilette geht ja bei dieser Sündfluth zu Grunde, wenn der Koffer noch länger in der unglückseligen offenen Barke bleibt."

„Schreibe doch an Kuzmanich, daß Du eine Höhle für ihn gefunden hast," sagte Otto, nachdem wir uns noch etwas mehr zusammengeschoben hatten, um dem triefenden Koffer Platz zu machen.

„Ja, wenn er ewig liegen will, denn der kann ja in diesem Loche nicht einmal sitzen, selbst nicht krumm."

„Hundert Schritte weiter auf dem rechten Ufer," sagte der eine Schiffer, der uns gefolgt war, während der andere in seinen braunen Mantel gewickelt in der tanzenden Barke saß, „hundert Schritte weiter ist eine Grotte, darin haben zwanzig Menschen Raum."

Was half uns das! Donner auf Donner folgten wie eben so viele Kanonenschüsse. Die Blitze zuckten unaufhörlich wild und weiß an uns vorüber. Der Regen goß — wir konnten die Fußspitze nicht verstecken, ohne daß sie gebadet wurde. Die Fledermäuse kamen nachzusehen, ob wir ihr Felsenschloß noch immer usurpirten. Wie gern hätten wir es ihnen, den rechtmäßigen Besitzern, wieder überlassen! Es war nun schon die zweite Stunde, daß es donnerte, blitzte und regnete, und daß wir krumm auf unseren Steinen saßen.

„Hätten wir doch gleich im Prokljan gefrühstückt!" seufzte ich. „Jetzt kann man nicht einmal etwas essen. Otto, was machen wir denn, wenn das den ganzen Tag so dauert?"

„Wir trinken die Flasche Maraschino," antwortete Otto philosophisch. Frau Romagnolo hatte uns noch eine mitgegeben.

Was menschlichen Begriffen nach unmöglich geschienen hätte — das Wetter wurde noch toller. Die Blitze schoßen dicht an unseren Augen vorüber, die Donner krachten unmittelbar über uns, der Regen — regnete noch dichter. Wirkliche Fluten stürzten sich in die Kerka. Der Schiffer in der Barke machte sich aus einem Brette einen zweiten Mantel. Der, welcher neben mir sich an ein Felsenstück drückte, um so wenig wie möglich durchweicht zu werden, fing — in dieser Lage und in diesem Wetter — an zu singen, melancholisch, eintönig und ruhig, als schifft' er am klaren Abend auf klaren Gewässern. Constanz schrieb auf mein Geheiß das Lied auf; den Anfang konnte ich übersetzen, die Folge wurde undeutlich und verworren — die Schuld des Sängers oder des Aufschreibers.

So weit wir es entziffern konnten, lautete es:

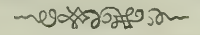
Gestern hat vermält die Mutter Marco,
Einen weißen Brief empfing er heute,
Daß zu Kaisers Heer er kommen sollte.
Und er ging, um sich sein Pferd zu satteln,
Würde schwer ihm sein, das Pferd zu lassen,
Schwerer wird's ihm noch sein Lieb zu meiden:
„Siehe, Dich, Du meine treue Liebe,
Siehe, Dich, Du mein weiß Gehöfte,
Im Gehöfte meine alte Mutter —
Folgen werd' ich meinem Herrn, dem Kaiser,
Folgen werd' ich ihm neun ganzer Jahre —
Kehre nach neun Jahren ich nicht wieder,
Meinethalb dann, meine treue Liebe,

Meinethalb nimm einen andern Liebsten,
Aber nur nicht meinen Kameraden,
Daß, wenn doch ich wiederkehren sollte,
Nicht das Herz vor Kummer mir vergehe.

Und das sang der Schiffer von Sebenico, an den Felsen gedrückt, während des Getöses der Donner, unter den Sturmfluten des Regens, neben der Höhle, wo wir nun schon drei ganzer Stunden krumm auf ein und denselben Steinen saßen. O, warum war ich nicht mehr achtzehn Jahr!

Endlich nach der dritten vollen Stunde hörte der Regen auf, und eine Art grüner Helligkeit floß durch das Grau. Wir krochen halb gelähmt hinaus und hinunter und setzten uns in die schwimmende Barke auf die gebadeten Koffer. Die Hühner lagen halb ohnmächtig da. Es war auch ihnen zu viel geworden.

„Wir haben eben nur Zeit, nach Sebenico zu kommen,“ sagte der alte Schiffer, der die ganze Ueberschwemmung in der Barke ausgehalten hatte.



Sebenico.

Ich glaube, man kann Sebenico zum ersten Male, und überhaupt gar nicht schöner sehen, als wir es von der Mündung der Kerka aus sahen.

Ganz von einem grünen Glanz überflossen, welchen der in Regenluft verhüllte Sonnenschein aushauchte, ruhte es, nicht wie sonst, Stein auf Stein, sondern Duft auf Duft, denn auch sein Berghintergrund war von jenem Lichte verschleiert.

Gleichwohl wanderten wir auf eine höchst unangenehme Art in diese zweite größere Stadt Dalmatiens ein. Aus der schwimmenden Barke auf die schwimmende Marine, von dieser über den schwimmenden Platz, von diesem abschüssige, schmutzige, enge Straßen hinauf, und immer im Courierschritt, um nicht die Weiber zu verlieren, welche unsere Sachen trugen und uns zugleich den Weg zeigen sollten. Ich bin noch nie in einer so gründlich üblen, ich möchte fast sagen, wilden Laune in ein Hotel gekommen, wie in den „Pellegrin“. Nichts war mir recht, nicht die Zimmer,

nicht das Essen. Ich versicherte fortwährend: der „Pellegrin" entspreche durchaus nicht seinem Rufe. Ich wollte Alles, was nicht zu haben, und nichts von Allem, was da zu haben war; mit einem Worte, ich machte mich so unerträglich, daß ich noch jetzt nicht begreife, wie Tommaso, der Sohn und Oberkellner des Hauses, nicht die Geduld verlor. Er behielt sie, und das half mir wieder zu mir selbst. Ich machte amende honorable, entschuldigte und erklärte mich, und die wackern Leutchen im „Pellegrin" halfen mir, mich entschuldigen und erklärten, daß man nach drei Stunden in einer Höhle allenfalls etwas wild heraus kommen könne.

Der „Pellegrin" gilt mit Recht für das beste Gasthaus in ganz Dalmatien; die Zimmer sind wirklich eingerichtet. Der Wirth, Herr Giadro, war ein gescheiter und freundlicher Mann, der über vielerlei auf, über und unter der Erde guten Bescheid zu geben wußte, und uns bereitwillig gab. Er beabsichtigte einen Handel mit Meer-Curiositäten und einen andern mit Tartaro, dem speciellen Weine Sebenico's. Bis diese Geschäfte im Gange wären, begnügte er sich damit, seine Familie unaufhörlich zu vermehren und seinen „Pellegrin" angenehm zu machen.

Wir wären, da wir absolut zwei Tische zum Schreiben hatten, gern statt in Scardona einige Wochen in Sebenico geblieben, aber die Lese nahte. Eigentlich ist ihre Eröffnung auf den Tag nach dem Feste der Madonna del borgo, d. h. auf den neunten September festgesetzt; doch kann sie

auch verschoben werden, wie es in diesem Herbst bis auf den zwanzigsten geschehen war. Der Podestá von Sebenico ist es, der hierüber zu verfügen hat, und zwar thut er es, nachdem er zwölf der ehrenhaftesten Weinbergsbesitzer aus den verschiedenen Theilen des Distriktes zu sich berufen und auf Pflicht und Gewissen ihr Gutachten über den Stand der Traubenreife empfangen hat. Sind in einem oder dem andern Garten die Trauben früher reif, so sucht der Besitzer beim Podestá um die Erlaubniß nach, die Lese vor dem bestimmten Zeitpunkt beginnen zu dürfen. Ich weiß nicht, ob in vielen Gärten die Trauben früher reif geworden waren, aber ich weiß wohl, daß ganz furchtbar an den Bottichen gearbeitet wurde, und daß dadurch in den echoreichen Straßen ein Getöse entstand, welches uns zwang, mit dem nächsten Dampfer nach Spalato abzufahren.

Hätte ich damals schon Nicoló Tommaseo gekannt, ich würde Sebenico als seine Vaterstadt anders betrachtet haben. Tommaseo, der einzige wirklich moderne, um so zu sagen ganz europäische Dalmatier, ist mir jetzt einer der liebsten Schriftsteller. Einige seiner Landsleute werfen ihm vor, daß er seine Gaben nie zu einem gediegenen Werke zusammengenommen, sondern immer nur in skizzenhaften Arbeiten zersplittert habe. Erstens sind die Synonymen da, um jenen Vorwurf zu widerlegen. Wenn die kein gediegenes Werk sind, so versteh' ich mich auf kein geistig Maß und Gewicht. Und dann — hätte auch Tommaseo nichts weiter geschrieben, als was sie leicht gearbeitet nennen,

seine kritischen Studien, seine Aphorismen, seine Anmerkungen zu den Volksliedern, so wäre er darum nicht minder ein großer und tiefsinniger Schriftsteller. Ja, ich möchte sagen, daß eben im Aphorismus sein Geist am offenbarsten wird. Oder kann man bald tiefere Dinge sagen als die folgenden aus seinen „Funken“:

„Wenn ich Zeit und Geist genug hätte, möchte ich Bücher für die Kinder, die Frauen und das Volk schreiben.“

„In der häuslichen Erziehung liegen die Wurzeln des Uebels.“

„Ihr, die Ihr die Schriftstellerei liebt, begehrt von ihr weder Gemächlichkeit, noch Unterhaltung, noch einen unangefochtenen Namen. Nie gab es eine Zeit, wo diese Pflanze solche Frucht trug, — jetzt weniger als je.“

„Von sich reden ist Schwäche; Schwäche, nicht immer Eitelkeit.“

„Mäßigung und Mäßigkeit sind Worte, welche schon durch den bloßen Klang zur Idee einer gedämpften Harmonie hinleiten.“

„Der Tod trifft Dich nur ein Mal, die Zunge Deines Bruders sieben Mal des Tages.“

„Die umfassendste und geheimnißvollste Erklärung, welche je von der Liebe, dem Mysterium der Seele, gegeben worden, ist in den göttlichen Worten: „Stark wie der Tod ist die Liebe.“ Auch durch die glückliche Liebe streicht wie der Schatten eines Vogels, welcher durch den leuchtenden Aether fliegt, die Vorstellung des Todes.“

„Es gibt keinen Muth ohne Geduld, keine Freude ohne Mühe, keine Kraft ohne Sanftmuth, ohne Demuth keinen Ruhm.“

„Wir sind ein Stamm, eine Familie, ein Herz und eine Lippe.“

Wer ohne Vorurtheil ist, kann nicht anders als nach diesen Worten den Geist, dem sie entnommen wurden, wie Perlen dem Meere, tief und groß wie dieses finden. Sie sind durchseelt vom Genie des Schmerzes, welches durch die Prüfungsglut des Lebens gegangen ist.

Von Sebenico sagt Tommaseo in seiner „Fede e Bellezza“, ein Buch, an welchem ich nur den Titel auszusetzen habe: „il pensier mio vola agl' ignúdi poggi di Sebenico, a' quali il sole addopandosi innanzi che muoja, dipinge le nuvolette serene, ed esse la quieta marina, di colori mestamente gai.“ Ist es das Italienisch, ist es die Erinnerung; diese Worte haben etwas Weiches. Sebenico aber mit seiner ganzen Gegend ist heiß und hart. Der borgo di mare liegt an der Marine, der borgo di terra zieht den Berg hinauf und ist um Vieles größer als die Stadt selbst, welche sich wie ein Labyrinthknäuel in der Mitte der beiden Vorstädte zusammenwickelt. Hinter ihr erhebt sich der steile, hohe, kahle Tartaro, der so feurigen Wein trägt. Die Straße nach Dernis geht über ihn hinweg, unten längs des Kanals östlich hin die nach Spalato. Westlich ist der Ausfluß der Kerka. Der Hafen ist weit, aber geschlossen, kein offenes Meer, nur Scog=

lien und wieder Scoglien. Am Lande Hügel und wieder Hügel, alle waren auch nicht so hoch, doch ebenso kahl wie der Tartaro. Nur im borgo di terra ferma sind Gärten mit Bäumen und einige Bäume unten an der Promenade. Bei Scardona hat diese starre Eintönigkeit, zusammengedrängt wie sie ist, etwas Malerisches, in Sebenico ist sie zu weit ausgedehnt, und muß auf die Länge, und nicht einmal auf die Länge, sondern in kürzester Zeit die Phantasie entweder gänzlich ermüden oder heftig aufregen.

Diese letztere Wirkung scheint besonders häufig; Sebenico ist ein Ort unheimlicher Geschichten.

Da ist z. B. gleich die Höhle, von welcher unsere Schiffer uns sagten; Tradan heißt sie. Als wir an ihr vorüberfuhren, riefen die Schiffer das Echo in ihr an, welches mit einem starken Schall antwortete. Was sie gerufen, konnte ich nicht verstehen; erst später hörte ich: Tavella riefe man. So hieß einst ein Nobile, der nichts so sehr liebte wie wilde Pferde, und auch an einem Sturz beim Reiten starb. Natürlich war er ohne Beichte gestorben und darum muß nun seine Seele in der Höhle wohnen, als Echo antworten und einen Schatz bewachen. Um diesen zu heben, fuhr ein Pfarrer von Prokljan mit acht Gefährten nach der Höhle. Einer der Acht blieb in der Barke, mit den sieben Andern drang der Pfarrer ein und fand, von dem Ritter bewacht, einen großen Kessel voll Gold. Der Ritter sagte, für ein Gespenst sehr höflich: „Es ist nicht erlaubt, diesen Kessel anzurühren, sonst geht es Euch schlecht.“ Umsonst

beschwor der Pfarrer ihn im Namen Gottes — der Ritter wich nicht. Endlich, als der Pfarrer sich mit Gewalt des Kessels bemächtigen wollte, fiel der Ritter mit wüthenden Hieben über ihn her, jagte ihn sammt den Andern zur Höhle hinaus, und binnen wenigen Tagen starben Alle, nur der nicht, welcher in der Barke gewesen war.

Dann ist Popal, ein gewisser Ort auf dem Verpolje. Die ganze Gegend von Sebenico ist ebenso reich an Wild, wie sie arm an Gartenerzeugnissen ist. Im höhern Gebirg gibt es selbst bisweilen Rehe und Wölfe, häufig genug Marder und Füchse, tiefer unten nur Vögel und Hasen. Mit diesen, so wie mit Steinhühnern, diesem eben so reizenden wie wohlschmeckenden Geflügel ist nun eben das Verpolje besonders bedacht. Außerdem hat es eine Mauer, die viele Jahrhunderte alt ist, und in ihrem Umkreis unterirdische Gemächer enthält, welche in die harten Felsen gehauen sind und jetzt als Cisternen dienen. Ich hafte nicht für die Richtigkeit dieser Beschreibung, denn sie ist nach eigener Anschauung entworfen; ebenso wenig weiß ich, ob Popal seinen schlimmen Ruf als Ort gespenstischer Erscheinungen verdient oder nicht. Aber gewiß ist es, daß die Bewohner der Umgegend sich dort nie dem Schlafe überlassen, was sonst keine unbeliebte Beschäftigung der Dalmatier ist; denn wer zu Popal einschläft, hat nicht nur die furchtbarsten Träume, er hat auch bald nachher entweder eine Krankheit oder ein Unglück.

In der Stadt ist das Haus „Pellegrini“ gespenstisch berüchtigt. Es steht seitwärts von der Piazza, ist ein hohes,

alterthümliches Gebäude, hat früher den Templern gehört, und ist jetzt ganz unbewohnt, indem man es vor der Unruhe nicht aushält, welche die Geister verursachen. In seinem Grunde liegen eben so große Schätze wie in der Höhle von Tradan. Etwa zehn Jahre mögen es sein, da klopften eines Abends sieben Griechen, welche mit einem eigenen Schiffe gekommen waren, an die Thür des Hauses und baten um Einlaß. Der Conte, welcher alle diese bewaffneten Leute sah, wollte nicht öffnen; da sagten sie: „Ihr werdet es bereuen. Wir haben eine Schrift darüber, daß in Euerem Hause ein großer Schatz verborgen liegt. Ohne uns aber werdet Ihr ihn nie entdecken, denn wir allein wissen die Stelle, wo er vergraben ist, weil wir eine genaue Zeichnung davon besitzen.“ Der Conte sprach: „Kommt morgen!“ Die Griechen antworteten: „Wir fürchten uns — das Volk und die Gerechtigkeit könnten uns etwas anhaben.“ In der That kamen sie nicht wieder, und der Schatz liegt noch, wo er lag. Ich konnte nicht erfahren, ob der Conte in dieser Geschichte, welche ich, gleich den andern, Herrn Giadro verdanke, der gegenwärtige Besitzer sei oder sein Vater. So viel weiß ich, daß der jetzige Pellegrini in Rom lebt, sich durch eine italienische Uebersetzung heimatlicher Volkslieder, welche, wenn auch nicht ganz getreu, so doch glänzend und blühend wiedergegeben sind, literarisch bekannt gemacht hat, und so phantastisch sein muß wie sein Haus. Abergläubischer soll es keinen Menschen geben. Einmal des Abends überfällt ihn ein leichtes Unwohlsein, und erregbar,

wie er ist, glaubt er sich sogleich in der größten Gefahr. Ein Freund ist bei ihm, und versucht ihn zu beruhigen; beinahe ist es gelungen, da fängt eine Katze auf dem Dache an zu schreien. „O me sventurato! o ich Unglücklicher!“ ruft verzweifelnd Pellegrini, „la mel canta, la mel canta! sie schreit mich aus, sie schreit mich aus!“ Ebenderselbe Freund besucht ihn einst und legt seinen Priesterhut auf des Pellegrini Bett. „O um des Himmels willen,“ schrie Pellegrini, „den Hut wegnehmen, den Hut wegnehmen!“ „Warum denn?“ frägt der Freund, indem er ganz erschrocken nach dem Hute läuft. — „Aber wißt Ihr denn nicht, daß derjenige, auf dessen Bett man einen Priesterhut legt, in einem Jahre sterben muß?“

Dies sind Beispiele von der Aufregung der Phantasie durch Sebenico. Eines von ihrem Ermüden finden wir in dem Leben des Marinovich von Tommaseo.

Es war ein ganz einfacher und unbekannter Mensch, der Marinovich. Die ersten Jahre seiner Jugend brachte er in dem Handelsgeschäfte seines Vaters zu. Später, als dessen Angelegenheiten schlecht gingen, eröffnete er eine Schule, um so den Unterhalt für die Seinen zu verdienen. Zuletzt wurde er Sekretär des Bischofs von Sebenico und blieb es bis zu seinem Tode. Italien hatte er gesehen, als er, noch Jüngling, seiner Gesundheit wegen hingegangen war, sonst nichts von der ganzen großen Welt. Und das war sein Leben. Man sieht, es ist nur „ein Wenig“ von einem Leben, aber der Marinovich war viel von einem Menschen.

Es gibt in Dalmatien zwischen Männern eine pobratimstvo, d. h. eine Wahlbrüderschaft der Seelen, welche viel häufiger zu finden ist, als eine große Leidenschaft für eine Frau. Vielleicht auch, daß von dieser nicht gesprochen wird, während man jene mit Stolz bekennt; genug, man hört viel von Freundschaftsliebe und sehr wenig von Liebhaberliebe. Eine solche Freundschaftsliebe nun verwebte den Marinovich und den Tommaseo. Marinovich schreibt an den Freund Worte, wie diese: „Ich bin ganz Euer, und es ist dies ein Gedanke, welcher mir die Seele mit Freude füllt"; und anderwärts: „Ich habe Euren Brief geküßt, wie man Dinge küßt, die heilig sind." Tommaseo schildert den Freund also: „Der linde und ernste Einfluß der wohl erduldeten Schmerzen, die Gewohnheit des würdevollen Schweigens und des Sichselbstbeherrschens, der bescheidene Muth einer edlen Reue, die schwere Enthaltsamkeit von jedem beißenden Worte, jedem unbedachten Urtheil, und das von ihm, der glücklich spotten und scharf urtheilen konnte; endlich jene Resignation, die, sich ihrer selbst bewußt, an menschlichem Troste verzagte, aber den Blick auf ein Ziel jenseits des Grabes gerichtet hielt, — das Alles gab ihm vor der Zeit die Ehrwürdigkeit des Alters und machte, daß sein Schweigen schmerzlicher als jeder Vorwurf, seine Achtung wünschenswerther als jedes Lob war."

Von wem ein Tommaseo so schreibt, der muß viel sein, und was ist aus diesem Vielen an ihm in Sebenico geworden?

Er schreibt einmal: „Häusliche Obliegenheiten und Ver-

wickelungen und nagende Sorgen verstimmen und verstören mich und machen meine Tage immer dunkler und verworrener. Und einst waren sie so ruhig und ungetrübt und ich versprach mir einen heitern Mittag. Wie soll ich das kleine Feld meines armen Geistes bebauen, wenn die Flut der Widerwärtigkeiten darüber hinrollt und es gänzlich unfruchtbar macht? Beklagt mich und liebt mich noch mehr, mein Unglück macht mich dessen würdig!"

Man wird sagen, dergleichen Schicksale können eine Intelligenz überall treffen. Ja, aber wenn sie dann wieder von ihr genommen werden, so erhebt sie sich anderswo wieder nach dem Drucke. Marinovich dagegen schreibt später, als er nicht mehr gezwungen war, ungeberdige Jungen zu unterrichten, sondern in einer leichten Abhängigkeit bei einem liebenswürdigen Prälaten lebte: „Mit dieser meiner bischöflichen Schreiberei und Kanzlei habe ich jeden Tag von Morgen bis in die Nacht zu thun; doch besser so, als wenn es anders wäre, da ich nun einmal wie eine Auster hier fest sitzen soll, wo ich geboren bin."

Endlich finden wir diesen resignirten Bericht: „Da Ihr wissen wollt, wie es mir geht, so bin ich denn dabei, es Euch mitzutheilen, so wenig Gutes es auch sein mag. Jetzt bin ich gesund, aber den ganzen Winter und auch noch den ganzen Frühling wurde ich von einem gastrischen Leiden geplagt. Die Melancholie oder Hypochondrie, die mir nicht fremd ist, schien in Folge dieses Uebels meine unzertrennliche Gefährtin geworden zu sein. Jetzt, ich wiederhol' es,

bin ich gesund; etwas Bewegung, hier und da ein Morgenritt, und die warme Jahreszeit, die mir wohl und gut thut, haben mich gänzlich wieder hergestellt. Das Alles, um Euch doch etwas zu sagen. Ich füge noch hinzu, daß meine Schreiber- und Kanzleigeschäfte noch ganz dieselben sind, ohne daß ich darum die Geduld verlöre."

Er war darüber hinaus, die Geduld zu verlieren. Er mochte sie, so oft er sie verloren hatte, mit solcher Mühe haben wieder suchen müssen, daß er es für das Beste hielt, sie gleich ein für alle Mal zu behalten, und dieses Beste auch that. Ein Leben aber, in welchem man nie mehr die Geduld verlieren darf, muß geradezu entsetzlich sein.

Ich für mein Theil würde in Sebenico bald alle Geduld verlieren, die ich durch des Himmels Gnade gerade hätte, schon wegen des ewigen Auf- und Abkletterns in den Straßen. Die wenigen Tage, daß wir da waren, ging es. Wir hatten genug zu sehen und waren eben in der Laune, gern zu sehen.

Gleich den ersten Tag fuhren wir mit dem Adjutanten des Garnisonsbataillons, an welchen wir durch den Generalstabs-Chef empfohlen waren, nach dem Fort San Nicoló, in dessen Nähe, unterhalb der Grotte von San Antonio, der berühmte dentale della corona gefischt wird. Das Fort steigt fest, glatt und glänzend mitten aus dem Wasser auf. Der zeitweilige Befehlshaber, ein Italiener, empfing uns höchst liebenswürdig und stellte uns seine ganze Speisekammer, welche in zwei Fächern eines Wand-

schrankes enthalten war, gastfrei zur Verfügung. Dann führte er uns hinunter in das Reich der Kerker. Es war stockfinster, ich wagte kaum einen Schritt, der Adjutant bot mir den Arm. „Ich kann zwar auch nicht sehen," sagte er, „aber ich werde tappen." Und wir tappten uns auch wirklich von Kerker zu Kerker. In die letzten aber wollt' ich nicht mehr hinein, mich fror in der Seele. San Nicolò ist wie eine Seejungfrau: Schönheit oben, Greuel unten.

Auch in das Fort von Santa Anna erhielten wir durch den Adjutanten Einlaß. Es liegt heiß und hoch, doch niedriger als die Forts Baron und San Giovanni, mit denen gemeinschaftlich es die Stadt beherrscht. Wir stiegen an einem vor Regen sichern Vormittage hinauf, kamen an dem sonderbaren Kirchhofe vorbei, wo die Grabsteine wie Dachziegel nebeneinander liegen, und dann in das Fort. Es war offen, doch stand eine Wache da. Wir wollten ihr unsere Karte zeigen, sie schüttelte den Kopf und drehte uns den Rücken, — sie verstand uns nicht. Man müßte ein Mezzofanti sein, um sich überall mit der österreichischen Armee verständigen zu können; es geht bei ihr immer zu wie beim Thurmbaue zu Babel. Nun, wir stiegen getrost weiter, ein Mann der Besatzung schlief da, ein anderer dort. Nichts rührte sich. Vor dem Wachthäuschen glühten in der Sonne die Gewehre, — wir hätten sie und das Fort zugleich mitnehmen können. Da uns daran nichts lag, begnügten wir uns damit, immer noch höher zu steigen, und in Frieden sämmtlicher Aussichten auf den blauen

Hafen, die fahle Marine, die hieroglyphische Stadt und das starre Gebirg zu genießen. Endlich hörten wir unten einen kleinen Stein klirren — es war der Appell für die Schläfer. Der eine reckte, dehnte und erhob sich und ging, um seinen Schlafkameraden in der andern Ecke wachzurütteln. Dieser rieb sich die Augen und kam gleichfalls auf seine Beine, und die Ablösung geschah, d. h. drei Mann, die drinnen geschlafen hatten, kamen an die Stelle der drei Mann, von denen zwei draußen geschlafen hatten. Es war ein Wechseln der Schlafstätten. Die Pause des Wachens war indessen doch lang genug, um uns zu entdecken. Der Gefreite kam herauf, verlangte unsere Karte, und wir verließen Santa Anna wenigstens legitim, wenn wir auch unlegitim hineingekommen waren.

Auf dem Rückwege durch die Stadt besahen wir uns morlacchische Knöpfe und Gürtelschlösser von Silberfiligran, und kauften eine mächtige in Holz geschnitzte Spindel zum Wollenspinnen. Kaum war dieser große Kauf abgeschlossen, so sollten wir, ich weiß nicht wie viel Dinge bedürfen, oder doch wenigstens an uns bringen. Auf einem kleinen Platz vor einer kleinen Kirche war der Gemüsemarkt; auch da sollte ich, weil wir für einen Kreuzer zwanzig Feigen gekauft, gleich ganze Vorräthe von Grünzeug und Geflügel nehmen. Außer den Verkäufern und Verkäuferinen stürmten auch Bettler und Bettlerinen in mich ein, natürlich sämmtlich auf illyrisch. Unter den Bettlerinen wurde besonders ein kleines junges Geschöpf laut, welches, halb blöd=

sinnig, immerfort schreiend und grinsend nach meinen Händen griff, und zwar ebenso, nachdem es etwas erhalten, wie vorher, da es noch haben wollte. Die dalmatischen Bettler erinnern sehr an die aus Scotts Romanen. Ueberhaupt könnte für einen wirklichen Romancier das jetzige Dalmatien eine ebenso reiche Fundgrube werden wie das frühere Schottland. Es hat mit diesem eine Menge Analogien: Hochland und Niederland, zweierlei Nationalitäten, zweierlei Religionen, Patriarchen-Häuslichkeit, Blutfeindschaft, Rache, Räuberei, Volkspoesie.

Volkspoesie! noch ungedruckte Volkspoesie! das war meine unaufhörliche Bitte in Dalmatien. Man hätte denken sollen, ich könnte mich keinen Abend ruhig niederlegen, wenn ich nicht am Tage irgend ein noch unbekanntes Volkslied in meine Hände geschlossen hätte. Bisher war wenig Aussicht dazu gewesen, oder eigentlich gar keine, hier schien sie endlich zu dämmern. Dr. Matteo Tecilazich, ein Freund und Landsmann Carrara's, erzählte mir augenblicklich von einem gewissen Nikola Blacchie, welcher im borgo di terra ferma für einen großen Poeten gälte. Ich horchte, ich bat, dringender als je. Dr. Tecilazich versprach mir, sich einige der besten Poesien des Blacchie vorsagen zu lassen und sie für mich aufzuschreiben, denn der Sebenzaner Poet selbst konnte weder schreiben noch lesen. Das machte denn seine Poesien natürlich noch um Vieles kostbarer, und als ich drei davon bekam, glaubte ich mich wirklich im Besitz eines kleinen Schatzes. Aber in dieser angenehmen Täu-

schung blieb ich nicht länger als bis zum nächsten Winter, wo ich in Ragusa den Vuk durchstudirte und mit Betrübniß fand, daß die Originale des armen Blacchie nichts mehr und nichts weniger waren, als einige Versionen von längstbekannten Liedern.

Indessen soll darum dem braven Arbeiter von Sebenico durchaus nicht das poetische Verdienst abgesprochen werden. Wenn er nicht erfand, so variirte er höchst glücklich und besonders mit dem feinsten Instinkt für das wahrhaft Elegische. Als Probe davon will ich ein Lied mittheilen, welches einen Wettlauf behandelt, zu dessen Preis sich ein Mädchen setzt. Eines über denselben Gegenstand aus Senja ist gedruckt; ein zweites hab' ich in einem Manuscript gelesen, welches die Versionen auf der Insel Lesina enthält. Das dritte, das von dem ungelehrten Arbeiter aus Sebenico, ist am zartesten und zugleich am meisten dramatisch, und hier folgt es:

Schafe weidet die Schuitschkinjer Mare,
Weidet Schafe auf dem Malovane,
Und zu ihr zwei junge Hirten kommen,
Peter einer, Nikola der and're.
Peter spricht: „mein eigen ist das Mädchen!"
Und Nikola „Dir nicht, mir gehört es!"
Während sie darüber nun sich streiten,
Spricht zu ihnen so das junge Mädchen:
„Gott mit Euch, Ihr beiden jungen Hirten!
Beide seid Ihr jung, mir beide theuer,
Doch ich kann nicht Beider Mädchen werden.
Hört mich denn, ihr beiden jungen Hirten,

Gehet an den Fuß des Malovane,
Faßt euch Beide an den weißen Händen
Ich will auf des Malovane Gipfel,
Will dort klimmen auf den kalten Felsen
Und mit dem gestickten Tuche wehen.
Weh' ich nun mit dem gestickten Tuche,
Fangt Ihr Beide an zugleich zu laufen.
Wer zuerst dann bei mir angekommen,
Dessen junges Mädchen will ich werden;
Wer zuletzt kommt, soll das Tuch erhalten."
Und als Mare sie vernommen haben,
Geh'n sie an den Fuß des Malovane.
Fassen an sich an den weißen Händen;
Sie geht klimmen auf den kalten Felsen,
Und dann weht sie ihnen mit dem Tuche.
Beide Hirten fangen an zu laufen.
Peter stirbt, noch eh' er sie erreichet,
Sterbend sinkt Nikola in den Schoß ihr.
Als da sieht die Schuitschkinjer Mare,
Daß ihr alle Beide so verschieden,
Ziehet sie heraus Nikola's Messer,
Sticht sich mit dem Messer in den Busen
Und verscheidet der betrübten Mutter.

Sollte man glauben, daß dergleichen raffinirte Leidenschaftsprobleme ebenso in den einfachsten Gesellschaftszuständen zu lösen wären, wie in den complicirtesten? Die Schuitschkinjer Schäferin erinnert unwillkürlich an die Marguérite aus den „Deux amours" der Girardin. Nur wird in dieser das Ende leidend erwartet, welches von dem Mädchen auf dem Malovane handelnd gesucht wird.

Der Barde der „Schuitschkinjer Mare" variirt keine Lieder mehr. Als wir auf der Rückreise aus Dalmatien wieder durch Sebenico kamen, war er gestorben, einfach,

prosaisch wie er gelebt hatte. Vielleich ist sein Name jetzt selbst im borgo di terra von Sebenico schon vergessen. Gewiß wird er, außer auf einem Blatte dieses Buches, nie anderswo genannt werden.

Ich habe eine Art ehrfürchtigen Mitleids für solche unbekannte Namen. Ich erinnere mich noch der Zeit — meiner frühesten Jugendzeit — wo ich fürchtete, der meinige könne auf immer unbekannt bleiben, und darum hab' ich ein ungewöhnlich aufmerksames Ohr für Namen, welche klingen würden, wenn sie Echo's fänden, die sie wiederholten.

Der Name Vidovich gehört in Dalmatien nicht zu den unbekannten. Eine Dichterin trägt ihn, welche als die beste jetzt lebende gilt. Aber Vincenzo Vidovich ist ganz und gar nicht bekannt und verdiente doch wirklich es zu werden. Schlichter Sanitätsbeamter in seiner Vaterstadt Sebenico, hat er, ohne je Naturgeschichte studirt zu haben, mit bewunderungswürdiger Ausdauer eine höchst interessante Sammlung von Korallen, Land- und Meermuscheln, Meerthieren und Meerpflanzen zusammengebracht, und von diesen letzteren sogar mehrere neue entdeckt. Wußte er einen Gegenstand nicht zu nennen, so wandte er sich an Botteri auf Lesina und erwarb sich so, außer dem Wissen von den Dingen, nach und nach auch das von den Namen. Wir besuchten ihn in dem kleinen Stübchen, welches er im Sanitätsgebäude inne hatte. Die allergräulichsten von seinen gräulichen Spinnen und Krebsen hingen an der Wand wie Trophäen, unter welchen er jede Nacht den süßen Schlaf

des Erwerbers schlief. Mit Liebesblicken sah er sie an, als er mich in sein Heiligthum einführte. Er hoffte, ich würde in Entzücken über ihre Schönheiten gerathen. Als er wahrnahm, daß ich durchaus nicht befähigt war, sie zu würdigen, hatte er die Nachsicht, welche man mit den Ignoranten hat und begnügte sich, mich seine reizenden Korallen bewundern zu lassen, bei denen ich reichlich Alles nachholte, was ich bei den Ungethümen an der Wand versäumt hatte. Man kann sich nichts Lieblicheres vorstellen, als diese Bildungen, welche halb Zweige, halb Federn schienen. Dalmatien ist wundervoll reich an Korallen, aber arm an Aufmunterung für solche stille Autodidakten der Wissenschaft. Herr Vidovich sah aus, als könnte er einige brauchen. Als der verstorbene König von Sachsen seinen Triumphzug durch Dalmatien hielt, versuchte der bescheidene College des königlichen Botanikers einen Schritt aus seiner Dunkelheit hervor zu thun, indem er dem Könige eine ganze wissenschaftlich geordnete Sammlung von Meerpflanzen übersandte. Gleich allen andern ähnlichen Huldigungen wurde auch diese angenommen, aber auch wie bei allen andern blieb der Dank aus. Das betrübte den armen Geber damals noch immer, und wird ihn wahrscheinlich auch noch bis an sein Lebensende betrüben. Ich rieth ihm, sich einmal an Humbold zu wenden. Einen Dank wenigstens glaubte ich ihm in diesem Falle verheißen zu können.

Andere Besuche konnten wir in Sebenico nicht machen. Bei Dr. Tecilazich war die Frau krank, bei dem Conte

Begna, an welchen Frau von Cattani uns anempfohlen hatte, ein Kind. Dagegen führte er mir seine älteste Tochter zu, eine allerliebste achtzehnjährige Kleine mit großen schwarzen Augen und glänzend schwarzen Haaren. Sie nahm mit einer gewissen Entschlossenheit neben der Fremden Platz und fing an, sich sehr lebhaft zu fächern. Ich erkundigte mich nach Allerlei; wie die Gesellschaft sei? — „Diskret." — Ob es Modehändlerinen in Sebenico gebe? — „Zwei recht diskrete." — Ob hier die Damen wohl manchmal ohne Hut auf die Abendpromenade gingen? — „O ja, warum nicht, wenn man unter sich sei; aber an Dampfschiffabenden nicht; da könnten ja Fremde gekommen sein." — Endlich fragte ich nach den Hilfsmitteln zur Erziehung. Mit denen aber war meine kleine Besucherin nicht zufrieden. Es wären keine Lehrer da. — Wie sollte man da etwas lernen? Sie zuckte die Achseln und fächerte sich noch eifriger. Dann fuhr sie fort, jetzt werde es etwas besser; ihre Schwester sei in einer guten Schule. „So? und was studirt sie denn da?" — „O, lesen, schreiben, rechnen, nähen, stricken, beten — in somma tutto," setzte die Kleine mit anmuthiger Altklugheit hinzu. Sie hatte recht, die kleine, hübsche Contessina, wenn sie sagte: „genug Alles." Was braucht eine Frau eigentlich mehr, als lesen, schreiben, rechnen, arbeiten e pregar Dio?"

Den Dom, den Stolz Dalmatiens, sahen wir mit dem Grafen Begna, ebenso die Promenade. Sie liegt in der Landvorstadt vor der kleinen und zierlichen Kirche der Ma-

donna del borgo. Einige Offiziere und einige auffallend geputzte Toiletten bewegten sich unter den schattigen Bäumen auf und ab; Männer aus dem Volke, in reiche Farben gekleidet, saßen und sahen zu. Der Dom ist einfach und edel gebaut, doch keine von den Kirchen, welche einen Eindruck auf die Einbildungskraft machen. Er nimmt die eine Seite des Platzes ein; ihm gegenüber ist die ehemalige Loggia, das jetzige Casino, wo eine recht gute Bibliothek in Glasschränken verschlossen war, weil sie nur im Winter benutzt wird.

Wir hatten für den letzten Abend in Sebenico noch auf ein Volksfest gerechnet, denn es war Vigilie der Madonna del borgo; aber es regnete wieder einmal so gründlich, so erschöpfend, daß wir nur mit genauer Noth unertränkt von einem Spaziergange wieder in den „Pellegrin" zurückkamen und das Volksfest sehr wohlweislich zu Hause blieb. Doch sollte der Abend nicht ganz unfestlich vergehen. Herr Giadro überraschte uns nach unserem Abendmahl mit einem Dessert von gerösteten Maiskolben, dalmatisch in Wein geschmorten Aepfeln, großen grünen Trauben und eingekochtem Most, mosto levnia. Dieser gleicht unserem abgerührten Pflaumenmuß, und wird mit geriebenem Brod und Citronenschale, nach Belieben auch mit Pignoli, Rosinen und Anis bereitet. In Ragusa heißt er Mantala; da sah ich ihn später kochen, in Sebenico aber kostete ich ihn zum ersten Male.

Wie man sich in Spalato ein Haus einrichtet.

„Werden wir heute ein Unterkommen finden?“ Das war die Sorge, welche am achten September auf dem „Kübeck“ alle Gemüther aufregte, d. h. die Gemüther aller derjenigen, welche in Spalato bleiben wollten.

Es war die große Fiéra in Salona, wozu die ganze Gegend nach Salona kommt, um dann von Salona zur Nacht nach Spalato zu kommen. „Alle Gasthäuser sind gewiß schon heute Morgen besetzt,“ sagte man um uns vorher.

„Aber mein Gott, was werden wir denn da anfangen, wir, ganz fremd in Spalato?“ fragte ich mit einer Art resignirter Verzweiflung Herrn Francesco Cicci, einen artigen jungen Mann aus Sebenico.

Er versprach mir, uns, sobald wir landen würden, augenblicklich in den „Imperatore“ zu führen; da würden vielleicht noch Zimmer sein.

„Und wenn nicht?“

„Troverem', troverem',“ antwortete er tröstend.

Ich beruhigte mich vorläufig. Müssen wir uns nicht

meistentheils mit einem „troverem'“ zufrieden geben? Wenn wir dann nachher nichts finden — wohl, so schickt man sich darein; muß man sich doch in Alles schicken.

Das Verdeck war voll von Passagieren, voll von Deutschen. Ein Vater und ein Sohn aus Ulm, der Vater Archäolog, der Sohn Naturforscher, bereisten Dalmatien, der Sohn zum ersten-, der Vater zum zweitenmal. Nun, sie sprachen Beide italienisch, aber ein Wiener und ein Badner machten dieselbe Reise, ohne ein Wort zu verstehen. Der Wiener reiste zum Vergnügen. — „Aber wenn Sie mit Niemand sprechen können?“ — „O, ich finde überall Deutsche, ich amüsire mich köstlich!“ Der Badner wollte für den Großherzog malen, und bis Albanien hinauf. — „Wie wollen Sie denn dort fortkommen? — Da sind ja nicht einmal Deutsche mehr!“ — „O, ich komme schon fort, ich finde in Cattaro einen Bedienten, einen Montenegriner.“ — „Spricht er denn deutsch?“ — „Nein.“ — „Und mit dem wollen Sie die Reise machen?“ — „Ja. Ich habe keine Bange; es wird vortrefflich gehen.“

Ich weiß nicht, ob es vortrefflich gegangen ist. Ich habe von dem baden'schen Landsmann, der sich immerfort ein Auge zuhielt, „weil ihm etwas hineingekommen war“, nichts mehr gehört. Die Ulmer Landsleute und den Wiener dagegen sah ich noch einmal, und zwar kamen sie von Salona zurück, wohin wir fuhren. Sie keuchten in der größten Mittagshitze mit ihren Röcken auf der Schulter die schattenlose Landstraße daher, waren aber seelenvergnügt, der Vater und

der Sohn, als echte Deutsche über die Trümmer von Salona, der Wiener — aus Vergnügen. Ich sehe noch immer sein freundliches, rothes Gesicht. Er trug einen Ohrring, der funkelte nicht mehr, als seine lustigen Augen. Am andern Tage wollten alle drei wieder zurück, ohne Ragusa und Cattaro gesehen zu haben; Dalmatien war sehr schön, aber — sie wollten doch wieder zurück.

Nun, vorläufig waren wir noch nicht in Spalato angekommen, sondern fuhren bei blauem Himmel im blauen Kanal. Unser Wirth aus Sebenico war auch mit, und gab uns die Biographien der Scoglien, an denen wir vorüberrauschten. Ich kann es nicht verhehlen, daß dabei häufig von untergegangenen Barken die Rede war, oder auch von Sturmnächten, im Freien auf dem oder jenem Eilande zugebracht, weil man vor dem Tod im Meer dahin hatte flüchten müssen. Die Gewässer zwischen diesen dalmatischen Eilanden sind tückisch.

Ein blinder Passagier hatte sich ebenfalls auf dem Dampfer eingefunden. Es war ein Hund, der sich schon seit einigen Tagen herrenlos im „Pellegrin" herumgetrieben hatte und jetzt den Wirth nach Spalato begleiten zu wollen schien. Das Thier hatte eine unglückliche Geschicklichkeit, sich gerade immer so unter die Bank zu legen, daß Jeder, der vorbei kam, es auf den Schwanz treten mußte. Jeder sagte dann: „O, das arme Thier!" und so kam die Geschichte des Hundes an den Tag und eine Adoptation zu Stande, indem ein Offizier vom Genie-Corps ihn seinen beiden Bulldoggs zum Gefährten

zu geben beschloß. Es handelte sich nun nur um einen Namen. Ich schlug Kübek vor, aber man fand den Namen für einen Hund zu gentil, und er wurde Neptun getauft.

Und wir fuhren in den Hafen von Spalato ein. Die Sonne war eben hinter eine Felsenkuppe zur Linken gesunken. Diese ganze steile und kahle Höhe flammte von Gold — es war der Mont Marian. Zwei dunkelblaue Inseln schlossen hinter uns das Meer aus: die Solta und die Brazza. Mit letzterer schien ein himmelblaues Gebirg zusammenzufließen, der Biocovo; von diesem an zog sich ein zackiges, ganz glühendrothes nach Spalato hin, der Mossor. An ihn schloß sich die dunkle, lange Kette der Cabani oder des Carban. Im Vordergrunde lag, überragt von seinem weißen, durchsichtigen Campanile, in der Art einer großen und prächtigen Stadt, Spalato.

Ich hatte noch nie eine Stadt auf einem so großen und wundervoll farbigen Hintergrunde gesehen, aber ich hatte auch noch nie in so engen Straßen ein solches Gewühl getroffen und ein solches Geschrei gehört. Es war ein Samum von Stimmen, und von was für Stimmen! Betäubt eilte ich an Otto's Arm hinter Herrn Cicci her, der sich und uns mit Mühe Bahn machte. Ich kann sagen, daß ich wie in einem Fiebertraume den „Imperatore“ erreichte.

Es war kein einziges Zimmer mehr da, kein Bett, keine Matratze. Für den „Piccolo“ allenfalls noch ein Lager, für uns nicht. Nun, so war doch wenigstens für Marco gesorgt.

Auch wir sollten indessen unterkommen. Im Hause

gegenüber hatte eine Frau immer ein Zimmer zu vermiethen, und dieses Zimmer war leer. Allerdings enthielt es nur ein Bett, aber eine Chaiselongue oder doch etwas ähnliches konnte, mit Linnen bedeckt, ganz gut für ein zweites gelten. Das sagte ich der Frau, als sie Umstände machte, weil es nicht gut genug für uns sei. „Und wir gehen nicht hinaus, Signora,“ schloß ich. Da ergab sie sich höflich, und wir waren doch für die Nacht wenigstens unter Dach und Fach. Unsere Ulmer hatten kein anderes Lager gefunden, als die Dielen, oder kann sein auch die Ziegel drüben im „Imperatore“. Sie sagten es Otto, als er sie am andern Morgen aus dem Fenster unserer Herberge begrüßte. Aber sie waren doch sehr glücklich, denn sie wollten gleich zum erstenmale nach Salona.

Ich war nicht glücklich, obwohl ich in einem Bette geschlafen hatte. Die Stube war finster und lang, die Straße lang und finster. Ein Tischler, ein Schuhmacher und ein Goldschmied hämmerten um die Wette, alle drei mir gegenüber, und dazu war das Geschrei wo möglich noch wilder und schriller, als am Tage vorher. Der „Imperatore“ schickte, um uns sagen zu lassen, daß jetzt zwei Stuben leer wären, aber ich bat Otto himmelhoch, mich nur aus dieser Straße fortzubringen.

Er zog den Frack an, steckte so und so viel Briefe zu sich, und verschwand in der tobenden Finsterniß der Straße. Ich saß oben mit gefalteten Händen und hörte dem Goldschmied, dem Schuhmacher und dem Tischler zu. Marco saß

mit Constanz auf einem kleinen Altan auf der Hofseite des Hauses und aß als ein artiger Junge eine Traube nach der andern.

Die Stunden vergingen, die Handwerker hämmerten in schöner Einstimmigkeit. Es wurde Mittag, d. h. draußen, in der Straße nicht. In dieser Straße konnte es schwerlich je Mittag werden. Marco saß auf dem Altan und aß Weintrauben, ich saß in der Stube und aß Feigen.

Endlich kam Otto zurück. Er war zuerst mit Conte Antonio Bajamonti in der halben Stadt, dann beim Doktor Cattani, darauf mit diesem und Conte Antonio Bajamonti in der andern halben Stadt und endlich mit beiden Herren und dem Direktor des Gymnasiums, Don Giovanni Franceschi noch in der einen der vier Vorstädte gewesen, und nirgends ein Quartier mit Licht und Luft und ohne Lärm.

Aber eines in der Stadt, in der Stadt der Stadt, im Palast selbst: zwei Zimmer, die nöthigen Betten, zugleich den Tisch und gute Küche und Don Giovanni Franceschi als Haus- und Tischgenossen; Alles bei Signor Piero Petrini, Polizeicommissär. „In Gottes Namen!“ sagte ich.

„Der Direktor ist ein höchst angenehmer Mann,“ sagte Otto.

„Und wenn er's auch nicht wäre,“ seufzte ich. Mein Kopf war fast auseinander von dem Getöse in der Straße, wo es nicht Mittag geworden war.

Wir nahmen Abschied von unserer Wirthin. Sie trug einen weißen Rock und ein weißes Jäckchen mit kurzen

Aermeln, dazu Halsband, Brochen und Armbänder, halb Negligé, halb Putz, so wie sie selbst halb welk, halb frisch war. Sie sagte uns, es sei eigentlich ihre Gewohnheit, nur auf Monate und an einzelne Herren zu vermiethen. Ich bedauerte, kein Herr zu sein, um dableiben zu können.

Aus der Straße, welche den Tempelplatz mit dem der Signori verbindet, führt ein kleines Gäßchen, so eng, daß nur eine Person hindurch kann, in einen Winkel, wo nie die Sonne bis auf den Boden scheint. Hier steht Casa Petrini, in dessen zweitem Stocke unser neues Quartier war.

Ich wurde vom Direktor und von der sehr angenehmen Herrin des Hauses, der Signora Laura aus der byzantinischen Familie der Gribsogno, empfangen. Der Empfang ließ nichts zu wünschen übrig, die Aussicht Alles. In der Vorderstube Dächer und der Campanile, in der Hinterstube nicht der Campanile, aber auch Dächer. — „Ich resignire in Spalato auf Licht und Luft,“ sagte ich und hätte weinen mögen.

Da saß ich nun wie den ganzen Sommer über, wieder gefangen in der Stadt, da war ich nun am Meer und sah — Dächer! Es war hart.

„Denke, daß Du im Palast des Diocletian wohnst!“ sagte Otto ermuthigend.

„Ach, was geht mich der Palast des Diocletian an?“ erwiederte ich weinerlich.

Otto zwang mich gewissermaßen auf die Marine. Sie toste und tobte. Mir war's, als sollte mir die Stirn springen. Ich mußte in einen Kahn, Kaić hieß das Ding.

Noch nie war ich so verrückt geschaukelt worden. Die Penichen in Genf sind gar nichts gegen die Kaitschi. Ich bat Otto himmelhoch, mich nur wieder an's Land zu bringen.

„Wollen wir noch einen Besuch bei Bajamonti machen?“ fragte er, „dann siehst Du gleich den ganzen Palast.“

Ach, dieser unglückliche Palast! diese Adoration der Archäologen! „Wenn doch statt meiner Freund Ranke in den Palast hineinwandern könnte!“ dachte ich, „oder wenn ich nur ein einziges Fünkchen von dem Enthusiasmus in mir hätte, der unsern Ulmer durchglüht!“

Selig die Archäologen! Wo ein Stein mit einer Inschrift halb in der Erde verborgen ist, wo eine Säule zertrümmert auf der Erde liegt, da ist gleich eine Heimat für sie. Selig die Botaniker! Wo es nur immer Disteln gibt, wo es nur nicht an Dornen mangelt, da ernten sie augenblicklich. Selig alle Enthusiasten von Fach — sie finden überall Trank und Speise für ihre Seelen!

Ich arme Nichtenthusiastin ließ mich melancholisch-geduldig die Marine des Palastes hinab, beim Lazareth hinaus, durch das Thor von S. Domenico wieder hinein, über den Domplatz, die Stufen hinauf unter das Peristyl des Tempels und endlich in die Straße von Santa Chiara führen. Es war großartig unter den Schauern und Schatten dieser Säulen, aber es waren der Schatten und Schauer für mich zu schwere und zu dunkle. Ich zitterte bis in die innersten Nerven hinein. „Hier halt' ich es nicht länger aus, als höchstens acht Tage,“ sagte ich mit tiefer Beklommenheit.

In der Straße war eine wahrhaft undurchdringliche Nacht. Ich begriff nicht, wie wir uns da hindurchfinden sollten. Zum Glück begegnete uns Cont' Antonio unten vor seinem Hause und führte uns hinauf.

Von hier erblickten wir das Meer. Es glänzte still und schwül. Selbst hier oben ein Gefühl, als hinge die Vergangenheit vom Himmel herab über Spalato.

„So des Nachts mag ich nicht mehr durch die Stadt," sagte ich bang, als wir wieder in unsern Zimmern waren und wenigstens Wachslicht sahen.

Es gibt Eindrücke, die sich nie verwischen; so dieser von dem ersten Abend in Spalato. Ich konnte seitdem nie durch die Stadt gehen, ohne daß die Säulen mir Dunkel in die Seele warfen. Müßte ich in Spalato wohnen, die Melancholie würde mich langsam erdrücken — ich wäre eine Lebendige in einem Grabe.

Dieser erste Eindruck wurde durch folgende ähnliche noch tiefer. Der Besuch des Tempels, das Hinaufsteigen unter eine Kuppel, welche ich nicht anders nennen kann als einen Nachthimmel von Stein, die Anschauungen von der Porta aurea, diesem halbversunkenen Prachtwerk von Salona, dieser Grabstätte einer Stadt, die Abende auf dem Tempelplatz, wo die weiße Geistergestalt des Campanile die schwarzen Geistergestalten der Säulen überragte — es war zugleich mit der Dächeransicht bei Tage und der erstickenden Luft bei Nacht zu viel für meine Nerven, und trotz der liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, mit denen unsere „Parrona," Madonna

Laura mich überschüttete, trotz der liebenswürdigen Gesellschaft, welche wir in Don Giovanni Franceschi fanden, trotz der vielen Zerstreuung, die ich hatte, verlangte ich flehentlich nach einer Wohnung in einer Vorstadt.

Denn wir sollten in Spalato bleiben. Wir sollten es. In Ragusa waren Erdbeben, in Ragusa war zu feine Luft und zu viel Scirocco, in Ragusa war nichts zu haben, als Kraut, in Ragusa war lauter Ceremonie und keine Herzlichkeit, in Ragusa war es endlich rein unmöglich, geradezu undenkbar, ein möblirtes Quartier zu bekommen. Alle Deutschen hatten uns zu Ragusa gerathen, alle Spalatriner riethen uns ab; und aus lauter Unschlüssigkeit entschloß ich mich, den Winter über in Spalato sitzen zu bleiben; aber nicht in der Stadt, sondern, da es an der Marine keine Wohnung gab, wenigstens in der Vorstadt, wo ich doch die Berge, wenn auch nicht das Meer sehen konnte.

Conte Toni Bajamonti, den ich unsere spalatrinische Vorsehung genannt hatte, wurde angerufen. Er seinerseits rief den Sensale Momolo, ohne welchen in Spalato nichts zu Stande kommt, und der Sensale Momolo machte sich auf und fing an die Vorstädte zu durchtraben.

Im borgo grande nichts, im borgo lućac nichts, im borgo manus auch nichts; blieb also einzig noch borgo Pozzo-buon.

Im borgo Pozzo-buon nun wohnte eine Witwe, Antonia Testa. Sie hatte drei Kinder und ein Haus, und in diesem drei Stuben. Die wollte sie uns sehr gern

vermiethen, aber leider hatte sie einen Beamten darin und der wollte nicht hinaus.

Man konnte es dem armen Manne nicht verdenken. Er war als glücklicher Vater von den beiden tollsten Jungen in ganz Spalato ein so unwillkommener Miether, daß in der ganzen Stadt Niemand mehr an ihn vermiethen wollte. Er war froh, daß er irgendwo saß, selbst in dem wenig anmuthigen Hause Testa.

Ich wäre ungern in das Haus Testa gekommen; das Haus Carminati, wo wir vier Zimmer, eine Küche und eine Terrasse für eilf Gulden monatlich bekamen, gefiel mir weit besser.

Leider war Alles leer, außer dem Brunnen.

Wo Möbel herbekommen? Conte Toni, Providenza spalatrina!

Die Providenza wußte keinen andern Rath, als abermals die Antonia Testa.

Die Testa versprach, binnen acht Tagen das Quartier zu möbliren. Ich traute der Testa nicht ganz. Sie trauerte noch immer um ihren Mann und wollte doch wieder heiraten. Solche Witwen sind gerade nicht zuverlässig.

Meine Ahnungen bestätigten sich. So oft ich Constanz nach Casa Carminati schickte, war noch immer nichts da, als Wasser im Brunnen. Wiederholte Gesandtschaften nach Casa Testa fruchteten nichts. Constanz fing an, trübe und vorwurfsvoll auszusehen. Bis jetzt hatte er Nichts ge-

than, als gegessen, getrunken und geschlafen; nun mußte er auf einmal bald nach Casa Testa, bald nach Casa Carminati. Er fing an, schmerzlich auszusehen, und ich fing an, ernstliche Bedenken über seine ungemeinen Fähigkeiten zum Bedienten zu hegen.

Endlich kam die Nachricht, das Quartier sei möblirt. Wir packten ein, beluden Constanz und ein Paar Frauen und schieden von Casa Petrini. Es wurde mir schwer; ich hatte sehr angenehme Stunden in dem kleinen Eßsaale im dritten Stock verlebt. Außer dem Direktor war noch ein junger Mann aus Traú unser Tischgenosse gewesen, ein kleiner Mensch mit einer langen Pfeife, einer hübschen Braut und einer immer guten Laune, dessen Namen, Ser Rocco, ich aus Tollheit in Scirocco umgewandelt hatte. Er war schon fort, wieder nach Gratz, wo er studirte. Wir gingen nun auch. Unser lieber Direktor blieb allein bei Ser Piero und Signora Laura, und die kleinen heitern Abendsitzungen hatten ein Ende. Was hat nicht Alles ein Ende?

Als wir nach Casa Carminati kamen, stand Constanz in der Küche und sah in den Brunnen. Der Brunnen war nämlich in der Küche.

„Euer Gnaden, hier kann ich nicht kochen,“ sagte er gelassen, d. h. Constanz.

„Ja, wir werden es doch wohl müssen,“ meinte ich.

„Ich habe keine Töpfe, ich habe keine Tigel, ich habe keine Deckel, ich habe —“ Eine ganze Litanei von Allem, was er nicht hatte.

Ich zeigte ihm einige Töpfe auf einem Brett.

„In denen soll ich kochen, Euer Gnaden?“

„Allerdings.“

„Ich werde thun, was ich kann, Euer Gnaden, aber das kann ich nicht.“

Angenehmer Constanz.

„Und in dieser Kaffeekanne kann ich keinen Kaffee kochen, Euer Gnaden.“

„So? Warum nicht?“

„Sie ist zu schmutzig.“

„So macht man sie rein.“

„Ja, wie macht man denn das?“

„Man nimmt einen Strohwisch, Bester.“

„Woher soll ich einen Strohwisch nehmen, Euer Gnaden?“

Das war Otto zu viel. Herr Constanz bekam eine Nase. Mit dieser neuen Zierde trug er uns auf, was wir zum Abendessen mitgenommen hatten, und sah höchst erhaben und gekränkt aus.

„Höre,“ sagte ich, „mit dem Constanz wird es wohl nicht gehen!“

„Nein,“ sagte Otto, „mit dem Constanz wird es schwerlich gehen!“

„Es ist allerdings nicht viel hier.“

„Es ist eigentlich gar nichts hier.“

Wir fingen an zu lachen, und versuchten schlafen zu gehen. Auch das hatte seine Schwierigkeiten. Ich hatte

ein ungeheures Bett mit einem Strohsack, in welchen ich versank wie in eine Sandgrube, Otto das Skelett eines Sophas mit dem Gespenst einer Matratze, und von Wäsche eben auch nichts. Ich suchte heraus, was von unserer Wäsche etwa zu Betttüchern dienen konnte, und wir schliefen bis um sechs Uhr, wo unser Herr Wirth uns weckte.

Als wir beim Miethen die bei uns gewöhnlichen Fragen nach Stille thaten, sagte er mir mit der vollkommensten Ueberzeugung: „Hier in dieser großen Stube sind Sie ganz sicher, denn nebenan bin nur ich.“ An diesem ersten gesegneten Morgen nun erfuhren wir, was es heiße, daß nebenan nur er sei. Das Bett ächzte, als er aufstand, der Stuhl ächzte, als er sich darauf setzte, die Dielen ächzten, als er über sie dahin ging. Es war, als ob ein Elephant sich bewegte. Später bekam der wackere Mann den Husten, und es war, als ob ein Krokodil hustete. Dazu machte er unten im Magazin Wachslichter und pochte und hämmerte den ganzen lieben Tag. Aber dabei war er fortwährend der schönen Ueberzeugung, daß ich in der großen Stube sicher vor aller und jeder Störung sei.

Um auf den ersten Morgen in unsern drei Zimmern zurückzukommen — das vierte war unten neben der Küche — so sahen sie früh noch absurder aus, als Abends. So lächerlich leer. Hier eine Kommode, dort ein Tisch, hier zwei lahme Stühle, dort drei, die nicht feststanden. Das nannte die Testa möblirt. Dazu fehlte es an Löffeln, Messern, Gabeln, Gläsern und Tassen. Es ist noch nicht so gar

lange her; aber die Art, auf die wir uns durchgeholfen haben, ist jetzt für mich schon zur Mythe geworden Ich kann keine bestimmte Rechenschaft mehr darüber geben. So viel weiß ich: es war ein unaufhörliches verzweiflungsvolles Hinstürzen zur Testa, welches immer fruchtlos war. Wenn die Witwe nicht ausgegangen war, oder zu Bett lag, so sprach sie stets in der künftigen Zeit: „vedremo! cercheremo! troveremo!“ aber wir sahen nichts, suchten immer und fanden nichts. Mit einem Worte, die Aussichten zur häuslichen Ruhe in Spalato waren bedenklich beschränkt.

Ich tröstete mich mit der Terrasse, auf deren Mauer das rothe Löwenmaul blühte, während unter ihr Wein- und Feigenlaub grünte. Aber Constanz hatte keinen Trost, Constanz verzagte in der Leerheit seiner Küche und kam am dritten Abend, um uns zu gestehen, er sei nicht dazu geschaffen, Koch zu sein. Er habe geglaubt, in der Küche eines Barons u. s. w. — Genug, er fühlte sich nicht an dem ihm gebührenden Platze.

Wir sicherten ihm mit großer Bereitwilligkeit die gewünschte Entlassung zu; nur so lange sollte er bleiben, bis ich ein Mädchen gefunden. Aber auch das war ihm zu viel, dem allzukostbaren Individuum. Als ich zwei Abende später einen abermals verräucherten Reis nicht essen konnte, fühlte er sich so beleidigt, daß er den nächsten Morgen geradezu das Kochen verweigerte. Er war nicht dazu geschaffen. So war er dazu geschaffen, augenblicklich aus dem Hause zu

spazieren. Er spazierte in die Bottega, vertrank was er hatte, starb den nächsten Morgen bereits vor Hunger und wollte zurück in die seiner unwürdige Stellung. Ich dankte tausendmal. Conte Toni suchte mir bereits ein Mädchen, und einstweilen kochte uns die Signora Marietta, die Frau eines Krainers, eines Signor Ignazio, der in den beiden obern Stockwerken des Hauses Watta machte. Und hätte ich auch allein kochen sollen, ich hätte es zehnmal lieber gethan, als den interessanten Sohn aus guter Familie mit seinen langen Beinen, seiner Impertinenz und seinen Elegien wieder genommen. Er lief in ganz Spalato herum, winselte überall, und alle Behörden interessirten sich für ihn. Wäre er ein ordentlicher Mensch gewesen — wohl; die alte Geschichte vom Glück des Lumpen! Wir spedirten ihn endlich nach Zara zurück und nahmen eine Brazzanerin, eine Dome, die Conte Toni mir auf einen Versuch brachte; ein schwarzes, knochiges Wesen, welches immer brummte und brontelte oder schrie und fluchte, immer das Gegentheil von dem that, was sie sollte und gerade nicht lieblich war. Indessen, sie kochte doch, sie verräucherte doch nicht immer, und sie lachte auch bisweilen. Dabei machte sie Ersparnisse in unsrem Interesse, wenngleich auf Kosten unsers Magens. Außer am Sonntag bekamen wir kein Huhn zu schmecken; frisches Brod gab es nur aller sechs Tage, und als ich einmal einen Strudel verlangte, nachdem wir erst vor wenigen Tagen einen gehabt, sagte sie mir höchst ent=

schieden: „Nein, Strudel mach' ich nicht so oft; der kostet mir zu viel Butter."

Unser Quartier dagegen blieb nach wie vor leer, und die Testa sagte unaufhörlich: „vedremo! cercheremo troveremo!" Das nannte man, unsern speciellen Erfahrungen nach, „sich in Spalato ein Haus einrichten".



Aus dem Borgo.

I.

Im Laden des Griechen.

In Spalato ist eine einzige Palme, und sie steht in dem kleinen Hofe eines Hauses, welches in der äußern Häuserreihe das borgo grande liegt. Es ist weder klein noch groß, es ist weder neu noch verfallen; es ist sonderbar. Es besteht aus zwei Theilen und hat zwei Eingänge. Vor dem vordern ist nichts, vor dem an der Seite ist ein mit Tannenreisern gedecktes Dach. Als ich das Haus zuletzt sah, krochen vier Truthühner auf den Reisern herum. Das deutet hier auf Wohlhabenheit, und in der That war die Familie, welche das Haus bewohnte, wohlhabend genug. Von ihrem Namen weiß ich nur, daß er sich auf „ich" endigt, auszusprechen „itsch", gerade wie drei Viertel der Namen in Dalmatien. Doch an ihrem Namen liegt auch nichts, nur den der Tochter brauch' ich, denn die Tochter wird die Heldin dieser meiner Spalatriner Geschichte, welche

der damalige Podestá der Stadt, Conte Leonardo Dudán mir erzählt hat.

Nun sie, die Tochter, war nach Sant' Anastasia getauft und wurde der gebräuchlichen Abkürzung gemäß Stani genannt. Der borgo grande trägt seinen Namen der „großen Vorstadt" mit Recht. Wenn man ihn durchsteigt, um auf den Mons Marian zu gelangen, so glaubt man, er nehme gar kein Ende. Folglich ist er reichlich bewohnt, folglich findet man auch viele junge Mädchen hier, aber so hübsche wie Stani nicht viele. Ich sage nicht, man findet gar keine so hübsche mehr. Ich begehre keine Unvergleichlichkeit von meinen Heldinen; das Mäßige genügt mir. Und hier war noch mehr als das Mäßige, denn Stani war sehr hübsch. Sie hatte eine gewandte Schlankheit in der Gestalt, Physiognomie im Gesicht und eine schöne, wenn auch etwas blasse Farbe. Dunkles Haar und dunkle Augen verstehen sich von selbst. In diesen war ein sanfter, ernster Ausdruck; Stani war sanft und ernst. Sie lachte gern, aber sie that es nicht oft. Sie war fleißig im Hause und half auch dem Vater auf dem Felde. Der Vater war Colon eines der reichen Possidenten in Spalato, wie fast alle Borghesen es sind. Er hatte bedeutende Ländereien in Pacht, und zu guten Bedingungen. Drei, und von einigen Feldern selbst vier Theile für sich und eines für den Patron; dabei kann man es zu etwas bringen, und er hatte es zu etwas gebracht. Die Familie lebte ganz wohlhabend. Wenn auch der Vater mit den Söhnen Morgens nur einen Schnaps

zum Brod nahm, die Mutter und Stani hatten ihre Polenta und Sonntags frühstückten Alle Kaffee. Den Tag über begnügten sie sich allerdings gleich den weniger Bemittelten mit Brod, Wein und Knoblauch; aber das Brod war von reinem Mehl, nicht aus dreierlei Getreidesorten, und die Abendmahlzeit bestand nicht blos, wie in den Borghi, meistentheils aus Kraut oder anderem Grünzeug, wozu im Winter etwas eingesalzener Hammelskopf kommt; nein, unsere Familie „itsch" mit der Palme im Hofe aß Fleisch zum Grünzeug, fragte nicht, ob die Kartoffeln billig oder theuer wären, hatte Sonntags ihren Reis, zu Allerheiligen ihren Truthahn, zu Weihnachten ebenfalls einen und dazu noch einen schönen Aal. Sie lebte mit einem Worte mehr wie eine städtische Familie, als wie eine aus dem Borgo. Die Mutter war etwas hochmüthig durch dieses gute Leben geworden, Stani nicht. Das Mädchen hatte im Wesen etwas Bescheidenes und Demüthiges. Sie sah immer aus, als dankte sie Gott jeden Augenblick dafür, daß es ihr unverdienter Weise so gut gehe. Die Mutter wollte, daß Stani sich immer recht schön putzen sollte, aber Stani that es nicht. „Ich mag nicht, daß sie mich so ansehen," sagte sie. Die jungen Borghesinen tragen das Haar in drei Flechtenknoten, einen in jedem Schlaf, einen tief am Hinterkopf, fast im Nacken. Stani hatte ungewöhnlich schönes und starkes Haar, aber sie trug es nicht bloß, wie die meisten ihrer Freundinen; sie hatte immer das Tuch um und zwar nicht turbanartig, alle Zipfel hinten zusammengeschlungen, sondern

ganz einfach unter dem Kinne gebunden. Einige ihrer Gefährtinen behaupteten zwar, sie thue das, weil das Tuch sie so am besten kleide; aber ich glaube, es war Bescheidenheit. Sie wich wirklich gern den Blicken aus, welche sie ihrer Gemüthsart nach zu häufig suchten. Häufig geschah es allerdings. Das Haus ihrer Eltern liegt sehr sichtbar; der Garten Marmont ist davor, rechts davon das große Haus, wo der Podestá wohnte. Die Aussicht ist reizend: rechts die Brazza, der Molo und die Botticelle, geradeaus die Stadt mit dem Campanile, links auch die Stadt und über ihr der Mossor. Doch es handelt sich jetzt nicht von der Aussicht, sondern nur davon, daß an Festtagabenden der Garten Marmont mit seinen Steinen so gut zum Ausruhen dient, wie die Mauer der Marine. Wenn nun Stani mit einer oder der andern Freundin hier oder dort saß, und sie wurde viel angesehen — es thaten dies nicht nur die jungen Borghesen, sondern auch Signori, Offiziere und Fremde — so schlug sie immer mit peinlicher Befangenheit die Augen nieder, und dasselbe that sie, wenn sie auf der Schwelle ihres Hauses arbeitete und die Vorübergehenden nach ihr zurückblickten.

Ein Mädchen, mit welchem sie besonders viel zusammen war, eine gewisse Kati, die mit ihrer Großmutter höher hinauf im Borgo unfern der Kirche von Santa Croce wohnte, diese Kati war darin etwas anders als Stani. Nichts hatte sie lieber, als wenn sie angesehen wurde; immer lachte sie die Stani aus, wenn die sich schämte. Die Kati war eigentlich hübscher, als die Stani, sie hatte mehr Ueppigkeit und

Frische, und ihre Augen und Zähne waren blendender; indessen, ich würde die etwas blasse und stille Stani der Kati doch immer vorgezogen haben.

Nun, jetzt fängt die Geschichte an. — Eines Tages, es war ein Sonnabend im August, gingen die beiden Mädchen in den Laden eines Griechen. Dieser Laden ist irgendwo an der Piazza del pare oder an der degli erbaggi, und enthält allerlei. Die Mädchen wollten Zwirn, Knöpfe und Haftel kaufen. Kati brauchte auch noch Band und Schnur; denn Kati machte die Schneiderin und verdiente sich so ihr Brod, — die Großmutter war arm. Kati pflegte immer lange zu wählen und zu mäkeln. Auch heute war ihr das Band bald zu breit und bald zu schmal, und die Schnur bald zu dünn und bald zu stark, so daß sie die Stani, die leicht mit ihrem Einkauf zu Stande gekommen war, lange im Laden festhielt. Natürlich sah der Kaufmann während dieses Suchens und Wegwerfens die Kati an, und da die Stani gerade vor ihm stand, auch die Stani. Die Stani wurde das gewahr — seine Augen waren schwarz und durchdringend — mein Gott, er war ein Zauberer! Die Stani theilte der Freundin ängstlich flüsternd diese Entdeckung mit. So dreist die Kati auch sonst war, vor der Zauberei, besonders vor der Bezauberung durch das böse Auge, hatte sie alle nöthige Furcht. Sie warf einige scheue Seitenblicke auf den Griechen; er sah wirklich bald sie, bald die Stani an. Die Kati fing an zu zittern und beeilte ihren Handel nun ebenso sehr, wie sie ihn bisher in die Länge gezogen.

Dann nahm sie die Stani am Arm und wollte aus der Thür, aber plötzlich war es ihr, als würde sie an der Schwelle von einer unsichtbaren Gewält festgehalten. Das erbitterte sie höchlichst; der Grieche mißbrauchte seine Macht. Sie wandte sich zu ihm und rief herausfordernd: „Warum haltet Ihr uns zurück? Laßt uns doch gehen!“ Die Stani sagte nichts, aber auch ihr Gesicht nahm eine trotzige Miene an. Der Kaufmann, ganz erstaunt über den plötzlichen Zorn der Mädchen, antwortete der Kati: „Wer hält Euch denn? Ihr könnt ja gehen!“ Beide Mädchen eilten nun aus dem Laden, aber kaum waren sie jenseits der Schwelle, so wurde die Stani von einem convulsivischen nervösen Gelächter überfallen, in welches die Kati nach einigen Augenblicken laut und schneidend einstimmte. Jederman sah den beiden Mädchen nach, wie sie wild lachend und gleichsam, als würden sie gehetzt, die Marine entlang liefen, bis sie zu dem Hause von Stanis Eltern gelangten. Die Mutter allein war da; sie erschrak heftig, als sie ihre Stani in einem solchen unerhörten Zustande sah und drängte sowohl sie wie die Kati mit Fragen über die Veranlassung. Die Stani, welche sich zuerst wieder beruhigte, gab mit erschöpfter Stimme einen unterbrochenen Bericht. Die Kati fing nun auch an und jammerte: „Weh' mir, daß ich in einer schlimmen Stunde in den Laden dieses Griechen gekommen und gleich das Opfer seines bösen Blickes geworden bin!“ Die Mutter Stani's hatte nachgedacht, ihr Gesicht klärte sich auf, und sie küßte die Tochter, welche jetzt trostlos weinte. „Fürchte

nichts, meine Tochter," sprach sie. „Dir soll kein Uebel widerfahren. Morgen früh mit Tagesanbruch gehst Du nach Poisan und lässest dort eine Messe lesen, und durch die Macht der Jungfrau wirst Du von aller Hexerei befreit werden, die der Grieche an Dir ausgeübt hat. Und wenn Du meinem Rathe folgst," fuhr sie fort, indem sie sich zur Kati wandte, „so thust Du das Gleiche." Die Kati versprach es, nahm ihre Einkäufe und ging nach Hause.

Die Madonna di Poisan ist eine kleine Kirche in der Campagna, rechts von der Straße nach Stobreg, etwa eine Viertelstunde von der Stadt. Es ist ein einsames Heiligthum, angeglänzt vom nahen Meere, überschimmert vom Mossor, umgrünt von der Olive, der wilden Granate, dem stechenden Epheu. Ein kleiner offener Hof mit einem herrlichen Blick auf die Stadt, den Marian, San Stefano, die Bua und die Solta empfängt zuerst, dann tritt man links in die Kirche, die hell und festlich aussieht. Bilder und Modelle von Schiffen und andern Votivtafeln hängen vielfach umher; drei silberne Ampeln schweben immerbrennend vor der Kapelle der wunderthätigen Jungfrau. Eine Halbrotunde auf schönen weißen Marmorsäulen überwölbt den Altar, auf welchem mächtige Blumensträuße vor dem heiligen Bilde stehen, das für gewöhnlich von einem rosenfarbenen goldgestickten Vorhang bedeckt wird. So oft große Trockenheit oder sonstiges Unheil Spalato bedroht, wird die Madonna von Poisan mit der höchsten Feierlichkeit nach der Stadt gebracht und in der Kathedrale auf dem Altar von San

Doimo aufgestellt. Das geschah z. B. im Juli 1846, als es auch an Regen mangelte. Conte Leonardo Dudán dichtete bei dieser Gelegenheit eine vortreffliche Hymne, von welcher ich einige Strophen mittheilen will.

Aus dem Staub und aus der Niedrigkeit,
Wo die Sünde uns beugt danieder,
Erheben, Du Himmelskönigin schön,
Zu Dir wir unsre Lieder.
O lächle, lächle uns zu, Du Meerstern klar,
Von dem entflammten Altar.

Wenn, wer verfolgt und vertrieben ist,
Vom harten Geschick sich fühlt getroffen,
Wenn dem, der nahe dem Scheitern ist,
Verdunkeln sich will das Hoffen,
Gewalt'ger als alle Macht der Menschen dann
Hebet die Deinige an.

Sieh', wie vor dem unermüdlichen Strahl
Die Luft sich verzehrt und die Quellen verarmen!
Mutter, was wird mit den Bittenden,
Wenn noch verzieht Dein Erbarmen?
Lächle, lächle uns zu, Du Meerstern klar,
Von dem entflammten Altar!

Die Stani wußte natürlich nichts von diesem Lobgesange, aber wohl war ihr die Wundermacht der Madonna von Poisan bekannt. Sie befolgte daher als gehorsames Kind den Willen der guten Mutter und fühlte sich von da an ganz getröstet und beruhigt. Auch die Kati hatte ernstlich die Absicht gehabt, sich unter den Schutz der Himmelskönigin zu begeben; aber als sie zu Hause ihr Geld überzählte, fand sie, daß ihr nach einer Messe in Poisan nicht

mehr genug übrig bleiben würde, um ein gewisses, ganz brennendrothes Atlastuch zu kaufen, auf welches seit lange ihre geheimsten Wünsche gerichtet waren. Das rothe Tuch siegte über die Furcht vor dem Behextsein. — „Es wird wohl nicht so schlimm werden," dachte sie, sich zur Starkgläubigkeit zwingend. Kati ließ keine Messe lesen und kaufte dafür das rothe Tuch.

II.

La Fiéra della Madonna piccola.

Man weiß, was Salona ist — die Mutterstadt von Spalato. Gleich einer zärtlichen Mutter hat sie ihrem Kinde Alles gegeben, was sie besaß, und dann sich niedergelegt zum Ausruhen. Ihr Grab ist jetzt gefunden worden. Man weiß nun, wie schön, wie groß und wie reich sie war. Aber darum liegt sie nicht minder begraben unter ihren grünen Decken, während die Tochterstadt prächtig lebendig am Meere steht.

Das die Betrachtung der pilgernden Dichterin. Die Stani und die Kati stellten keine solche an, als sie am achten September 1847 zur Fiéra der kleinen Madonna wanderten, welche unter den Pappeln und Weiden der frischen Jadrowiesen von Salona abgehalten wird.

Es ist ein Fest wie alle ähnliche. Musik und Tanz, Verkauf und Prellerei, Hitze und Gedränge, Essen und Trinken, Lieben und Streiten. Die Menschen sind überall die-

selben, folglich sind es auch ihre Vergnügungen. Die beiden Mädchen machten es, wie alle Mädchen es überall machen. Sie verrichteten ihre Andacht in der kleinen Kirche, welche jenseits der Brücke liegt, sie kauften sich sehr theuer eine sehr schlechte Mahlzeit, und dann tanzten sie, die Stani mit einem Freunde ihres zweiten Bruders, einem Ivo, die Kati mit einem jungen Schmied aus Lučac, auszusprechen Lutschatz. Niko, so hieß er, hatte damals die kleine Schmiede, welche gleich im Anfange von Lučac, d. h. im Anfange von der Landseite aus, gegenüber dem Wall liegt. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß große Steinhaufen von der Straße bis zu ihr hinaufgehen und daß immer Morlacchen, Pferde und Esel vor ihrer Thür halten. Niko hat sie seitdem verkauft. Er besitzt nun eine größere in der Stadt, unfern des „Imperatore“. Aber damals schwang er den Hammer noch in jener kleinen Werkstatt und galt nicht gerade für ein sehr empfehlenswerthes Subjekt. Nicht daß er eben schlechte Dinge gethan hätte; man traute ihm nur keine guten zu, sondern hielt ihn für leichtsinnig, vorzüglich im Verkehr mit den Mädchen. Dennoch hatte die Kati sich ganz und gar von ihm berücken lassen. Wenn sie so sehr gewünscht hatte, sich das rothe Tuch anthun zu können, so war es nur, um dem Niko darin immer noch besser zu gefallen. Auch außer dem Tuche hatte sie ihren besten Staat angelegt. Einen ganz neuen dunkelblauen Rock, eine schöne buntstreifige Schürze, ein scharlachrothes Tuchleibchen mit zwei Reihen funkelnder silberner Filigranknöpfe, ein zierliches schwarzes Jäckchen

und darüber das theure Tuch — die Kati war blendend. Die Stani ging viel einfacher — ganz in dunklen Farben; aber freilich, sie hatte ein goldenes Kreuz an einer gleichen Kette im Busen hängen, ein Schnupftuch mit Spitzen in der Schürzentasche und um den Kopf ein feines gesticktes Musselintuch. An diesen Dingen erkannte man das wohlhabende Mädchen; die Kati war nur das aufgeputzte. Sie fand sich indessen bei weitem schöner als die Stani, und der Niko bestärkte sie in diesem Wahne, und versicherte ihr, daß auch sein Freund derselben Meinung sei. Dieser Freund war der Sohn eines Colons, der eine noch bessere Pachtung hatte, als der Vater der Stani, und ebenfalls im borgo grande wohnte, nur an der Marine. Der Sohn, Mijo oder Mio, abgekürzt für Michele, war als Knabe von etwa fünfzehn Jahren zum Bruder seiner Mutter gekommen, der in Sebenico ansäßig war, keine Kinder hatte und daher den Mio als seinen Erben erzog. Der Vater Mio's hatte zwar genug; aber er hatte auch mehrere Söhne und Töchter und war daher sehr zufrieden, seinen Aeltesten so gut versorgt zu sehen. Der Onkel war vor einem Jahre gestorben und der Mio hatte die Erbschaft zu Gelde gemacht und wollte nun eine gute Pachtung in der Nähe von Spalato übernehmen. Bis er sie gefunden hätte, wohnte er bei den Eltern. Mit dem Niko war er von der Schule her befreundet; denn Beide hatten Schulunterricht genossen, konnten lesen, schreiben und rechnen, und glaubten durchaus nicht mehr, daß die Gewitter von den Hexen herbeigeführt

würden. Dieser Aberglaube blüht nebst einigen anderen noch jetzt in den Borghi. Ich weiß zwar nicht, ob noch immer mit geweihten Wachskugeln auf die Blitze geschossen wird, um die Hexen zu treffen. Indessen hat dieser Gebrauch aufgehört, so ist es sicherlich erst seit einigen Jahren. Unsere beiden jungen Leute nun schoßen nicht nur nicht mehr auf die Hexen, sie wollten gar nichts mehr von Hexen wissen und ließen arme alte häßliche Frauen in Frieden alt und häßlich sein. Eben so wenig wäre es ihnen eingefallen, sich von irgend einem skrophulösen Uebel dadurch heilen zu wollen, daß sie sich mit der Hand eines Todten über den kranken Theil gestrichen und dabei gesagt hätten: „Nimm und trage es mit dir.“ Die verschiedenen geheimnißvollen Handlungen, durch welche bei Hochzeiten die Vereinigung der Brautleute oder das Mutterwerden der jungen Frau verhindert werden soll, fanden bei ihnen auch nur Spott. Mit einem Worte, sie waren völlig aufgeklärt. Niko war sogar noch etwas mehr, und vielleicht hatte seine Art zu denken nicht wenig dazu beigetragen, daß die Kati lieber das Tuch gekauft, als die Messe hatte lesen lassen.

Das Alles nebenbei. Das Eigentliche ist jetzt, daß der Mio und die beiden Freundinen einander zum ersten Male bei dieser Feier der kleinen Madonna sahen, daß er durch Niko mit den Mädchen bekannt wurde und mit beiden tanzte, daß ihm trotz Niko's Versicherungen die Stani weit besser gefiel als die Kati, und daß er beim Nachhausegehen

sehr übler Laune wurde, weil der Ivo ihm als tiefes Geheimniß anvertraute, er sei so gut wie verlobt mit der Stani.

Es war dies durchaus nicht der Fall. Der Bozo, der zweite Bruder der Stani, wollte es nur gern; aber weder die Eltern noch das Mädchen hatten rechte Lust dazu. Der Ivo indessen, der rasend verliebt in die Stani war, vertraute, gerade so wie er es beim Mio gethan, allen jungen Burschen an, er werde das Mädchen heiraten und hielt so sämmtliche andere Bewerber glücklich entfernt. Bisher war das der Stani völlig gleichgiltig gewesen. Hätte sie aber gewußt, daß der Ivo seine Lüge auch beim Mio angebracht, sie hätte vermuthlich die Geduld verloren; denn der Mio —

III.

Zu San Stefano.

Der Kirchhof sah damals noch nicht so aus, wie jetzt. Er glich einer verwüsteten Stätte, bedeckt mit Steinen und Brombeerranken.

Die Stani hatte einen lieben Todten hier. Ihr ältester Bruder, Paolo, war vor nicht ganz einem Jahre gestorben. Er war ihr der liebste von den Brüdern gewesen, und sie konnte ihn noch nicht vergessen.

Es herrscht bei den Borghesinen eine Gewohnheit, die komisch sein würde, wenn der Tod nicht so schauerlich ernst wäre. Bei jedem Leichenbegängnisse, dem sie beiwohnen, eilt eine Jede auf das Grab desjenigen zu, den sie von

den Ihrigen etwa verloren hat, wirft sich darauf nieder und fängt an, so jammervoll zu wehklagen, als hätte jener Verlust eben erst stattgefunden. Nachdem sie einige Zeit scheinbar in Verzweiflung so dagelegen, nähert sich ihr diese oder jene Freundin und reicht ihr den Arm, um sich daran emporzurichten. Kaum ist das geschehen, so folgt der zerreißenden Todtenklage das alleralltäglichste Geschwätz. Und läßt vielleicht der aufrichtende Arm sich zu lange erwarten, — am Ende, eine Freundin kann einmal vergessen, daß eine andere aufgerichtet sein will — so schaut die Daliegende mitten unter ihren Klagen so lange unruhig rechts und links, bis eine mitleidige Seele ihre Qual wahrnimmt und sie daraus erlöst.

Die Stani folgte diesem Gebrauche nicht. Ihr Schmerz war ein wirklicher, ihr Gedenken eines des Herzens, nicht blos eines der Lippen. Wenn sie sich unbemerkt entfernen konnte, so ging sie bisweilen gegen Abend den Bruder in seinem kalten Bette besuchen. Das that sie denn auch am siebenten Dezember 1847, an der Vigilie der Empfängniß Maria's.

Ich habe schon gesagt, daß die Eltern des Mio im borgo grande an der Marine wohnten. Wenn man am Franziskanerkloster vorbei ist, so kommt man bald an zwei Häuser, die rechts erhöht auf Felsen gebaut sind. Eine Galerie verbindet Beide, und zu beiden führt eine Treppe hinauf. An dem rechts hat die Galerie ein Eisengitter, an dem links eine Mauer. Dieses war das von Mio's Eltern, und

der Mio selbst stand mit den Elbogen auf die Mauer gestützt und rauchte, als die Stani die kleine Gasse herabkam, welche rechts dicht am Hause aus dem Borgo auf die Marine führt. Ich weiß nicht, wodurch der Mio sich bewogen fühlte, nach einigen Augenblicken die Treppe hinunter und der Stani langsam nachzugehen; aber dazu bewogen fühlte er sich. Das Mädchen wandelte rasch die Straße dahin, welche links den Hafen und rechts den halb grünen, halb steinigen Rand des Marian hat. Der Mio folgte ihr vorsichtig, so daß sie, versenkt in sich selbst wie sie war, ihn nicht gewahrte, und beide kamen gegen Sonnenuntergang auf dem Gottesacker an.

Es kann nicht leicht ein Vorhof des Himmels einen schöneren Blick auf die Erde gewähren, als der von San Stefano. Westlich der Marian, dessen kahle Höhen aus einem See von Oelgrün auftauchen, die langhingestreckte Bua, welche ich mit einem Krokodil vergleiche, zuletzt die in Wellenlinien gezeichnete Solta, südlich im Duft Lissa und Lesina und deutlich die große, gebirgige Brazza, verfließend mit ihr der Biokovo, unter welchem Makarska liegt, östlich der Mossor, welcher bei Clissa endigt; nördlich die Cabani, und inmitten dieser Bergmassen die Stadt mit dem luftigen Campanile und dem mittelalterthümlichen Thurme Bragadin. — Wer Spalato recht sehen will, der sehe es von San Stefano, wenn er nicht den Muth in den Füßen hat, den Marian zu erklimmen.

Die Sonne ging zwischen brennenden Gewölken über

der Solta unter. Die Bua war dunkelblau, die Brazza duftig. Der übrige Himmel dalmatisch rein, das Meer im Hafen blendend hellblau, halb verschwommen der Biokovo, der Mossor röthlich weiß. Spalato hatte einen blassen Glanz, das ganze Bild war ein blaß glänzendes. Ein linder Scirocco machte das Meer an das Vorgebirge spülen, aber außer diesem leisen Rauschen hörte man auch nichts, nichts; es war ein dalmatisch stiller und einsamer Abend.

Die Stani ging gesammelt und feierlich an das Grab des Bruders, kniete daran nieder und begann eine Todtenklage, die aufrichtig sein mußte, da das Mädchen keinen Zeugen vermuthete.

So sang sie nach einem traurigen Rhythmus und in langausgezogenen Tönen:

„Ich komme Dich besuchen, o mein Paolo.
Neun Monde sind es, daß Du verließest Dein Weib,
Und den Sohn und die Schwester, o mein Paolo.
Und nie hast von ihnen Du Nachricht begehrt,
Darum komm' ich Dich suchen, o mein Paolo!
Doch Du schweigst, kommst entgegen der Schwester nicht.

Das Mädchen hielt inne, als erwartete es Antwort. Dann beugte es sich tief auf den Grabstein nieder und fuhr fort:

Nicht zeigst Du den Ort Deiner Ruh' ihr an —
Ich werd' ihn denn finden, mein Paolo!
Hier ist er, hier ist er, Dein Ruheort.
Jetzt sag' mir, gedenkst Du der Deinen noch?
Gedenkest Du der Schwester, o mein Paolo?
O wehe, Du schweigst, gibst nicht Antwort mir.

O Bruder, wie raffte Dich fort das Geschick!
Gott hat unsre Schuld durch Dich gestraft,
Gott hat Dich auf immer entrissen uns.
O Marmor, ich küsse mit Thränen Dich,
Du küsse mir meinen Paolo!
O wüchse auf Deinem Grab das Gras,
Ich bäte: rühr' an es, o mein Paolo,
Und der Hauch von diesem theuern Gras
Würde trösten die Schwester, o mein Paolo!
Ich lasse Dich, o mein Paolo —
Vergiß nicht Dein Weib, vergiß nicht den Sohn,
Und die Schwester nicht, o mein Paolo!
Der Schlaf, den hier im Grabe Du schläfst,
O wie viel härter ist er nicht,
Als der, den in Deinem Haus Du schliefest —
O schlafe, schlafe, mein Paolo,
Gesegnet sei, Du Bruder mein!

Als die Stani so geendigt hatte, erhob sie sich, trocknete sich einige Thränen von den Wangen und ging still und zufrieden wieder nach Hause. Der Mio hatte, geschickt verborgen, die ganze Klage mit angehört, ohne daß die Stani ihn gewahr worden wäre. Er folgte ihr bei der Rückkehr noch mehr von weitem, konnte aber die Augen nicht von ihr abwenden und die Gedanken nicht den ganzen Abend. Wenn sie schon als Schwester so treu zu lieben verstand, wie mußte sie es nicht erst als Gattin verstehen?

IV.

Der Engelsbote.

Die Empfängniß der Jungfrau ist ein großes Fest für Spalato; die ganze Stadt geht Nachmittag auf der Marine spazieren.

Die Stani und die Kati gingen mit andern Mädchen hin und her. Der Mio, welcher allein auf der Mauer seiner Galerie saß — er hatte bisweilen ungesellige Launen, der Mio — konnte die Marine in ihrer ganzen Länge überschauen, sah Alles, was darauf spazieren ging, und folglich auch die Stani.

Er sprang plötzlich auf und ging hinunter in das festliche Gewimmel. Vor dem Franziskanerkloster stand eine ganze Schar junger Männer, der Božo unter ihnen; ihm winkte der Mio.

„Was willst Du denn?“ fragte der Božo. — „Höre,“ sagte der Mio, „ist es wahr, daß Deine Schwester, die Stani, den Ivo heiraten wird? Der Ivo hat mir's mehrmals gesagt — ist es wahr?“ — „Ja,“ antwortete der Božo, „ich denke, daß es wahr ist.“ Er log nicht geradezu, aber die Wahrheit wollte er auch nicht sagen. Er fürchtete, daß der Mio der Schwester besser gefallen könnte, als sein Freund Ivo.

Der Mio ging zurück in sein Haus. Von diesem Tage an sprach er nie mehr mit der Stani, was er die ganzen

Monate hindurch häufig gethan. Die Stani wußte nicht, was zwischen ihn und sie gekommen war, aber sie fühlte die Trennung und grämte sich bitterlich darüber.

Um diese Zeit starb der kleine Mome, das fünfjährige einzige Kind ihrer Nachbarin Annetta. Die Trauer der Mutter war groß, die Theilnahme der Nachbarinen allgemein. Alle kamen und legten eine kleine Münze unter das Kopfkissen des kleinen Schlafenden; die Aermsten hatten sich diese Gabe geborgt. Ohne Gabe zu kommen, wäre schimpflich gewesen.

Am Abend ganz spät kam auch die Stani an, aber geräuschlos und vorsichtig, als wünschte sie, daß es ein Geheimniß bleiben möchte. Sie trug in der Hand ein Rosenkränzchen, welches sie dem kleinen Mome auf das blasse Köpfchen setzte. Dann verneigte sie sich demüthig und tief vor der kleinen Leiche, als ob diese etwas Ueberirdisches sei, bog sich darauf zu dem Ohr des Kindes nieder und flüsterte drei Mal: „Ich möchte wissen, ob der Mio mir noch gut ist, und ob er mein werden wird.“

So war der kleine Mome, der ein halber Engel geworden war, mit Stani's Liebesbotschaft beim lieben Gott beauftragt. Wenn er ihr binnen zwanzig Tagen nicht im Traum erschien, so war ihre Bitte vergeblich gewesen und ihre Liebe eine thörichte.

Die Stani half der Mutter den kleinen Sarg ganz in Blumen einhüllen, und als die kleinen Träger — das Kind wurde von Kindern getragen — freudig mit ihm da=

hinzogen, folgte sie mit mehreren Freundinen. War es doch ihr Engelsbote.

Sie wartete lange, die arme Stani. Jeden Abend legte sie sich mit der zitternden Erwartung nieder, im Traume den kleinen Mome zu sehen, und jeden Morgen erwachte sie, ohne daß ihr die ersehnte Erscheinung geworden wäre. Wie traurig waren mit dieser getäuschten Hoffnung die blassen, kalten Dezembermorgen!

Endlich in der zwölften Nacht, in der letzten Nacht des Jahres, erblickte die Stani ihren Engelsboten. Sie träumte, sie kniee vor der Madonna von Poisan, traurig ergeben im Gebet. Da flog ein Engelchen an den silbernen Lampen vorüber — es war der kleine Mome mit Stani's Rosenkränzchen auf dem verklärten Köpfchen. Er lächelte dem Mädchen lieblich zu, sie erwachte, faltete die Hände und dankte der Jungfrau.

V.

Die beiden Frauen.

Wie freudig wünschte nicht die Stani ihren Eltern Glück zum neuen Jahre! Sie waren froh, sie wieder froh zu sehen, nachdem sie so viele Tage so traurig gewesen.

Am Nachmittage erwartete sie die Kati, um mit ihr auf die Marine zu gehen. Aber die Kati kam nicht. Sie war überhaupt in der letztern Zeit viel seltener gekommen und schien sehr verändert und niedergeschlagen.

Die Stani setzte sich, da sie nicht allein gehen wollte, auf die Schwelle der vordern Thür. Sie hatte noch nicht lange gesessen, da kam hinter dem Hause des Podestá der Mio her.

Er wollte mit einem Gruß vorbeigehen und — blieb stehen. „Werdet Ihr in diesem neuen Jahre Hochzeit halten, Stani?“ fragte er, in einem Tone, der scherzhaft sein sollte.

Die Stani machte große Augen. „Hochzeit — ich? Und mit wem?

„Mit dem Ivo.“

„Mit dem Ivo?“ wiederholte sie geringschätzig. „Lieber heirate ich gar nicht, als daß ich den heirate.“

„Er sagt aber, Ihr würdet ihn nehmen,“ meinte der Mio.

„Kann ich dafür, wenn er lügt?“ fragte das Mädchen.

Der Mio fühlte sich plötzlich gedrungen und verpflichten, den Eltern Stani's guten Abend zu sagen. Die Stani ließ ihn in das Haus, indem sie sich ein wenig von der Thür wegrückte. Aber sie folgte ihm nicht; sie blieb sitzen, sah bald da, bald dorthin und glühte wie eine Granatenblüte. Das war es, was ihr Engelsbote ihr diese Nacht verheißen hatte.

„Guten Abend!“ sagte plötzlich die Kati, welche unbemerkt herangekommen war.

„Bist Du doch noch gekommen?“ fragte die Stani. „Aber ich mag jetzt nicht mehr auf die Marine.“

„Auch ich nicht,“ sagte die Kati. „Ich habe Dir etwas anzuvertrauen. Komm auf Deine Kammer.“

Es wurde der Stani sehr schwer, gerade jetzt von der Schwelle fortzugehen, aber die Kati sah so betrübt aus, daß sie gutmüthig aufstand und die Treppe hinauf in ihr kleines Stübchen ging, wo sie schöne weiße Vorhänge am Fenster hatte.

Hier fing die Kati an bitterlich zu weinen und zu schluchzen. Obwohl sie gekommen war, um sich der Freundin anzuvertrauen, wollte sie doch jetzt nicht mit dem Vertrauen heraus. Die Stani ermunterte sie liebreich — sie konnte sich denken, daß es sich um den Niko handelte. So war es auch. Der schlimme Mensch hatte das thörichte Mädchen, die Kati, verführt und wollte sie nun nicht heiraten.

„Das ist ja eine Schändlichkeit!“ sagte die Stani, als die Kati endlich ihr Bekenntniß herausgeschluchzt.

„Ja, was soll ich thun, was soll ich thun?“ jammerte die Kati. „Siehst Du, daß ist der Zauber von dem bösen Auge des Griechen!“

„Hast Du denn keine Messe lesen lassen?“ fragte die Stani.

Die Kati bekannte ihre zweite Sünde, jene Unterlassungssünde, welche sie wegen des unglücklichen rothen Tuches begangen.

Dieses Bekenntniß machte die gute Stani ernsthafter aussehen, als das erste. Eine Messe der Eitelkeit opfern — es war das sehr, sehr bedenklich! Die Stani sah die wei=

nende Freundin als ein Geschöpf an, dem schwerlich mehr zu helfen sein würde.

Die Kati nahm das wahr. „Auch Du willst nichts mehr für mich thun?“ wehklagte sie.

„Was soll ich für Dich thun können?“ fragte die Stani mitleidig betrübt.

„Sprich mit dem Niko!“

Die Stani erschrak. Mit dem Niko sprechen; und wenn nun der Mio es erführe, und wieder wer weiß was glaubte? Auf einmal erheiterte sich ihr Gesicht. Der Mio war ja der Freund des Niko; sie wollte diesen durch jenen bestellen lassen.

„Warte einen Augenblick,“ sagte sie zur Kati und lief hinunter zu den Eltern. Der Mio war noch dort. Sie trug ihm ihr Anliegen vor. Er stutzte ein wenig. „Es ist für die Kati,“ sagte sie mit einer kleinen wichtigen Miene. „Ah! für die Kati,“ sprach der Mio. „Wohl, ich werde sogleich gehen; ich weiß ungefähr, wo der Niko sein wird, und dann bring' ich ihn bald her — nicht?“

Die Stani machte ihm ein erröthend dankbares Gesichtchen. Der Mio wäre bis auf den Mossor geklettert, um den Niko zu suchen.

Mio brachte den Sünder in einer Stunde herbei. Er hatte ihn unter irgend einem Vorwand zum Mitgehen bis vor das Haus bewogen und dann unversehens hineingeführt. Die Stani empfing beide jungen Männer und blieb allein mit dem Niko. Dieser wußte nicht recht wie ihm geschah, als

die Stani so eifrig zu predigen anfing, wie ein junger Pfarrer. Anfangs wollte der Niko nicht recht hören; aber die Stani war so unwillig, so großartig, so feierlich und so überredend, daß er endlich, um nur Frieden zu bekommen, die Kati in kürzester Zeit zu heiraten versprach.

Das geschah denn auch, und die Kati fühlte sich bis zu der Geburt ihres Söhnchens, welche zwei Monate nach der Hochzeit erfolgte, so glücklich, wie eine Frau nur sein kann, die wenigstens halb gezwungen geheiratet wird. Aber gleich nach den ersten acht Tagen versagte ihr die Milch, und sie mußte ihr Kind von einer Andern nähren lassen. Das machte einen erschütternden Eindruck auf sie. Es war die Strafe dafür, daß sie gewähnt hatte, des Schutzes der Madonna entbehren zu können. Einer düstern Melancholie verfallen, welche schon an Wahnsinn streifte, irrte sie in den Straßen umher, suchte überall einen Priester, der sie von jener Sünde entbände, fand nie einen und wahrsagte mit einem düstern Schwunge unaufhörlich die größten Unglücksfälle. Auch zur Stani kam sie und prophezeite ihr alles mögliche Unheil, aber die Stani wußte es besser.

Der Mio nämlich wurde von jenem Neujahrstage an der eitelste junge Mensch im ganzen Borgo. Immer zog er die besten und grellsten unter allen seinen dunkelblauen Hosen an; immer sah man da, wo sie aufgeschlitzt waren, die weißesten Strümpfe. Drei Paar Schuhe zerriß er in dieser Zeit, weil er durchaus keine Opanken trug; seine Mutter erzählte es mit Bekümmerniß. Und immer hatte

er ein schwarzseidenes Halstuch um und immer eine ganz neue rothe Kappe auf und immer den schönsten Shawl zum Gürtel. Und seine Hemden nun gar — was er mit seinen Hemden für Wirthschaft machte! Die Mutter hätte mögen in den Castellen waschen lassen, um ihm Hemden genug rein zu liefern.

Endlich, nachdem er dann zwei Monate ein solcher Narr gewesen, kam er und frug im Stillen bei der Stani und dann in' Form bei ihren Eltern an; und die waren es zufrieden, und seine Eltern waren es auch zufrieden, und die Hochzeit wurde festgesetzt.

Was sagte denn der Ivo? Der Ivo war wüthend und beschloß sich zu rächen.

Die Kati kam den Abend vor der Hochzeit und versicherte der Freundin, sie würde schrecklich unglücklich in ihrer Ehe werden. Der Ivo wünsche ihr Böses, und wo ein Feind Böses wünsche, da gedeihe kein Glück.

Die Stani sagte mit klarem Blicke: „Ich vertraue auf die allerheiligste Jungfrau. Sie wird mir nichts widerfahren lassen."

Mit demselben freudigen Vertrauen ging sie am nächsten Tage zur Trauung. Die Kati seufzte und klagte an der Kirchenthür. Der Ivo drängte sich möglichst nah' an das Brautpaar, und in dem Augenblicke, wo der Mio sein Ja aussprach, knüpfte der Ivo ihm einen festen Knoten in das Schnupftuch, welches aus seiner Tasche hing. Nun mußte die Stani unfehlbar kinderlos bleiben.

Als aber nach zehn Monaten ein frischer Junge ganz ungeheuer schrie, was sagte da der Ivo? Er schlug sich vor die Stirn und schimpfte sich einen Esel, weil — er den Knoten nicht fest genug geknüpft.

Die Stani ist so wenig kinderlos, daß bereits drei kleine Wesen in dem kleinen Garten des Häuschens umherkrabbeln, welches sie mit ihrem Mio am Ende von Pozzobuon bewohnt. Sie ist vollkommen glücklich und noch hübscher als früher.

Aber auch die Kati ist geheilt. Der glückliche Nichterfolg ihrer schwarzen Prophezeiungen in Betreff der Freundin bewirkte diese Kur. Der Niko ist kein ganz so vortrefflicher Ehemann wie der Mio, indessen kann die Kati im Ganzen doch mit ihm zufrieden sein.



Apropos der Paludi.

Wenn der Dampfer in Spalato nicht zur rechten Zeit ankommt, wohl, so ist Spalato noch viel unruhiger, als es ist, wenn der Dampfer zur rechten Zeit ankommt. Die Ankunft des Dampfers ist nun einmal in allen dalmatischen Städten das einzige Ereigniß der Woche. Kommen zwei Dampfer, so gibt es zwei Ereignisse, aber außerdem kann sich nichts ereignen, wenigstens nichts, was angenehm wäre. Und kommen kann auch Nichts, außer mit dem Dampfer. Die Post, dieses zweirädrige Wägelchen, auf welchem eben nur der morlacchische Postillon Platz hat, bringt höchstens einige unbedeutende Briefe; denn wichtige vertraut man ihr nicht an. Alles Uebrige, Gutes und Schlechtes, Erwartetes und Ueberraschendes, Civil und Militär, Freunde und Feinde, Gläubiger und Schuldner, den Hut für die Frau und den Schlafrock für den Mann, das Modenjournal und den neuen Roman, die frische Butter zum Frühstück, den Salame zum Dessert, die Maccaroni zur Suppe, das Sauerkraut zur Bratwurst, das Bier für

die Locanda, ja, sogar den Stockfisch für den Freitag, das Alles und noch viel, viel mehr bringt einzig und allein der Dampfer.

Uns bracht' er einst den seltsamsten Besuch, von einer Engländerin. Die Engländer haben noch immer das Privilége seltsam zu sein; es ist wahr, daß die Dalmatier es ohne Privilége, unmittelbar von Gottes Gnaden sind.

Es war noch in Casa Petrini. Ich saß am heißen Sonntag-Nachmittag, fieberisch, weil keine Briefe gekommen waren, auf einem blauen Sopha, wo Otto des Nachts schlief, und übte mich in der Ungeduld, als Signora Laura mir eine Dame meldete, die mir etwas zu übergeben hätte.

Sie kam herein, eine untersetzte Brünette von Vierzig, in ursprünglich guter, aber jetzt ein wenig beschädigter Reise-Toilette, und übergab mir einen Brief und ein Fläschchen. Das Fläschchen enthielt Ignatia, der Brief war von Frau von Schmitzhausen, welche mir durch „diese Dame" die gewünschte Medicin sandte, „damit ich sie rascher bekommen möchte". Der Brief war über vierzehn Tage alt.

„Es darf Sie das nicht wundern," sagte die Fremde. „Das Fläschchen und ich, wir haben Sie in ganz Dalmatien gesucht. In Ragusa sagte man mir, Sie wären in Cattaro, in Cattaro, Sie wären in Spalato. Hier wollte man mir wieder versichern, Sie wären in Ragusa, endlich hörte ein Franziskaner, wie ich Ihren Namen nannte, versicherte mir, Sie wären hier und brachte mich her."

Ich bedauerte, daß Frau von Spitzhausen ihr so viel Mühe gemacht und fragte, ob sie dieselbe genau kenne?

„Ich habe sie vor vierzehn Tagen kennen gelernt, als ich durch Triest kam.“

„Und jetzt kommen Sie aus Cattaro?“

„Aus Cattaro, aus Montenegro, aus Albanien, und wie Sie mich hier sehen mit dieser zerrissenen Mantille bin ich vor noch nicht vier Wochen aus Egypten in Triest angekommen. Dort erwartete ich, Briefe aus Dresden zu finden, wo ich eigentlich wohne. Ich fand keine, fürchtete, meinem Quartier könnte etwas zugestoßen sein, fuhr rasch nach Dresden, sah, daß Alles in Ordnung war, schlief eine Nacht dort und fuhr am andern Morgen wieder zurück nach Triest, um, wie ich beabsichtigt hatte, noch Dalmatien zu besuchen. Ich war auch in Jerusalem; ich reise zu meinem Vergnügen. Ich habe zwei Männer und fünf Kinder verloren, da thut Zerstreuung mir Noth, und so reise ich denn, wie Sie mich hier sehen, nur noch mit einem einzigen Reisesacke.“

„Und ganz allein?“ fragte ich, „stupefizirt“ durch diese Lebenssilhouette.

„Ganz allein. Ich hätte mich öfter anschließen können, aber ich wollte nicht, ich wollte unabhängig bleiben — ich bin eine sonderbare Person.“

„Ja, das ist wahr,“ sagte ich und gaffte sie ganz dumm an, und dann überlegte ich mir, was man für eine so extraordinäre Reisende wohl thun könne, noch dazu in

Spalato, wo sich so sehr wenig thun läßt. Mir fiel nichts Besseres ein als das goldene Thor und die Paludi. An das erstere schickte ich die Dame mit Otto allein, nach den Paludi ging ich mit.

Das Kloster Santa Maria dei Paludi liegt eine starke halbe Stunde von Spalato am Golf von Salona ungemein unregelmäßig, zerfallen und malerisch zwischen lauter Oelbäumen. Es hat zwei starke Befestigungsthürme und den schlanken der Kirche. Ein kleines Thor, über welchem das Kreuz ist, läßt, immer offen, in den Vorhof ein. Von hier geht man gradaus in die Kirche, links von dieser in den Kreuzgang, in dessen Mitte zwei Brunnen mit schönem Wasser sind. Auch hier ist weder Eleganz noch Regelmäßigkeit, wohl aber die Heimlichkeit eines alten Bildes.

Wir kannten den Guardian, den Pater Smolje; ein großer, schöner, feuriger Mann, den seine Franziskanerkutte vortrefflich kleidete, der beste illyrische Prediger in Dalmatien. Er war eben nicht anwesend, aber der Vikar, rundlich und freundlich, that Alles, um die Fremde nach Würden aufzunehmen. Die Kostbarkeiten des Klosters, die beiden Psalter, welche mit ebensoviel Phantasie wie Geduld gemalt sind, wurden herausgebracht und auf der Brüstung des Kreuzganges aufgeschlagen. Wir bewunderten zum zweiten, unsere Begleiterin bewunderte zum ersten Male die farbig goldenen Arabesken, die wunderbaren Blumen, welche die heiligen Worte schmücken. Dann wurden wir in den Garten geführt, wo von den Mauern die krausen Ranken der

Kapern mit ihren köstlich duftenden violett und weißen Blüten, von den Weingängen die goldgrünen Muskattrauben mit ihren Beeren wie Fingerglieder herabhängen. Unsere Engländerin hatte noch nie Kapernblüten gesehen und noch nie so herrliche Trauben gegessen. Ganz stolz, ihr doch wenigstens etwas Neues verschafft zu haben, begleitete ich sie mit Otto auf den Dampfer und ließ sie dort im Mondschein auf dem Verdeck sitzen.

Wir aber gingen noch oft in's Kloster. Es war so bequem nah, und doch auch wieder weit genug zu einem befriedigenden Spaziergang. Der Weg dahin war wunderhübsch, besonders gegen Abend; denn am Tage brannte, selbst im Winter noch, die Sonne zu heiß. Aber wenn sie sich zu neigen und die Landschaft anstatt zu vergolden, zu röthen begann, dann ging ich mit immer neuem Wohlgefallen die breite Straße zwischen den Wein- und Oelgärten dahin. Zu beiden Seiten wucherten die lieblichsten Hecken. Die wilde Granate mischte ihr röthliches Laub mit dem dunklen des Epheu, mit den seidenflockigen Samenbüscheln der Lonicera caprifolium, mit der Rosenblüte der Brombeere. Plumbago europea blühte roth und violett, dazwischen die golddoldige fucula viscosa, an den Rainen unten Momordica elaterium mit ihren rauhen blaßgrünen Blättern und ihren gelben glänzenden Kelchblumen. Ephedra fragilis zeigte ihre glatten grünen Röhrchen, die mit gelben Knöpfchen besetzt sind, zwischen den langen, gefiederten Blättern des Rhamnus zisiphus, und in und um Alles schlang,

wickelte und wirrte sich Smylax aspera, der stechende Epheu, mit seinen duftenden grünlichgelben Blütentrauben, seinen leuchtend rothen Beeren, seinen langen, spitzen, stachlichten schimmernden Blättern.

Im Kloster war's immer heimlich. Während Otto mit dem Quardian hinaufging, um sich irgend einen klassischen Autor von den modernen Italienern zu holen, oder einige Seiten in cyrillischer Schrift zu lesen, blieb ich unten im Kreuzgange und plauderte mit den Laienbrüdern. Die Leute, welche für das Kloster arbeiteten, saßen auch hier. Unter ihnen gefiel mir besonders ein grauköpfiger Castellan, welcher mit einer alten silbernen Brille auf der Nase, emsig Körbe flocht. Er erwiederte meinen Gruß stets mit der größten Verbindlichkeit, aber ein Wort habe ich nie von ihm gehört.

Der Quardian und Otto kamen dann endlich wieder, und Pater Smolja begleitete uns vor das Thor. Sich an der Mauer sonnend, oder bis an die Knie nach Fischen watend fanden wir da immer einen oder den andern Jungen, der uns auf dem Golfe spazieren fahren konnte. Wenn draußen auf dem Meere Scirocco war, so war hier nur hohe gedrängte Flut. Der Marian schließt den Golf von der Seite von Spalato, die Bua von der Seite von Traú ein. Die Schluchten auf der Insel leuchteten roth; der Marian sandte uns, wenn wir an seinen steinigen Abhängen dahinfuhren, würzigen Geruch von den Kräutern herab, welche die schwarzen Schafe weideten. In diesen vielen Düften, welche überall mit der Macht von Essenzen die klare

und durchsichtige Luft füllen, finde ich einen großen Reiz Dalmatiens.

Die Kirche ist nicht groß, enthält aber mehrere Grabmäler; unter andern nach Kohl eines von „einem gewissen Marco Marulo", der bei Kohl ohne weiteres dazu kommt, daß er wegen einer Liebesgeschichte einen Freund entzweigehackt haben soll. Der arme Mann hat das aber nicht einmal im Traume gethan. Er war Mönch in den Paludi und ein heiliger und gelehrter Mann, der keine Liebesgeschichten hatte und keine Freunde entzweihackte. Ebensowenig that es der spätere Marco Marulo, der berühmte Dichter, Philosoph und Historiker, welcher in Spalato zu San Francesco begraben ist und von Kohl mit dem Franziskaner der Paludi verwechselt wird — es wurde nur ihm ein Freund entzweigehackt.

So ist die Sage darüber, welche nicht von einem etwas mittelalterlichen Cynismus der Leidenschaft freigesprochen werden kann. Marco Marulo und ein Freund von ihm, einer aus dem Hause Papali, liebten beide ein und dasselbe Mädchen, Schwester oder Tochter eines Befehlshabers von Spalato. Sie hatten eine Art Winde von Erz machen lassen, die taglia hieß, und vermittels derselben stieg jede Nacht einer oder der andere der beiden Jünglinge zu dem Fenster der gemeinschaftlichen Geliebten empor. Der, welcher nicht oben war, wachte unten.

Eine Nacht, welche eigentlich dem Marulo gehört hätte, empfand der Papali eine so heftige Sehnsucht, daß er den

Freund beschwor, ihn an seiner Stelle hinaufzulassen und ihm für diese eine Nacht zwei oder drei andere Nächte versprach. Ungern gab Marulo nach; ungeduldiger als gewöhnlich harrte er unten in der engen Straße, länger als gewöhnlich verzog der Papali. Der Marulo fürchtete schon, die Glücklichen könnten die mahnende Dämmerung verschlafen, da öffnete sich das Fenster, auf welches er ängstlich die Augen geheftet hielt, und etwas Weißes wurde heruntergestürzt. Zögernd näherte sich der Marulo, ein Sack lag vor ihm, er band ihn auf und fand den in Stücke gehauenen Freund. Der Papali war bei dem Mädchen gefunden worden, und in der damaligen Zeit war ein Jeder „der Arzt seiner Ehre“.

Der Marco rief einen Lastträger und ließ den Sack nach seinem Palaste bringen, wo er die verstümmelten Ueberreste des Freundes in der Stille begrub. Die Liebe hatte für ihn aufgehört. Er fühlte nur noch das Bedürfniß, für den Freund zu beten, der statt seiner gestorben. Sein Leben ward eines der Büßung. Nie aß er Fleisch, immer trug er das härene Hemd, oft geißelte er sich. Was ihm nach diesen religiösen Uebungen an Zeit noch blieb, das verwandte er auf die Wissenschaften und ward so die Zierde und der Stolz seiner Vaterstadt. Aber wenn er den Andern genug that, sich selbst that er nie genug. Mit sechzig Jahren zog er sich auf die Insel Solta in das Kloster San Pietro zurück. Zwei Jahre lebte er dort nur in und mit Gott, dann nöthigte ihn die Furcht vor den Seeräubern, welche das Kloster

bedrohten, nach Spalato zurückzukehren. Auch hier wohnte er indessen nicht in seinem Palast, sondern in einem ganz kleinen Casino. Als ein Muster von Gottseligkeit und menschlicher Weisheit starb er. Es gibt Viele, welche nur sein Büßerleben annehmen ohne die sündliche Veranlassung; in keinem Falle aber hat je ein Marco Marulo einen Freund entzweigehackt.

Als ich die Paludi zum letztenmale sah, waren sie stiller als je. In der Klarheit des Golfes ruhte der dunkle Marian und der hundertfarbige Abendhimmel.

Ich schrieb, nach Hause zurückgekehrt:

Ave Maria über der Bucht,
Ave Maria tief in der Schlucht;
Ave Maria! beuget das Knie,
Schlaget das Kreuz — Ave Marie!

Still auf der Erde, still in der Höh',
Still an den Ufern, still auf der See;
Stille der Seele, sende uns die
Himmlisch herab — Ave Marie!

Ave Maria — Ruhe dem Freund!
Ave Maria — Schlaf auch dem Feind!
Faltet die Hände, beuget das Knie,
Frieden mit uns — Ave Marie!

Die Poglizza.

Wenn einer der Spalatriner Possidenti sagt: er habe Ländereien in der Poglizza, so meint er damit einen Landstrich mit zwölf Gemeinden, welcher von Salona bis zur Cettina und vom Canal der Brazza bis Dugopolje geht. Wer vom Anfang des eilften Jahrhunderts bis zum Anfange des neunzehnten die Poglizza nannte, der bezeichnete mit diesem Namen Eine der Kolibri-Republiken des Mittelalters.

Sie entstand auf eine patriarchalische Weise. Drei Brüder aus der bosnischen Familie des Grafen Miroslav verlassen innerer Unruhen wegen ihr Land und kommen über die Cettina. Sie finden am Fuße des Mossor Böden zum Wein- und Oelbau. Sie theilen ihn und lassen sich nieder. Die Familien Tisimir, Kresimir und Clemo bilden sich, und der bosnische Adel in der Poglizza ist gegründet. Die da bei ihm Schutz suchen, wachsen allmälig zum Volke an.

Dann kommen ungarische Edelleute in das Land und

eine zweite Partei ist da. Aber darum kein Zwiespalt. Die Bosnier und die Ungarn versammeln sich auf einem Landtage und geben sich selbst und dem Volke Gesetze.

Jedes Jahr am Tage Sanct Georg erscheinen auf einer Wiese unterhalb Gradatz am Fuße des Mossor, gefolgt von ihren Edelleuten, die zwölf Grafen der zwölf Gemeinden. Ein Mann in prächtiger Kleidung erhebt sich — er ist der Großgraf. Er trägt die Jetscherma aus violettem Tuch mit goldnen Schnüren und silbernen Knöpfen, ebenso verziert die Dolama, die seidene Leibbinde, ungarische Beinkleider, an der Seite den Säbel, über Allem den rothtuchenen Mantel, auf dem Haupte endlich den schwarzsammetnen Kalpak mit einer Feder und goldenen Quasten. Diesen nimmt er ab, dankt für das Zutrauen, welches ihm geworden, rühmt sich, daß er es gerechtfertigt. Ein Jahr hat er die Poglizza regiert. Es ist um. Er nimmt die Schlüssel zu dem Kästchen, welches die Privilegien und Gesetze der Republik enthält; dem Kanzler sie übergebend bittet er diesen, vor Aller Augen die kostbaren Urkunden nachzuzählen. Ohne es zu thun, gibt der Kanzler dem bisherigen Oberhaupte die Schlüssel zurück. Der Graf reicht sie nun dem Vikar der Kirchen in der Poglizza dar, und der Vikar empfängt sie. Zum zweitenmale nimmt der Graf das Wort, bittet um Verzeihung, wenn er geirrt oder Unrecht gethan, versichert, daß es nicht aus bösem Willen, sondern nur aus menschlicher Schwäche geschehen, erbietet sich zum Ersatz und ersucht den Staat, über ihn und sein Vermögen zu

verfügen. Der Vikar antwortet, tadelt und lobt, schlägt vor und dankt. Die Versammlung scheidet sich in zwei Theile. Die Bosnier bleiben, die Ungarn gehen. Diese haben den General-Capitän und zwei Procuratoren, Jene zwei andere und den Großgrafen zu wählen. Die Stimmen werden gezählt; sind sie gleich getheilt, entscheidet die des Vikars. Die Ungarn senden einen aus ihrer Mitte: aus welchem Adel haben die Bosnier den Großgrafen gewählt? Der Pristar, der älteste Graf aus dem bosnischen Commiz, überbringt dem ungarischen den Namen des Gewählten und zugleich die Bitte um Bestätigung der Wahl. Die Ungarn und Bosnier vereinigen sich auf's Neue, und gemeinsam übergeben sie dem Pristar das Archiv, damit er, begleitet vom Vikar, es zu dem neuen Großgrafen trage.

So verwaltete die Poglizza sich, bis die Könige von Ungarn kamen. Dann geschah in ihr, was im ganzen Lande geschah. Das Primat ging den bosnischen Edelleuten verloren und über auf die ungarischen, von denen zwei als Bane regierten. Zweihundert Jahre später vermittelte Spalato die Unterwerfung der Poglizza unter Venedig und die Großgrafen wurden neununddreißig Jahre lang aus den edlen Spalatriner Familien gewählt.

Aber Doimo Papali war zu streng. Indem man ihn nach Spalato zurücksandte, versuchte man mit der abermaligen Wahl eines Ungarn zu den alten Gebräuchen zurückzukehren, ein Versuch, der mißlang. Ein Staat entwächst seinen Gebräuchen, wie ein Mensch seinen Spielen ent-

wächst. Die Poglizza mußte sich verändern. Sie buchstabirte das Alphabet der kleinen Freistaaten durch, und zugleich theilte sie das specifisch dalmatische Schicksal des Schwankens. Wenn sie sich dabei bisweilen zum Halbmond hinüberneigte, so war es nicht ihre Schuld: der Löwe war zu fern, um sie mit seinen Flügeln vor dem verderblichen Lichte zu schützen, welches in der gefährlichsten Nähe glänzte. Den großen Kampf Venedigs gegen den Türken kämpfte sie muthig mit, und was sie sich erkämpfte, war der Sieg.

Sie hatte Helden genug zum Siege. Um sie zu feiern, bedarf Kačić drei ganzer Lieder. Der gefeierteste von allen ist Marco Sinovčić aus Dubrava. In venetianische Dienste getreten, verläßt er sie, vom Frieden gelangweilt, um in Deutschland den Krieg zu suchen. Erst als Candia belagert wird, kehrt er zurück. General der Reiterei, ist er so tollkühn der Erste, daß binnen wenigen Tagen sechs Pferde unter ihm erschossen werden. Mit dem letzten stürzt auch er und fällt, verlassen durch die Flucht der Seinen, in die Gewalt des Veziers. Er wird geheilt und versucht, — ein Paschalik soll seinen Abfall bezahlen. Wer erräth es nicht, daß der Sinovčić nicht erst zu widerstehen, sondern nur zu verachten braucht? Die nächste Versuchung erheischt Widerstand — der Sinovčić leistet ihn. Umsonst bietet ihm Achmet seine wunderschöne Tochter zur Gemalin, umsonst auch läßt er ihn die Vorbereitungen zur augenblicklichen Hinrichtung sehen; der Sinovčić bleibt Held.

Nach dreizehn Monaten kommt eine Nacht, die dunkler und günstiger ist, als andere Nächte. Der Sinovčić wird ein Hirsch, der flieht. Wohin? Wohin anders als zurück nach Candia, zurück in die Gefahr, zurück zu den Brüdern. Sein Kopf ist nun für jeden Türken, der ihn bringt, zehntausend Realen werth; aber kein Türke bringt dem Vezier Achmet den Kopf des Sinovčić. Der Friede wird geschlossen, Marco von Venedig zum Baron von Novaco in Istrien, vom Kaiser Leopold zum General der kroatischen Reiterei ernannt. Er folgt dem Rufe des Kaisers und stirbt Was das Türkenschwert nicht vermocht, das thut die Krankheit.

Noch einmal blitzt die Poglizza in die große Geschichte herein. Venedig hatte sich begnügt, sie zu beschützen. Ein Schutzgeld und dreihundert Mann, um, thät' es Noth, die umliegenden Festen zu besetzen und die Kanonen auf den unfahrbaren Wegen fortzuziehen, das war Alles, was es von seinem kleinen Schwesterstaat verlangte. Oesterreich hatte nicht Zeit gehabt, in Dalmatien an dem Alten zu rühren; da kam Frankreich und mit ihm das Neue. Auch die Poglizzaner fürchteten einige auslöschende Federstriche. Was den Russen in den Castellen nicht gelang, das gelang ihnen in der Poglizza. Sie regten sie auf, der Aufstand brach los und währte zwei Stunden. Die Flotte, welche mit dem Wind in ihren Segeln ihn angefacht, konnte nichts, als Flüchtende retten. Der Brand erlosch, die Asche blieb, die Asche der Dörfer und der Gärten. Drei Tage lang bestraften die französischen Soldaten die Poglizza, am vierten eilte Marmont herbei

und gebot Einhalt. Er wollte nicht, daß, was vom Volke noch nicht geflohen war, verjagt werde; er begnügte sich damit, alle Mitglieder der Regierung, sobald man ihrer habhaft werden könne, zum Tode zu verurtheilen. Dann wurde die Grafschaft zwischen die Distrikte von Spalato, Almissa und Sign getheilt — die Poglizza war gewesen. Dieses Mal hatten die Poglizzaner nicht, wie unter Georg Pavich bei Zacučaz, mit Stolz die bleichen Gebeine ihrer gefallenen Feinde zu zeigen.

Die Riviera der Castella.

Wer Riviera kurzweg sagt, der sagt: das Littorale östlich oder westlich von Genua; wer die Riviera der Castella sagt, der sagt: das Arkadien von Dalmatien.

Nirgends ist dieses durchweg malerische, aber fast immer schroffe Land so weich, so sanft, wie an der Riviera der Castella, wie der Landstrich heißt, der durch den Kanal der Castella, die Insel Bua und den Mont Marian vom Meere getrennt, sich zwischen Traú und Spalato hinzieht.

Eine ziemlich hohe Bergkette schützt ihn gegen Norden. Der erste dieser Berge von Traú aus heißt Carban, der erste von Spalato aus Kozjak, daher denn die ganze Kette bald der Carban oder die Cabani, bald Kozjak oder die monti caprarii, auf deutsch Ziegengebirg, genannt wird.

Von diesen Bergen rinnen Bäche herab, nähren die Ebene, welche sie durchrieseln, und murmeln dann hinunter in den blauen Golf von Salona.

Das Oel der Castella ist berühmt. [Es wetteifert mit

dem von Ragusa. Man kann sich keine schöneren Olivenbäume träumen, als man hier sieht.

Der Ephen umwindet sie mit zärtlicher Ueppigkeit. Der Lorbeer wuchert. Die Hecken bestehen aus Myrten und Granatgebüschen.

Es wird hier später Winter und früher Flühling als anderswo im nördlichen Dalmatien. Eine Fahrt hier im Dezember, wenn der blaue Crocus auf den Wiesen, an dem Wasser und zwischen den Lorbeergesträuchen blüht, ist wie ein reizender Traum.

Dicht am Rande dieser glücklichen kleinen Ebene sind weiße Ortschaften erbaut, welche hinüberleuchten nach Spalato. Früher waren ihrer dreizehn, jetzt zählt man nur noch sieben.

Zum Schutze gegen die Türken waren sie von verschiedenen Bischöfen, so wie von Familien aus Spalato und Traú mit festen Schlössern versehen worden, daher der Gesammtname der „Castella“.

Drei davon, Castel' Sučuraz oder Sugiuraz, (von sveti Juraz, Skt. Georg,) Castel' Badessa, von den Nonnen von Skt. Rainero, die es als erzbischöfliches Geschenk besaßen, und Castel' Cambio, von den Cambi aus Florenz, diese drei heißen die Castelle von Spalato.

Die übrigen, Castel' Vitturi, von der Familie gleichen Namens, Castel' vecchio und Castel' nuovo, von den Cipico, endlich Castel' Stafileo, von den Stafileo, sind die Castelle von Traú.

Für die meisten der Fremden bleibt die Riviera der Castella ein unbekanntes Land. Man sieht sie allerdings, wenn man von Spalato aus nach den Paludi geht oder nach Salona fährt, von Weitem weiß in den blauen Tönen der Oelhaine schimmern. Aber hat man sie darum gesehen?

Wir fuhren zum erstenmale im September hin, und zwar gleich zu Mittag nach Castell Cambio, an dessen Besitzer, Conte Girolamo Cambi, wir einen Brief hatten. Mit uns fuhren Signora Laura Petrini, welche in der Mutter des Conte Mome — der dalmatische Name des Conte Cambi — eine Cousine, d. h. eine Grisogono besuchte, und Don Giovanni Franceschi.

Man hat diesen Namen in diesen Skizzen schon gefunden, aber man kennt noch nicht den Mann, der ihn trägt.

Wohl, es ist ein kleiner Mann, der sehr frêle aussieht, recht wie wir uns in Deutschland immer einen Abbate vorstellen. Officiell Direktor des Gymnasiums, individuell Poet und vor Allem Romancier. Er kann es vor Dalmatien gar nicht verantworten, daß er nicht gethan hat, was Casetti zu thun beabsichtigte. Es wäre gut für Dalmatien und gut auch für ihn, denn er würde seine Phantasie los. Jetzt verfolgt sie ihn förmlich. Er kann keine einfache historische Thatsache erzählen, ohne daß sie sich nicht wider seinen Willen während der Erzählung zu einer frappanten Novelle abrundete. Dabei romantische Instinkte aller Art. Byron selbst hat das stürmische Meer nicht leidenschaftlicher betrachtet, als der Fran-

ceschi es sich ansieht. Der Scirocco in seiner höchsten Potenz, die klassischen Donnerwetter, die finsteren und wilden Nächte des Südherbstes, mit einem Wort Alles, was in den Ländern der Sonne düster und großartig ist, gewährt ihm Genüsse, die er en amateur stillschweigend in sich aufnimmt und dort verschließt; denn verschlossen sind wir, als echter Dalmatier. Wozu sein Leben ausgeben? Wer kann dieses Gold wechseln? So ungefähr fragte der Franceschi mich, wenn ich ihm sagte: „Aber, Direttore, so machen Sie doch Romane.“ — „Benedetta, wozu?“ — „Aber um Dalmatien bekannt zu machen.“ — „Von Dalmatien aus bekannt werden!“ — Der Palast des Diocletian schloß ihn ein wie ein Kreis in der Magie. Der Franceschi war noch nicht einmal in Italien gewesen. „Wenn ich es nun gesehen hätte, und müßte dann wieder hier leben?“ fragte er mich. Mit uns sprach er von sich, von seinen — Nichtarbeiten. Es hatte uns lieb gewonnen und Zutrauen zu uns gefaßt. Wir hatten ihn in etwas aus dem Schlafe geweckt, in welchen er sich mit willkürlichem Magnetismus versenkt. Darum fuhr er auch mit uns nach den Castellen, und das freiwillig, ein wahres Ereigniß für Alle, welche den Direktor kannten.

Er machte mich aufmerksam auf die Landschaft, auf den Mossor, den er seinen Parnaß nannte. Den Berg liebte ich schon, die Landschaft sah ich erst zum zweitenmale, und eine dalmatische Landschaft muß öfter gesehen werden. Man muß sich erst an diese vielen hellen und heißen Töne gewöhnt haben, um ihre wilde und kühne Harmonie aufzufassen.

Wir fuhren zuerst auf das Gebirge zu und eben von Salona links ab, und seine halb aufgegrabenen, halb noch grün bedeckten Ruinen entlang. Salona war, ich muß es nur bekennen, eine Enttäuschung mehr gewesen. Ich hatte Ruinen erwartet, welche im Styl des Palastes von Spalato dunkel gewaltig aufrecht ständen, und siehe, ich mußte mich bücken, um sie zwischen den Wein- und Brombeerranken zu entdecken, welche sie überwuchert haben. Auch erst allmälig nur nahm es für mich einen melancholischen Reiz an.

Castel' Sučuraz hat weder von der Straße aus, noch im Innern pittoreske Eigenthümlichkeit. Ein Thor, enge, kurze Straßen, eine kleine Piazza. Auf dieser sahen wir später im Oktober die Fiéra von San Luca und das Kostüm, so wie den Tanz der Castellaner. Der Tanz bestand darin, daß Tänzer und Tänzerin eine ganze Weile einander gegenüber vorwärts und rückwärts tanzten. Der Tänzer machte Sprünge, die Tänzerin Schritte; von Takt war nicht die Rede. Nachdem dieses Trippeln und Sätzemachen lange genug gewährt, faßte der Tänzer eine Hand seiner Tänzerin und drehte sie wie beim Tyrolerwalzer unter seinem erhobenen Arme herum, während er, den andern in die Seite gestemmt, stattlich neben ihr hertanzte. Die Tracht bestand bei den Mädchen in einem scharlachrothen Mieder und einem dunkelblauen Rock, welcher auf den Hüften geschlitzt und ringsherum dicht gereiht war. Die bunte Schürze war mit rosenfarbnen oder bunten Seidenbändern vorn zugebunden, an der Seite hing das weiße Schnupftuch. Ein kleines

Halstuch war grell über das weiße Hemd und die Brust gekreuzt. Das Jäckchen von dunklem Tuch lag eng an, ging nur bis auf den halben Rücken, war ausgeschnitten und mit farbigen Borten eingefaßt. Um den Kopf trugen sie ein weißes oder buntes Tuch, unter dem Kinn zugebunden. Wurde ihnen beim Tanze heiß, schlangen sie die Zipfel hinten in einander, so daß sie dann turbanähnlich coiffirt waren. Die Burschen hatten weder bestimmte Farben noch Stoffe, aber sämmtlich enge Hosen, gleich denen der Borghesen, unten an der äußern Seite jedes Beines etwas aufgeschlitzt und mit Knöpfen besetzt, und weiter ebenfalls gleich den Borghesen weiße, vollkommene Hemden, gekreuzte Westen, leicht geschlungene schwarze Halstücher, rothe Mützen, und die knappen Jacken meistentheils umgehangen. Ich füge noch hinzu, daß der Tanz, obwohl das Gedränge sehr dicht war, mit Schweigen, Anstand und einer gewissen leidenschaftlichen Feierlichkeit vor sich ging.

In Castel' Badessa tritt die kleine Kirche gut hervor, um so mehr, da eine große Cypresse sich dicht neben ihr erhebt. Man liebt es in Dalmatien, Cypressen an der Seite der Kirchen zu pflanzen, den Baum der irdischen Todestrauer neben dem Ort, wo dem Menschen versichert wird, er lebe, auch wenn er sterbe.

Noch eine halbe Stunde, und wir bogen nach Castel' Cambio ein. An dem einen Ende stand, was sie den Palast des Podestá nannten, ein langes zweistöckiges Haus, welches Conte Leonardo Dudán gemeinschaftlich mit seinem Oheim,

dem Conte Lorenzo, bewohnte. Am andern Ende thürmt sich das eigentliche Castel', der Wohnsitz der Cambi.

Ich weiß nicht, warum ich in Castel' Cambio unaufhörlich an „Eine corsische Familie“ von Dumas denken mußte. Es waren sogar keine Analogien zwischen der corsischen Familie und der von den Castellen. In jener ist eine Mutter mit zwei unverheirateten Söhnen, in dieser war der einzige Sohn trèr-bièn marié und die Mutter schon zweifach Großmutter. Das Ganze war anders, alle Einzelheiten waren anders, und doch — la famille corse war mir eingefallen und wollte mir nicht aus dem Kopfe.

Vielleicht weil in beiden Familien die altpatriarchalische Herrschaft des Alters stattfindet; denn wie in dem corsischen Hause, so war in dem dalmatischen Schlosse die Mutter die regierende Fürstin.

Klein und stark und ganz häuslich einfach angethan wie sie war, empfing die Contessa Marietta uns doch mit der Würde einer vornehmen Dame. Mit ihr kam ein junges blühendes Mädchen. Ein anschließendes Kleid von grauer Glanzleinwand zeigte ihren üppigen Wuchs und ihre schönen Arme. Ihr dunkles Haar war rings um den Kopf in großen flachen Locken aufgesteckt, eine Tracht, welche dem runden frischen Gesicht etwas lieblich Kindliches verlieh. „Meine Frau!“ sagte der Conte Mcome.

Wenn das Töchterchen der Contessa Marianna dem Beispiele der Mutter folgte, so konnte diese noch vor zweiunddreißig Jahren Großmama sein. Man sagte mir auch,

daß sie, nicht zufrieden mit ihrer allerliebst frühzeitigen Mütterlichkeit, sich bereits mit ihrer künftigen Großmütterlichkeit zu thun mache.

Der Vater des Conte Mome war ein ausgezeichneter Offizier Napoleons. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich damit, den Sohn zu erziehen. Die Erziehung war ihm geglückt — Conte Mome war ein echter Edelmann. Ich habe ihn die ersten Male nie anders gesehen, als in einem nicht neuen Rock und in einem entschieden zerdrückten grauen Hut, und immer sah er vollkommen vornehm aus. Ebenso waren alle Gesinnungen, die er unbefangen und nachlässig aussprach, von jenem Gepräge, das sich nicht nachahmen läßt. Wie jeder Dalmatier seine Specialität, so hatte Conte Mome etwas sehr Deutsches. Dazu kam, daß er deutsch sehr gut sprach, noch besser als französisch.

Seine Lebensart war wie er selbst, einfach und thätig, und dabei da cavalière. Die Verwaltung seiner weitläufigen Besitzungen nahm ihn fast ganz in Anspruch. In der Morlacchei hatte er im Sommer die Getreideernten, in den Castellen im Herbst die des Weines, im Winter die der Oliven. Er war einer von denen, welche die Landwirthschaft in Dalmatien moderner und einträglicher machen möchten. Ob es ihnen gelingen sollte? Nur sehr allmälig, aber gelingen doch. Wie der junge Manfreddo Borelli in dem Lebensgefühl seiner sechszehn Jahre ganz ernstlich zu mir sagte: „Warten Sie nur, Baronin, in vier, fünf Generationen werden Sie Fortschritte in Dalmatien sehen.“

Ohne solche kolossale Hoffnungen zu haben wie der junge Zaratiner, betrieb Conte Mome doch rüstig alle mögliche Verbesserungen und zwar mit der Aussicht auf einen noch von ihm zu erlebenden Erfolg.

Des Nachts las er, und am Sonntag schickte er seinen Wagen aus, um Freunde holen zu lassen. Die kamen an und blieben da, einen Tag, mehrere Tage — je nachdem. Außerdem gab es noch immer einen oder mehrere Hausgenossen, die alle mögliche Freiheit genoßen, nur nicht die fortzugehen. Bei einem spätern Besuche fanden wir die ganze Familie in Aufregung, und warum? Ein junger Mensch, Sohn eines entfernten Freundes, war seit einem Monat in Castel' Cambio, und „wurde gehalten wie das Kind vom Hause". Auf einmal fällt ihm, ich weiß nicht was, ein, und er vertauscht das Castel' mit dem Hause des Conte Lorenzo Dudán. Konnte man eine größere Undankbarkeit sehen? Was hatte man ihm gethan, um so von ihm beleidigt zu werden? Wie jede schlechte Handlung, deren man sich schämt, hatte er diese Desertion in aller Stille ausgeführt. Aber sie war auch unverzeihlich; er hätte die Familie gar nicht mehr kränken können.

Ich glaube, daß dieser Unglücksfall ein Ausnahmsfall war. Im Allgemeinen richtete man sich gern auf Castel' Cambio ein, und kam auch gern wieder. Gereral Mamula that das, so oft er Spalato nicht blos berührte, sondern wirklich besuchte. Man kam sans gêne, „man kam, und man war da". Ich machte Anfangs Einwendungen dagegen,

gleich das Erstemal so ohne Weiteres zu Mittag hinzufahren. — Ganz verwundert sagte man mir in Casa Petrini: „Aber zum Mome fährt Niemand anders als zu Mittag.“ Auch war's, als wären wir erwartet worden. Die Damen verfügten sich in die Küche, Conte Mome bot uns eine Fahrt in seiner Barke nach Castel' Vitturi an.

Es hat einen regelmäßigen Hof mit Treppen und Galerien. Inwendig sollen gute Gemälde sein. Der Besitzer erbot sich artig, sie uns zu zeigen, aber ich wollte nicht gern aus dem Sonnenschein hinauf. So schloß er denn nebst seinem Bruder sich uns an, und begleitete uns zuerst in die große neue Kirche, und dann nach der Villa, wo die Schwiegereltern des Conte Mome wohnen. Ich bemerke flüchtig, daß der Vater der beiden Vitturi, Rados Antonio Michiel Vitturi, einer der bedeutendsten ökonomischen Schriftsteller Dalmatiens war.

Von Signor und Signora Ambrosini wurden wir so liebenswürdig aufgenommen, wie es in den Castellen allgemein Sitte zu sein schien. Conte Mome sagte zu mir: „Sie haben meine Frau so jung gefunden, was werden Sie erst zu meiner Schwiegermutter sagen?“ Signora Ambrosini lachte und bot uns Limonade, Biscuit und Früchte an. Signor Ambrosini führte uns zu mehren vortrefflichen Bildern, welche er auf einer Reise in Italien erworben hatte. Und ich — bat um ein Stück Brod, weil ich so sehr großen Hunger hatte. Man sieht, ich war leicht zu Hause in Dalmatien.

Conte Vitturi nahm Abschied von uns, Signor Am-

brosini begleitete uns seinerseits bis an das Ziel unseres Spazierganges, die Besitzung des Conte Capo-Grosso aus Spalato. Meist unbewohnt steht sie dicht am Golf, beim Sturm schlagen die Wellen über sie hin. Zugleich ist sie ganz abgeschlossen und abgeschieden und dunkel durch Epheu und Bäume. Genug, sie gefiel mir ungemein.

„Das wäre ein Ort, um einen dalmatischen Roman zu schreiben," sagte der Diretiore zu mir. Er plagte mich unaufhörlich: „Benedetta, schreiben Sie, schreiben Sie doch einen dalmatischen Roman." Was er nicht that, sollte ich thun.

„Und hier im Castel' Vitturi hat Dobrila gewohnt," fuhr der Direttore fort, „und hier in dieser Kapelle ist sie mit ihrem Milienko begraben, und Milienko und Dobrila sind für uns wie Romeo und Giulietta."

Und ich muß mich einer Vergeßlichkeit anklagen, oder vielmehr eines Mangels an Erinnerung. Ich weiß nämlich nicht mehr ganz genau, wo die Kapelle mit den begrabenen Liebenden liegt. Otto sagt links, mir dünkt rechts am Wege; Otto meint, es sei dicht hinter der Kirche, mir kommt es vor, als wär' es kurz vor der Villa Capo-Grosso. So viel steht fest, daß die Kapelle irgendwo an der Straße zwischen der Kirche von Castel' Vitturi und der Villa Capo-Grosso steht und daß die Geschichte der Liebenden in zwei Bänden von Casetti zu lesen ist.

Für die, welche sie da nicht lesen können, will ich sie hier in möglichster Kürze erzählen.

Dobrila war die Tochter Radoslavs, Milienko der Sohn Adalbert's, beide Castellani, reiche Herren, große Freunde. Milienko hatte keine Mutter mehr; die Dobrila's, Maria, pflegte ihn zugleich mit der Tochter, daher Kinderfreundschaft à la Paul et Virginie, welche zur Jugendliebe wird. Darauf ein Streit und dann ingrimmige Feindschaft zwischen den Vätern und Trennung der Kinder. Wie Heine sagt: es ist eine alte Geschichte u. s. w.

Milienko muß fort, nach Venedig, und Dobrila soll verheiratet werden. Sie steht vor dem Altar, da stürzt Milienko, eben zurückgekehrt, wie ein Wüthender in die Kirche, behauptet seine Rechte, fordert seine Geliebte und der beleidigte Bräutigam entsagt der Verbindung.

Adalbert gibt dem Sohne nach, Radoslav nicht der Tochter. Sie wird in das Kloster von San Nicoló zu Traú gebracht. Milienko, der es gewaltsam zu verhindern versucht, erhält als Strafe den Befehl, sich für eine Zeit in das Kloster Vissovaz an der Kerka zurückzuziehen.

Er kann seine Geliebte nicht befreien, sie entflieht allein aus ihrem Kloster und sucht entschlossen Milienko in dem seinigen auf.

Es müssen sehr freundliche Mönche damals in Vissovaz gewesen sein. Sie haben ein Einsehen in die Gefühle der Liebenden und wollen sie heimlich verheiraten. Da schickt Radoslav drei Cavaliere an Adalbert. Der stolze Conte willigt in die Heirat, die auch ihm nun nöthig geworden scheint; nur soll die Vermälung in der Heimat der Liebenden voll-

zogen werden. Sie kehren zurück, die versöhnten Väter empfangen sie, am nächsten Tage ist die prachtvolle Hochzeit, bis zur Nacht folgt Festlichkeit auf Festlichkeit. Jetzt soll die junge Gattin in des Gatten Haus geleitet werden. Sie wendet sich an der Brücke um, mit einem letzten Lächeln Abschied vom Vaterhaus zu nehmen — da fällt ein Schuß, und Milienko stürzt, und Dobrila ist Witwe. Wer hat sie dazu gemacht?

An ihrem Sterbebett drei Monate später bekennt Radoslav in väterlicher Verzweiflung seine Schuld an Milienko's Mord. Adalbert fordert ihn mit gezogenem Schwerte zum Kampfe, Radoslav stürzt sich in das Schwert des beraubten Vaters.

Wo Milienko und Dobrila begraben sind, steht: „Pokoj Ljubovnikom“, Ruhe den Liebenden.

Für sie Ruhe, für uns ein Mittag. Wir hatten nach unserer poetischen Barkenfahrt sammt und sonders einen prosaischen Hunger.

Wir wurden in den kleinen runden Eßsaal geführt, welcher im zweiten Stock des Castellthurmes lag. Er war al fresco gemalt, hatte die Aussicht auf den Golf und in der Mitte eine reizend geordnete Tafel.

Die Dalmatier verstehen die Anordnung einer Tafel. Ich denke noch mit Vergnügen einer kleinen Collation, mit der Conte Toni Bajamonti uns in Salona überraschte. Eine kleine, schlecht getünchte Stube mit einem Bette darinnen, ein Holztisch und Holzbänke und als Erleuchtung zwei

Talglichter, und inmitten dieser Wirthshausalltäglichkeit eine allerliebste Improvisation von Silber und glänzendem Wein und leuchtenden Früchten und sonst noch allerlei Süßem und Gutem — es war wirklich das alte schöne „Tischchen decke dich“ aus den Kindermärchen.

Auch in Castel' Cambio leuchteten die Krystallflaschen, statt der Pfropfen mit Blumen zugesteckt, und zwischen ihnen die rosiggrünlichen und gelblichen Pfirsiche, die von der Süße aufgesprungenen Feigen, die durchsichtigen weißen und blauen Trauben, die fein gefärbten Aepfel aus der Türkei oder der Morlacchei, und endlich die großen duftenden Melonen, welche abgeschält und ungefähr in Form von ungeheuern Artischocken eingeschnitten waren. Kleine Teller mit Schinken und Salami verschiedener Art verloren sich in diesem Luxus von Früchten.

Ich will hier flüchtig das dalmatische Diner skizziren, wie man mit wenig Abänderungen es überall findet. Es beginnt mit kurz und nicht weich gekochtem Reis. Liebesäpfel, Hühnerlebern, Kraut, auch Wurst und Schinken sind Zuthaten desselben. In Castel' Cambio war er mit Hühnerlebern und grünen Erbsen vermischt, diese letztern montenegrinisches Gewächs.

Auf den Reis kommt unwandelbar crema fritta, gebackene Sahne, Klößchen von einem sehr leichten Omeletteteig in Butter gebacken.

Und nun folgt Gesottenes auf Geschmortes und Geschmortes auf Gesottenes. Gemüse und Salate werden als besondere Gerichte gegeben. Eine echte dalmatische Schüssel

ist die „Tecchia der Tiegel", d. h. Hammelfleisch in Stücken zusammen mit gleichfalls zerschnittenen Kartoffeln geschmort. Dieses Essen ist sehr gut wenn — es gut ist.

Kapern und Sardellen, beide von vorzüglicher Feinheit, werden, besonders die ersteren, keineswegs so benutzt, wie sie benutzt werden könnten. Man ißt sie einfach aus Essig, die Sardellen allein, die Kapern zum gesottenen Fleisch.

Dieses wird ebenfalls nur in Stücken aufgetragen. Man sieht, daß die Türkei nicht fern ist. Gern gibt man mehrere Arten Fleisch zugleich, so daß jeder nach Belieben wählen kann.

Von einer gewissen Ordnung in der Aufeinanderfolge ist nicht die Rede. Wie gesagt, eine große Schüssel mit Gesottenem kommt mitten zwischen Geschmortem und Gebackenem.

Compots gibt es gar nicht. Benutzt man Obst, so ist es entweder zu Fritturen — pomi, susini fritti — d. h. Aepfel oder Pflaumen in Teig eingetaucht und in Butter gebacken, oder mit Fleisch im Tiegel geschmort wie die Kartoffeln. Rindfleisch mit Aepfel auf diese Weise bereitet schmeckt gar nicht übel.

Der schwächste Punkt der dalmatischen Küche sind die Saucen. Ich habe ihrer drei kennen gelernt: aus Liebesäpfeln, aus Sardellen und aus Zwiebeln. Vergebens versuchte ich meinen Köchinen eine Kapernsauce beizubringen — sie konnten stets nur eine Brühe begreifen, in welcher die Kapern isolirt umherschwammen. Einer einzigen sehr guten kalten Sauce muß ich mit Anerkennung gedenken: sie war die Inspiration der Contessina Marietta Dudán.

Gebraten wird am Spieß, bisweilen sehr gut, öfter aber zu stark. Wie denn überhaupt das Zusehrkochen ein häufig vorkommender Fehler ist.

Das ein Diner im Allgemeinen; jetzt zurück zu dem von Castel' Cambio. Contessa Marietta betrachtete es als ein verfehltes; sie hatte kein Wild und keine Fische gehabt. Signora Laura wurde gescholten, daß sie uns nicht angekündigt. Wir hatten nur Hühner in drei Gestalten, gesotten, gebacken und gebraten, ein ideelles Hammelfleisch im Tiegel, einen Strudel, eine andere Mehlspeise, strangola-preti, Priesterwürg genannt, verschiedene sonstige Schüsseln mit Fleisch, Alles in Allem zwölf Gerichte. Ein klägliches Diner ohne allen Zweifel. Nach diesem kurzen Speisezettel kam das Dessert: ein vortreffliches pan di spagna, i. e. Biscuittorte, worin Contessa Marianna Meisterin zu sein schien, anderes Gebäck, dann das Geräucherte, Käse, und endlich das Obst. Seltene, heiße, vaterländische Weine verstehen sich von selbst.

Während dieser langen Tafel servirte Conte Mome mir auf daß Eifrigste und aß selbst dagegen fast gar nichts. Als diese wunderbare Mäßigkeit sich auch bei dem zweiten Diner auf Castell Cambio wiederholte, konnte ich mich nicht enthalten, unsern Wirth zu fragen: was er denn eigentlich esse?

„Fische, wenn welche sind," antwortete er.

„Und davon haben Sie diese Gestalt bekommen?" Conte Mome hatte seiner zunehmenden Beleibtheit wegen das Reiten aufgeben müssen, worin er excellirte.

„Sie frühstücken wohl stark?"

„Wenn ich einmal Hunger habe. Heute habe ich noch nichts genossen.“

„Auch keinen Kaffee?“

„Ich trinke nie Kaffee.“

Er trank auch keinen Wein oder so gut wie keinen. Ich bekam einen förmlichen Respekt vor diesem Nichttrinken und Nichtessen, welches selbst in dem mäßigen Dalmatien abnorm genannt werden konnte.

Mit meiner Neugier, die auf Reisen Alles wissen will, erkundigte ich mich bei Contessa Marianna, was sie frühstücke, ob Kaffee oder Chokolade. Ob Thee brauchte ich nicht erst zu fragen; der wird in Dalmatien nur getrunken, wenn man krank ist.

Die hübsche Contessa lachte mir in's Gesicht. Wenn sie überhaupt frühstückte, so war's ein Stück kalten Braten.

Was für ein kräftiges, unverzärteltes Leben! Und so ist's in Allem. Man lebt gewissermaßen in freier Luft. Ich habe im Castel' Cambio immer Thüren und Fenster offen gefunden, sogar im Dezember. Kein Abschließen, kein Alleinsein. Die Dienerschaft circulirte unbefangen durch alle Gemächer, die Landleute kamen mehrmals während meiner Unterhaltung mit Contessa Marianna hinein in das oberste Thurmzimmer gestiegen, um nach dem Herrn zu fragen. Jeder hatte jede Freiheit.

Wäre das ein Leben für mich! Nein; aber ein gesundes ist es.

Eine Merkwürdigkeit auf Castel' Cambio darf nicht un-

erwähnt bleiben. Es waren dies zwei massiv gearbeitete und sehr zierlich ausgelegte Bettstellen, welche ein morlacchischer Tischler nach einer Zeichnung verfertigt hatte, ohne je aus seinen Bergen herausgekommen zu sein.

Unser zweiter Besuch in den Castellen galt dem Conte Leonardo Dudán, welcher uns zu Mittag eingeladen hatte. Conte Leonardo lebte sowohl in der Stadt wie auf dem Lande abgesonderter und verschlossener als der Conte Mome. Ebenso verschieden waren ihre Individualitäten. Conte Leonardo ist der einzige Dalmatier gewesen, welchen ich auszuschälen gehabt habe. Indessen es lohnte sich der Mühe. Er schrieb einen höchst durchsichtigen und gemessenen Styl, er sprach wie er schrieb, und er war wie er sprach. Seine Landsleute schätzten ihn als Stylisten sehr hoch; selbst die anerkannteste Autorität in Dalmatien, der Nisiteo, sagte das Beste von Dudán. Aber wir schrieben wenig, wir, der damalige Podestá und vortreffliche Stylist, und wir ließen noch weniger drucken. Ich weiß nicht, ob außer einzelnen Romanzen kaum noch mehr erschienen sein sollte als „das Turnier von Sign", im vorigen Jahre von Carrara in der Letteratura di Famiglia abgedruckt, und ein Brief über die Heiratsgebräuche in den Castellen ; und für die Veröffentlichung dieser letzteren Production hat man keineswegs dem Verfasser selbst, sondern nur demjenigen zu danken, an welchen sie gerichtet war.

Die Giostra di Sign ist ein Gedicht in acht und vierzig Oktaven, über ein Fest in Sign, welches sich in Prosa wenig

gut ausnehmen würde, wie jedes andere Gedicht. Von den Hochzeiten in den Castellen dagegen will ich einen kurzen Abriß entwerfen.

Wie überall, ist sie nur das B zum A der Verlobung, und dieses wird gewöhnlich ein Jahr früher gesagt.

Die beiden Familien, die sich verbinden sollen, sind mittels geheimer Unterhandlungen eins darüber geworden. Der Tag der feierlichen Werbung kommt heran.

Begleitet von dem Vater und den nächsten Verwandten zieht des Morgens der Freier nach dem Hause des Mädchens. Sie pochen, der Schwiegervater schaut heraus.

„Wer klopft dort unten?"

„Finden bei euch Freunde Aufnahme?"

„Zu jeder Zeit sind sie willkommen."

Er öffnet, sie treten ein, die Begrüßungen werden gewechselt, und man setzt sich an den gedeckten Tisch. Der nächste Verwandte des Freiers spricht zum Hausherrn: „Ihr fragt uns nicht und wir sagen Euch nichts davon, was uns eigentlich herführt. Wir wollen nämlich Eure Tochter für unseren Vetter zur Frau." Der Vater des Mädchens antwortet: „Jetzt trinken wir — nachher werden wir davon reden." Und man ißt und trinkt und schwatzt von Allem, nur nicht von der Hauptsache.

Endlich ist man mit Essen und Trinken fertig, und nun wiederholt der Freiwerber seinen Antrag. Darauf sagt der Vater: „Ich für meine Person habe nichts dagegen. Wir wollen darum das Mädchen hören."

Das Mädchen hat bisher in einem Winkel des obern Stockwerkes gehorcht. Jetzt vom Vater gerufen, kommt es zögernd die Treppe herab, immer dicht an die Mauer gedrückt. Der Vater frägt, ob die Heirath ihr annehmbar scheine. Sie senkt die Augen, hält das Auswendige der Hand an die Stirn, um ihr Erröthen zu verbergen, und antwortet mit der üblichen Formel: „Was meine Eltern thun, ist wohlgethan." Der Vater des Freiers spricht zu diesem. „Gieb ihr die Hand und deine Geschenke!" Sie empfängt also rothe Lederschuh, gelbwollene Strümpfe — und Bänder und Korallen. Die prosnja, das Anhalten, ist geschehen, ein letzter Trunk, gegenseitige Umarmungen, und der Freier mit den Seinigen zieht von dannen.

Vierzehn Tage vor der Hochzeit wird diese den Verwandten und Freunden angekündigt, damit die Geschenke, gute Weine, Brod, Lamm- oder Hammelbraten, Hühner, Eier und ähnliche Dinge, in Bereitschaft sein mögen.

Am Hochzeitstage selbst stehen die allernächsten Verwandten der Braut, wie etwa ihre ältere, verheirathete Schwester, ihr Mutterbruder, oder ihre Vaterschwester, ganz früh auf und begeben sich, Körbe mit Geschenken auf den bunten Tragwülsten, welche auf den Kopf gelegt werden, in das Haus der Braut. Da sind Schnüre und Bänder von verschiedenen Farben, die zu allen Seiten herabhängen, Strümpfe und Schuh, gekörnte Nadeln von Silber und Gold, der lange Rosenkranz mit silbernen Paternostern, silbernem Kreuz, silbernem Medaillon, welcher an den Gürteln

befestigt und beim Gehen in und beim Kommen aus der Kirche zwischen den Händen gedreht wird, und endlich an gleichfalls silberner doppelter Kette doch nur von Verheiratheten am Gürtel zu tragen, das halbmondförmige Messer in gleichfalls silberner, ciselirter Scheide. Die Braut macht ihrerseits Geschenke. Eine zukünftige Schwägerin z. B. erhält ein himmelblauseidenes Band, um es am Nest am Hinterkopfe zu befestigen; der eine Verwandte ein Tuch, der andere eine rothe Mütze.

Jetzt zieht der Bräutigam mit den Seinigen herein. Ein Alter unter den Verwandten, stari svat, hat mit einem Pistolenschuß das Zeichen zum Aufbruch gegeben und tanzt und singt mit einer wehenden Fahne dem Zuge voraus. Hinter ihm kommt der Bräutigam, hinter diesem die Schaar der Verwandten und Hochzeitsgäste. Das Haus der Braut wird erreicht und höflich daran gepocht. Der Brautvater frägt: „Wer ist da?“ — „Freunde!“ lautet die Antwort, und der Einlaß erfolgt.

„Warum kommt Ihr mit solchem Gefolge?“ fragt der Hausherr den stari svat.

„Wir wissen, daß in diesen Mauern etwas ist, das nicht hineingehört, und kommen es zu suchen.“

„Wohlan, ist das wahr, so kommt herein und suchet!“

Sie treten ein und sogleich an die mit Speisen und Wein bedeckte Tafel.

Sie haben gegessen und getrunken. „Wir wollen un=

sere Taube suchen, die sich hier im Hause versteckt hält." Und sie spüren in allen Winkeln umher.

Der Hausherr stellt ihnen seine allerälteste Verwandte vor. „Ist das die Taube, die ihr suchet?"

Sie schreien: „Gott verhüte, daß es die sein sollte!"

Das Spiel währt noch eine Weile fort — dann wird die Braut vom Vater gerufen.

Ihr Rock und ihr Jäckchen sind blau, ihr Mieder scharlachroth, ganz wie gewöhnlich. Aber das Mieder ist vorn mit zwei Reihen goldner oder silberner Knöpfe besetzt und mit einer Borte versehen; das Jäckchen hat Goldborten und karmoisinsammtene Aufschläge. Das Halstuch ist glänzend weiß und reichgestickt. Die Flechten sind unterhalb der Ohren in Knoten aufgesteckt und zwar mit goldenen oder silbernen Nadeln. Aus dem rothen Rockschlitz hängt das Messer an seiner Doppelkette, um den Hals trägt sie Goldmünzen, in den Ohren schwere Gehänge von drei Etagen, an den Fingern Ringe, auf dem Kopf das weiße Tuch mit hinten verschlungenen Zipfeln, an den Füßen grüne, gelbe oder blaue Strümpfe und Schuhe von Leder oder schwarzem Sammet mit breiten Silberschnallen.

„Das ist die Taube, die uns weggeflogen!" Sie reißen sie vom Vater los und führen sie aus dem Hause.

Aber wenige Schritte von der Schwelle versperren ihnen Stangen und gekreuzte Waffen den Weg. Es sind die Nachbarn des Brauthauses, welche den Zug anhalten.

„Warum thut ihr das?"

„Das Mädchen, welches ihr da mit euch schleppt, ist unser. Ihr wollt sie uns rauben, doch dieser Spaß wird Euch theuer zu stehen kommen; sie muß uns zurückgegeben werden!“

Es erfolgt ein heftiger Scheinstreit. Dann wird der Zoll erlegt, die Schlagbäume fallen, und unter dem Getöse von Schüssen zieht Alles paarweis in die Kirche.

Dort geschieht etwas, das nicht gerade an Philemon und Baucis erinnert. Bei den letzten Worten des Segens nämlich versuchen die Brautleute einander die Kerzen auszublasen, welche sie in den Händen halten. Wem es zuerst gelingt, der überlebt das Andere.

In derselben Reihenfolge wie sie gekommen, voran der Bräutigam mit seinen Gästen, dann die Braut mit dem Freiwerber und ihren Verwandten und Freunden, ziehen sie in das Haus des jungen Ehemanns. Der stari svat thut abermals einen Pistolenschuß und tritt singend ein. Ihm nach folgt der Bräutigam und dessen Begleitung. Die Braut nähert sich ihrerseits. Da kommt auf der Schwelle ihr die Mutter des Bräutigams entgegen.

„Wer ist die, welche Du in Deinem Hause aufnehmen willst?“ frägt sie den Sohn.

Die Braut gibt sich zu erkennen. Die Schwiegermutter hält ihr die erste schwiegermütterliche Predigt, umarmt sie und leitet sie in das Haus.

Der Hochzeitsschmaus beginnt. Von Zeit zu Zeit erhebt sich der stari svat, um in Versen das Brautpaar zu beglückwünschen oder die Thaten alter Volkshelden zu feiern. So

oft er singt, hält Jeder mit dem Essen inne. Singt er gut, wird er laut gerühmt; bringt er eine Gesundheit aus, muß Jeder ihm Bescheid thun.

Plötzlich wird an die Thür gepocht. Wer ist's? Der Bruder der Braut. Er gebärdet sich kläglich, er weint. „Ich suche meine Taube — ich habe sie verloren — ich bin ihrer Spur bis hierher gefolgt!"

„Warum, zu wem kommst du? Deine Taube ist nicht hier, geh in Frieden weiter, oder ziehst Du es vor, so setze Dich zu uns und theile unsere Freude!"

„Ach, was hilft Stärkung, was Essen, wenn das Herz vor Gram bricht? Ach, sagt mir, sagt mir, ob meine Taube nicht zu Euch geflogen ist, damit ich sie wiederfinde, wiedernehme, und eile, eile, um die Thränen und den Jammer meiner unglücklichen Mutter zu enden!"

Und er endet seine Klage nicht eher, als bis ihm Jemand aus dem Hause ein weißes Tuch geschenkt, um damit die Thränen seiner Mutter und seine eigenen abzutrocknen.

Damit endigt das Hochzeitsmahl, wobei Alle im Essen und Trinken gewetteifert, und unterstützt von unaufhörlichen Schüßen vor den Fenstern, mit Geschrei, Gesang und Lebehochs einen wahren Höllenlärm vollführt haben.

An diesem Tage ist die Braut zum ersten und letzten Male mit den Männern und wird, anstatt zu bedienen, bedient. Acht Tage lang nach der Hochzeit trägt sie das Hochzeitskleid und sieht weder das Haus der Eltern noch irgend wen von den Ihrigen. Am neunten sendet ihre Mutter

ihr durch die nächste Verwandte einen geschmückten Korb mit schön gemaltem Rocken und gleicher Spindel. Sie legt das Alltagskleid an und beginnt die häusliche Arbeit. Ein Jahr lang trägt sie noch in der Flechte das rothe Band der Braut, dann thut sie auch diese letzte Erinnerung an den Tag ab, wo sie die Erste war.

Dieß ist die Schilderung, welche in dem Briefe enthalten ist. Man sieht, daß sie nach einem speciellen Feste gezeichnet wurde. Modificationen müssen natürlich stattfinden, schon wenn z. B. die oder jene Verwandte fehlt. In den Hauptzügen aber gleicht jede Hochzeit dieser.

Aus einer sehr guten, klaren und einfachen Beschreibung von Spalato und seinen Vorstädten habe ich „Aus dem Borgo" genommen. Ich rieth dem Conte Leonardo sehr, dieses Manuscript herauszugeben. „Der Paravia hat es nicht ganz schlecht gefunden," sagte er mit seiner gewissenhaften Bescheidenheit. „Um so mehr," sagte ich. Conte Leonardo drückte mir die Hand, sprach von meiner Nachsicht und beförderte sein Manuscript in seine Tasche zurück, um es nach Hause zurückzutragen und wieder einzuschließen.

Seine Töchter waren sehr gebildet und gut erzogen, seine geistvolle Mutter ist die Schwester des Kreglianovich.

Sonderbar — wie zwei der älteren Geschichtschreiber Dalmatiens, Lucius und Andreis, aus Traù, so sind die beiden bedeutendsten modernen aus Castel' nuovo gebürtig.

Viel größer und viel weniger malerisch als die Castelle von Spalato und das darauffolgende Vitturi, laufen Castel'

vecchio, Castel' nuovo und Castel' Stafilleo eines in das andere über und enthalten, statt der verschwundenen Befestigungen, viele Landhäuser, in welchen wohlhabende oder auch reiche Familen theils immer, theils nur zur Villeggidura wohnen.

Aus einer wohlhabenden Familie von Castel' nuovo also wurde 1777 Conte Albino Kreglianovich geboren. Er studirte in Italien und begeisterte sich für die neuen Ideen. Eine Komödie, in welcher er die Anhänglichkeit seiner Landsleute an das gestürzte Venedig burlesk behandelt haben soll, wird ihm jetzt noch bisweilen vorgeworfen. Ich las sie nicht; wohl aber seine Memoria sulla storia della Dalmazia. Als er, nachdem Dalmatien österreichisch geworden, keine Anstellung erhielt, verkaufte er seine reichen Besitzungen und siedelte nach Italien über. Hier schrieb er musikalische Dramen. Mangel an Anerkennung soll es gewesen sein, was seinen Geist störte; genug, seit 1825 wahnsinnig in S. Servolo bei Venedig, starb er dort 1838.

Weniger tragisch endend und mehr sonderbar bewegt ist das Leben des Katalinich. Giovanni hieß er mit dem Vornamen, am 25. März 1779 wurde er geboren. Mit acht Jahren kam er nach Traú, wo sein Vater Kaufmann war, auf die eben dort begründete kleine Schule des heil. Lazarus. Dann begann er auf dem Seminär von Spalato die Theologie zu studiren, setzte dieses Studium in Rom fort, beendete es in Agram und — ging dann plötzlich zum Jus über. Unter Oesterreich war er Friedensrichter. Unter

Napoleon Befehlshaber der Territorialmacht in Sign. Als solcher hatte er in Clissa die österreichische Partei zu unterdrücken. Von den Oesterreichern gefangen, kam er nach Ungarn. Durch den Frieden von Preßburg frei geworden, trat er als Hauptmann in französische Dienste und machte im illyrischen Regiment den Feldzug in Spanien mit.

Als 1813 ein neues Regiment in Kroatien errichtet werden sollte, wurde er hingesandt, um es ausbilden zu helfen. Noch waren seine Leute nicht blos noch nicht ausgebildet, sondern auch noch nicht einmal bewaffnet, als die Türken die Festung Cettin überfielen, die Besatzung niedermachten und dreißig Dörfer in der Umgegend plünderten. Auf die Nachricht davon wurde in Karlstadt beschlossen, die Türken zu bestrafen, aber womit? Katalinich ließ einige Trompeter durch die Stadt ziehen und die Einwohner auffordern, ihm herbeizubringen, was sie an Waffen hätten. Sie beeilten sich, es zu thun, und er rüstete seine Mannschaft aus. Nie ist ein Husarenrittmeister mit weniger husarenmäßig bewaffneten Husaren ausgerückt; doch was thut das? Die Sache ist, die Türken zu schlagen und die Festung wiederzunehmen, und Beides geschieht. Der Herzog von Abrantes bat für den Anführer der unvorschriftsmäßig bewaffneten, aber vorschriftsmäßig zuschlagenden Truppen um das Kreuz der Ehrenlegion; aber Napoleon konnte kein Kreuz mehr bewilligen — er hatte entsagt.

Katalinich trat in österreichische Dienste zurück. Bei der Pest in Makarska wurde er Commandant des Gesund=

heitscordons an der Cettina und benahm sich gegen die Krankheit ebenso brav wie gegen die Türken.

Er sollte 1818 einen neuen Cordon gegen die Herzegovina, Albanien und Montenero einrichten; aber eine schwere Krankheit machte ihn unfähig zum ferneren Dienst und brachte ihn von den Thaten zu den Büchern. Genesen ließ er sich in Spalato nieder und schrieb seine Geschichte. Er fand wenig Unterstützung, und nur im Ausland Anerkennung. Seltsam genug machte er dabei ohne es zu wollen den Nisiteo zum Alterthumsforscher. Er hatte diesem den ersten Band seiner Geschichte gesandt. Nisiteo fand beim ersten flüchtigen Lesen gleich, daß der Name eines Consuls falsch angegeben war. Er schrieb an den Katalinich und bat ihn, diesen Fehler als Druckfehler zu verbessern. Katalinich antwortete ihm phlegmatisch: für diejenigen, welche den Namen wüßten, schadete der Fehler ja nicht, weil sie den Namen richtig wüßten, und für diejenigen, die ihn nicht wüßten, schadete es ja auch nichts, eben weil sie nicht wüßten, daß es ein Fehler sei. Diese historische Gleichgültigkeit brachte den gründlichen Nisiteo ganz und gar in Harnisch. Er setzte sich hin und schrieb gegen den falschen Namen des Consuls, und dann machte er sich daran und wurde der beste Archäolog Dalmatiens, wofür dieses dem Katalinich sehr verpflichtet sein kann.

Katalinich starb den 27. Februar 1847. Carrara wurde sein Biograph. Und ich bin, glaube ich, die erste Biographin der Castelle geworden.

Luigia.

Eine Studie aus dem Palaste.

Wie eine Muschel zwischen Gestein, so war sie zwischen den Mauern des Palastes erzogen und Mädchen geworden.

Seine Säulen waren wie die Grenzsteine ihres Daseins.

Unfern von der porta aurea ist ein altes Haus; die Palastmauer ist seine Mauer, die Palastzinne überragt es. Ein Garten liegt daran nach der Nordseite, nach der Seite des Borgo Manus. Er ist feucht — das Feigenlaub vermodert darinnen, wenn es im November von einigen breitästigen Bäumen herunterfällt, einige Rasensträucher blühen den Winter durch, ein Weingang führt von der Thür des Hauses zu der des Gartens. In diesem Hause war Luigia geboren, in diesem Garten las sie die Feigen auf, welche die Brüder ihr herunterwarfen. Die Rosen konnten in Frieden blühen und verblühen — Luigia fragte nicht nach ihnen, sie spielte nicht mit Blumen.

Sie spielte überhaupt nicht; alle Spalatriner Kinder spielen nicht. Es lohnt sich in Spalato kaum, Kind zu sein,

so wenig wird für die Kindheit gethan. Keine Puppen, keine Bälle, keine Reisen. Wie die kleinen Wesen es machen, weiß ich nicht. Sie beeilen sich, vernünftig zu werden.

Luigia beeilte sich auch vernünftig zu werden. Sie war mit zehn Jahren schon eine kleine Person, die sehr ernsthaft in der Wirthschaft thätig war. In der Wirthschaft und in allen Handarbeiten zeigte sie viel Talent, zu Sprachen und Musik gar keines. Ihr Vater, ein beliebter und wohlhabender Advokat, liebte und übte die Musik; ihr ältester Bruder war ein guter Spieler, allerdings mehr brillant als solid — die Spalatriner sind zu ungeduldig, um die Musik aus dem Grunde studieren zu können — aber er spielte doch leidenschaftlich und viel, und würde Luigia, die seine Lieblingsschwester war, gern unterrichtet haben, hätte sie sich unterrichten lassen. Indessen sie wollte nicht, und ebenso wenig mit ihren Schwestern den deutschen und französischen Unterricht theilen. „Wozu?" fragte die kleine altkluge Luigia.

„Wozu? um etwas zu wissen," antwortete der Vater.

„Alle diese Signore wissen auch nichts" — sie nannte dem Vater eine ganze Menge von Frauen aus ihrer nähern und ferneren Bekanntschaft. „Und die Mama weiß auch nichts."

„Es wäre mir sehr lieb, wenn ich mehr wüßte, als ich weiß," sagte die Mutter, von den Dienstboten Gospa Beta, d. h. Frau Betty genannt.

„Wozu brauchst Du denn mehr zu wissen?" fragte

Luigia wieder. „Mir kommt es ganz unnütz vor, und das Lernen macht mich ganz müde.“

Und weil das Lernen sie müde machte, lernte sie nicht. Luigia war dazu geboren, der Typus der Spalatrinerinen zu werden — eine Spalatrinerin lernt nicht. Sie hat dazu weder Gelegenheit noch Veranlassung. Es gibt keine Erziehungsanstalten und es gibt keine eigentlichen Lehrer, außer am Gynasium nämlich. Findet sich einmal einer, so lehrt er so gut wie nichts, weil er nichts lehren kann. Luigia's Schwestern strengten sich ohne Nutzen an, lernten ohne zu lernen. Nach Wien zur Erziehung wie eine Zaratinerin, eine Raguserin, wird eine Spalatrinerin ebenfalls nicht gesandt. Sie wird im Hause erzogen, d. h. sie wächst groß. Was hört und sieht sie? Was ist in Spalato zu sehen und zu hören? Spalato und das Meer, der Palast und die Glocken des Campanile. Es ist unglaublich, was Spalato spalatrinisch ist, d. h. abgeschlossen und speciell. Zara ist halb deutsch; Ragusa, obwohl geographisch unter den dalmatischen Städten der europäischen Welt am fernsten, doch durch seine Kultur ihr am nächsten. Freilich war Spalato nicht immer so leblos, wie ich es gesehen habe. Es hatte seinen Carneval so gut wie Zara und Ragusa. Aber der Carneval nimmt doch nur die Füße in Anspruch, höchstens die Phantasie im Erfinden von hübschen Masken, nicht die Intelligenz. Die Intelligenz wird in Spalato bei den Frauen nie in Anspruch genommen. Sie brauchen nicht einmal oberflächlich über Theater und Literatur zu sprechen,

denn es gibt in Spalato weder Theater noch Literatur. Es erscheint außer kleinen Brochüren in Spalato nichts, es ist auch nichts zu lesen da. Ich hab' es erfahren. Einige klassische Autoren, das ist Alles. — Wenn nun eine Frau nicht ernsthaft genug ist, um klassische Autoren und Geschichte und Geographie zu lesen, so — liest sie Nichts. Luigia las Nichts. Einige Spalatrinerinnen haben die Geduld, sich in den Bibliotheken ihrer Väter zu kultiviren; sie erwerben sich Kenntnisse und ein Urtheil, wenigstens über die Gegenstände, welche sie von Spalato aus fassen können. Aber meine Luigia hatte keine Geduld; wenigstens nur in den Fingern, nicht im Kopfe.

Ihr Kopf — ja, was that er denn, ihr Kopf? Ja, wenn ich es wüßte! Aber ich weiß es nicht. Ich habe mir meinen eigenen Kopf darüber gebrochen, was Luigias Kopf arbeitete, während ihre Finger Hüte machten; denn Luigia war eine kleine Modistin, machte Hüte für sich und für die Mutter und für alle Schwestern auch. Ebenso Kleider. Aber was that ihr Kopf? Nichts? Schwerlich! — Es war nicht nur ein hübscher, sondern auch ein gescheidter Kopf, voll von feiner Satyre und — von allerliebsten Capricen. O daran war meine Luigia reich. Sie hatte ihre Capricen so ganz still für sich, wenn man sie nicht störte nämlich; störte man sie, so — störte sie wieder. Dann wollte sie das nicht und das nicht. Ueberhaupt nichts, was ihr nicht gefiel. Es war mit Allem wie mit dem Lernen; sie that nur was ihr recht

war, und es war ihr oft etwas nicht recht; bisweilen an ein und demselben Tage ein und dasselbe recht, und nicht recht.

Wie kam es, daß Luigia so viele Freiheit zum Cultiviren ihrer Capricen hatte? Capricen sind Glashauspflanzen; wer keine Zeit und keinen Platz dazu hat, kann sie nicht pflegen. Und Luigia war eine von vielen Geschwistern, und nicht einmal die jüngste — ein Bruder und eine Schwester kamen noch nach ihr. Wie fand sie denn da so viele Nachsicht bei den Eltern, um so launenhaft sein zu können, als wäre sie ein einziges Kind?

Das große Geheimniß — sie war die hübscheste von ihren Schwestern! Ihre allerälteste, Antonia, war gar nicht hübsch; ihre beiden zwei ältesten, Chiara und Caterina waren verwachsen; von der kleinsten, Angelica, konnte man noch nicht wissen, wie sie werden würde. Luigia war groß, schlank und gerade, eine echte Mädchengestalt, und zwar eine Spalatriner Mädchengestalt, ein wenig steif und streng, ungefähr wie auf unsern altdeutschen Bildern die Ritterfräulein. Ihr Gesicht war ebenfalls das echte der Spalatrinerin. Etwas starkes Oval, große Nase, mehr gewölbt als gebogen, breite Stirn, große auseinandergelegte Augen, der Mund nicht klein, aber voll und frisch, die Farbe weder bleich noch roth, auch nicht durchsichtig dunkel, sondern etwas dicht, etwas körperlich, dabei gesund und ausdauernd, das Haar schwarz wie die Augen, die Stimme etwas tief, etwas dumpf. Wer Luigia sah und hörte, sah und hörte die Spalatrinerinnen; wer die Spalatrinerinnen sah und hörte, sah und hörte

Luigia. Nur war Luigia die Spalatrinerin par excellence, die Spalatrinerin, welche eine elegante, liebenswürdig unausstehliche Frau werden konnte. Ob sie es werden würde?

Sie war Braut, als sie sechszehn Jahr war. Gospa Nena, Frau Lenchen, eine schöne Witwe, Freundin der Gospa Beta, hatte zwei Söhne und eine Tochter. Von den Söhnen studirte der älteste, Lorenzo, Jura, der zweite, Francesco, die Medizin, beide in Padua. Bei einem Heimatbesuch in den Ferien hatten die Brüder Luigia wiedergesehen. Das Kind war Mädchen, die Gespielin eine Dame geworden. Lorenzo verlobte sich mit ihr. Er liebte sie leidenschaftlich, aber auf dalmatische Art, auf eine in sich verschlossene, Andern gegenüber sich verläugnende. Ob Luigia ihn auch leidenschaftlich liebte? Wer wußt' es? Luigia war immer räthselhaft. Bei der größten anscheinenden Offenheit behielt sie sich. Ihr Wesen sprang nie unwillkührlich hervor. Alles was sie that, war gut, Alles was sie äußerte, herzlich und oft selbst voll von tiefem Gefühl. Ob sie aber immer Alles sagte, was sie fühlte? Lorenzo versicherte seinem Bruder bisweilen, er kenne sie ganz, durch und durch. Wenn er dessen so gewiß war, warum brauchte er es da so ernstlich zu versichern? Francesco glaubte es unbedingt — er war eine ganz arglose, loyale Natur, voll heftiger Anhänglichkeit an die Mutter, den Bruder und die Schwester, voll brüderlicher Freundschaft für Luigia.

Lorenzo's Studien waren beendigt, Francesco hatte noch ein Jahr; doch begleitete er den Bruder — es war wieder

Ferienzeit. Lorenzo wollte sich erst als Advokat niederlassen, dann heiraten. Da bekam er die Blattern, und in kurzer Zeit war Luigia eine verwittwete Braut.

Sie weinte wenig. Die Mutter, die Geschwister Lorenzo's zeigten mehr Verzweiflung als sie. „Was wollt Ihr?“ antwortete sie, als die Ihrigen sie umgaben und in sie drangen, sich auszuweinen, auszuklagen. „Was hilft's, da er todt ist?“ Sie deckte ihr Schweigen wie einen zweiten Grabstein über die Liebe ihrer Mädchenzeit.

Francesco kehrte nach Padua zurück und kam nach einem Jahre wieder. Er fand Luigia am Krankenbett ihres ältesten Bruders. Ein junger Mann von den größten Hoffnungen, Advokat wie sein Vater, wie Lorenzo, litt er an unheilbarer Abzehrung. Seltsam — es sterben in Dalmatien viele junge Männer. Leben sie in den engen heimatlichen Verhältnissen zu wenig, und dann wenn sie in das ferne Freie kommen, vielleicht zu viel?

Die Krankheit von Luigia's Bruder, Piero hieß er, war schmerzhaft und lang. Man stirbt mit sechs und zwanzig Jahren nicht so leicht, wenn es nicht etwa im Sturm ist. Luigia war die unermüdlichste Pflegerin, die es geben konnte, und sie äußerte bei dieser Pflege weit mehr Schmerz, als sie bei Lorenzo's Tod geäußert hatte. Was sie damals nicht gesprochen, ließ sie es jetzt unter einem Vorwande laut werden? Und doch, wer hätte nicht mit ihr geweint, wenn sie über den Bräutigam, den Treuen, Liebenden geweint hätte?

Gewiß ist es, daß sie Piero weit mehr zu lieben schien,

als sie Lorenzo je geliebt, wenigstens dem Scheine nach geliebt. Francesco befragte sie einstmal darum, nicht ganz ohne Empfindlichkeit, die Empfindlichkeit seiner Liebe für den einzigen, verlorenen Bruder. Luigia sah ihn an: „Wo ich liebe, schweig' ich!" das war ihre ganze Antwort. Francesco dachte seit diesem Augenblick oft an sie. Fast täglich kam er und half ihr den Bruder pflegen. Er mit seinem lebendig reizbaren Gefühl erlitt dabei den Verlust des eigenen Bruders tausendmal wieder; doch er achtete seiner selbst nicht, hatte nur den Drang, Luigia zu unterstützen, Piero's lange Qual in etwas lindern zu helfe.

Endlich athmete Piero aus und, wer ihn geliebt hatte, auch über seine endliche Befreiung. Aber Luigia verfiel bei seiner Leiche in heftige Nervenkrämpfe, und auch später wollte oder konnte sie sich nicht trösten. Ihre Gesundheit schien bis auf den Grund erschüttert, ihre Jugend zerrüttet. Um wen, um des Bruders oder um des Geliebten willen?"

Verändert war sie. Eine tiefe Müdigkeit erschlaffte allmälig ihren ganzen Organismus; die Familie war in großer Angst um sie.

Francesco war es ebenfalls, und doch ging er wieder fort und zwar nach Venedig. Es ist wahr, seine eigene Gesundheit war angegriffen und bedurfte der Erholung. Indessen konnte er Luigia schwerlich lieben, wie seine Mutter im Stillen gehofft hatte. Neigung hegte er für sie, doch bis zu welchem Grade? Das wußte er selbst nicht recht. „Ich werde es erkennen, wenn ich erst entfernt von ihr bin,"

sagte er sich. Als er in Venedig war, vergaß er zwar nicht Luigia's, wohl aber des Zurückkehrens.

Seine Mutter schrieb ihm einst: „Die arme Luigia ist jetzt wie geweiht dem Unglück. Ihr Vater, noch vor wenig Tagen ganz gesund, ist gestern gestorben.“

„Arme, arme Luigia!“ sagte Francesco schmerzlich. Er war den ganzen Abend so trübe, daß es allen seinen Bekannten auffiel, die ihn auf der Piazza und in der Fenice sahen.

Bald darauf schrieb Gospa Nena wieder an ihren Sohn: „Wann werden Luigia's Prüfungen enden? Ihre Schwester Chiara ist auch todt, eine heilige Seele mehr im Himmel, eine weniger auf Erden.“

„Ich möchte bei ihr sein!“ sprach diesesmal Francesco. Es zog ihn nach Spalato, ohne daß er eigene Sehnsucht gehabt hätte. Fast hatte er den Entschluß gefaßt, die Heimat und Luigia wiederzusehen, da brach die Revolution in Venedig, in Italien aus.

Francesco war jung, feurig, hatte die Liebe der Dalmatier für Venedig. Ein kurzer Freiheitstaumel ergriff ihn. Doch nahm er nur mit dem Enthusiasmus, nicht mit der That Theil; so viel vermochte über ihn der Gedanke an seine Mutter, deren einziger Sohn er war.

Sie ließ ihn nicht lange den Gefahren ausgesetzt, welche in Venedig unvermeidlich waren. Ihre Briefe riefen ihn so flehendlich heim, daß er gehorchte.

Und so sah er Luigia zum drittenmale wieder. Sie war noch stiller und noch stumpfer. Beweglichkeit hatte sie nur

in den Nervenkrämpfen, die sie täglich mehr als einmal überfielen. Gegen alle Vergnügungen sprach sie einen trägen Widerwillen aus. „Ich habe zuviel geweint,“ sagte sie; „es macht mich müde, wenn ich mich zerstreuen soll.“

„Das arme Mädchen!“ sagte Gospa Nena zu ihrem Sohne. „Ach, sie und ich, wir wären beide glücklicher, wenn sie meine Tochter geworden wäre!“

In Dalmatien wird ein Verlust in der Familie tiefer und länger gefühlt, als anderswo. Es gibt keine Aeußerlichkeiten, die sich in den Gram ein- und ihn allmälig verdrängen. Er wird Hausgenosse des Herzens. Er nimmt es in Anspruch, als gehörte es ihm allein. Die Freude wird als ein fremdes Wesen kalt und verwundert angesehen.

So war es mit Gospa Nena, seit ihr der Erstgeborne gestorben war. Obgleich Francesco eigentlich immer als ihr Benjamin gegolten hatte, so schloß sie sich doch seit Lorenzo's Tod gänzlich in das Haus ein und ging nur aus, um die Messe zu besuchen. Die Tochter hatte sie an einen höhern Beamten in der Morlacchei verheiratet, und so lebte sie in tiefster Einsamkeit, obgleich an der Marine, dem einzigen gesellschaftlich belebten Theile von Spalato.

Für Francesco war sie die einzige wirkliche Leidenschaft seines Lebens. Was andere Männer an anbetender Aufopferung nur immer für eine Geliebte empfinden mögen, das empfand er für die Mutter. Und um ihretwillen beschloß er auch, Luigia zu lieben und zu der Seinen zu

machen. „Dann wird die Mutter eine Gefährtin haben,“ dachte er.

Ahnte Luigia etwas? Sie entzog ihm ihre Hand nicht, als er sie am Abend in einem Augenblicke faßte, wo sie Beide allein an einem Fenster standen. Was vom Gebirg über den Bäumen und den Häusern sichtbar war, glänzte in der feuchten Veilchenbläue des Abends. Francesco drückte Luigia's Hand fest und warm. Luigia wurde erst bleich und dann dunkelroth und verließ rasch das Zimmer.

Als sie am andern Morgen sich wiedersahen, verstanden sie sich, doch blieb das Verständniß noch lange ein stummes. Beide scheuten sich wohl heimlich vor dem Todten, welcher einst sie vereinigt und geschieden hatte.

Luigia fürchtete dieses Andenken noch mehr, als Francesco. Er konnte es sich sagen, daß er dem Bruder nie die Braut beneidet hatte, so lange Lorenzo gelebt, und selbst das ganze erste Jahr nach seinem Tode an Luigia nie anders gedacht hatte, als an eine geliebte Schwester. Aber die Verwandlung der brüderlichen Liebe in die des Liebhabers mußte bei ihm erst noch geschehen, und darum schwieg auch er einstweilen noch und begnügte sich, Luigia mit Blicken zu liebkosen. Sie blühte allmälig wieder auf. Konnte Francesco ihr Lorenzo ersetzen? Vielleicht nicht ganz, weder jetzt noch künftig; aber statt des Todes, sah sie jetzt wieder das Leben, statt der geschlossenen Pforten offene, statt des Endens ein Beginnen. Und wie oft glauben wir ernstlich, wir wollen die Sonne nicht mehr sehen und

das Glück nicht mehr fühlen, und es fehlt uns nur, daß die Sonne nicht aufgehen, das Glück nicht kommen will.

Nach langem Zögern des Schweigens kamen unsere neuen Liebenden denn doch endlich zum Reden, und da war bald Alles völlig klar und bestimmt zwischen ihnen. Luigia zagte und zweifelte zwar freilich viel, an Francesco's wie an ihrer Neigung, an ihrer gegenseitigen Fähigkeit, durch einander glücklich zu werden, an der Dauer selbst des möglichen Glücks, genug, so ziemlich an Allem. Aber Francesco hatte sie so innig lieben gelernt, wünschte so inbrünstig, sie die Seine zu nennen, hatte so schöne stillverborgene Eigenschaften an ihr entdeckt, daß er sie mit verführerischer Zärtlichkeit, wenn auch noch nicht zum völligen Vertrauen, so doch zur Einwilligung in seine förmliche Bewerbung überredete.

Ihr Namenstag war nah — Francesco wartete bis dahin, um sich zu erklären. Am Morgen sandte er ihr einen Blumenstrauß und einige Zeilen, dann kam er selbst, faßte sie unter dem Arm, führte sie zur Mutter hin und sagte sehr gelassen und freundlich: „Ich bin eins mit Ihrer Tochter Luigia geworden, und wenn Sie nichts dagegen haben, so gedenke ich mich in drei Monaten mit ihr zu verheiraten."

Gospa Beta hatte gar nichts gegen den Antrag, aber mancherlei gegen die gar zu große Schnelligkeit, mit welcher die Heirat vor sich gehen sollte. Indessen Francesco hatte die ganze Ungeduld eines Dalmatiers und wo möglich noch mehr, und drei Monate nach ihrem Namenstage setzte Lui=

gia eines Abends einen Kranz von rothen Rosen auf, den ersten, welchen sie seit dem Tode ihres Bruders getragen, und wurde in einer der vielen kleinen Kirchen von Spalato und in Gegenwart zweier Freunde schnell und still die Gattin Francesco's.

Bei Gospa Beta fand ein Rinfresco statt, d. h. man nahm Kaffee, Sorbetti, Limonade, Rosoglio und Süßigkeiten, und dann führte Francesco seine junge Frau in sein Haus. Das Führen ist hier buchstäblich zu nehmen. Unser junges Paar fuhr nicht; in Spalato ist noch Niemand gefahren, so lange es schon steht, und so lange es noch steht, wird auch Niemand darinnen fahren.

Ein Abendessen mit einigen Freunden als Gästen erwartete das junge Paar. Am andern Tage veranstaltete Gospa Nena auf die Bitte ihres Sohnes ein feierliches Mittagsmahl von vielleicht sechzig Personen. Dann konnten die neuen Eheleute sich in Stille und Ruhe einrichten.

Sie sind jetzt drei Jahr verheiratet. Die Ehe scheint glücklich; wenigstens versichert Francesco, er bereue es nicht, Luigia zu der Seinigen gemacht zu haben. Aber er ist den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend über aus, und Luigia sitzt allein und ist melancholisch. Es kann zwar sein, daß dies blos Spalatriner Art ist; — man findet die Männer fast nie zu Hause, die Frauen fast immer. Der Checco, wie Luigia ihren Mann nennt, macht daher wenigstens keine Ausnahme. Ob es der Luigia nicht vielleicht lieber wäre, wenn er eine im Gegentheil machte? Sie

lobt ihn sehr, daß er so gut ist, so aufmerksam, so liebevoll. Er ist auch das Alles; er ist ein vollkommen liebenswürdiger und durchaus edler Mensch, immer bedacht für Luigia, besorgt um sie, wenn sie krank ist, bereit, jedem ihrer Wünsche nachzukommen. Warum ist Luigia nicht ganz glücklich? Ihre Gesundheit hat sich gestärkt. Warum sitzt sie in der Dunkelstunde und grübelt darüber, daß sie schon so viel geweint hat, daß der Scirocco ihr Kopfschmerz macht, daß Spalato ein langweiliger Ort und das Leben eine langweilige Sache ist, daß sie nicht lange mit Checco leben wird, daß ihr der Vater und der Bruder gestorben sind? Heißt etwa ihr Bruder für sie Lorenzo?

Sie hat keine Kinder. Vielleicht ist's das. Sie hofft auch auf keine mehr; sie sagt mit trüber Naivetät: „Die schönen Augenblicke sind vorüber." Hoffen wir, daß Luigia sich umsonst resignirt.

Sie ist als Frau noch hübscher geworden. Mehr biegsam, mehr natürlich, besonders wenn sie zu Hause und guter Laune ist. Dann hat sie Stellungen und Mienen, welche in einem Salon reizend wären. Ist sie übler Laune, und zu der Ehre, sie so zu sehen, kann man leicht kommen, so ist sie Spalatrinerin, d. h. steif und kalt, aber immer von guter Haltung. Es zwingt wirklich zur Bewunderung, wenn man sieht, wie in der Mitte dieser abgelegenen Provinz und in dieser kleinen Stadt die Frauen wenig provinziell und kleinstädtisch sind. Würde den Spalatrinerinnen die geistige Ausbildung erleichtert, die Geselligkeit geboten und der Ver-

kehr mit Fremden anfänglich etwas aufgenöthigt, so würden es höchst liebenswürdige Frauen werden. Jetzt haben sie nur ein vollkommen passendes, wenn auch ein wenig zurückhaltendes Benehmen, gute, nur zu starre Formen, und elegante, wenn gleich für den Ort zu reiche Toilette. Luigia besonders zieht sich mit großer Sorgfalt an und — sieht dann viel weniger gut aus, als im Alltagskleid. Der Hut steht ihr nicht. Sie muß ihr schwarzes Haar einfach gescheitelt und auf einem dunklen Kleide ein schwarzes Sammetjäckchen haben, dann ist sie bildhübsch.

Den Palast hat sie nicht verlassen. Checco's Haus liegt in der Südseite desselben. Zwischen seinen Säulen schaut Luigia hinaus auf den Hafen. Checco hat ihr da oben ein allerliebstes Nest eingerichtet, mit so viel Bildern, so viel Krystall, so bequem im Ganzen, daß es ein Vergnügen ist. Kann sein, daß Luigia darum so selten hinunter kommt, sowohl auf die Marine, wie anders wohin. Kann sein, kann auch nicht sein. Bei Luigia ist Alles: Kann sein, und: Kann auch nicht sein.

Die Morlachen.

Er hatte gepascht. Den Shawl vom Kopfe genommen und umgehängt, die rothe Mütze demüthig in der Hand, kahl geschoren bis auf den langen grauen Zopf, die Reinlichkeit dieses Zopfes sehr zweifelhaft, stand, ganz Unschuld, Unwissenheit und schmerzliche Ungeduld expedirt zu werden, der baumlange Mensch in der Dogana von Spalato — es war ein Morlacche.

Sie kamen die Straße von Salona herabgeritten, die wir hinauffuhren. Die Pferde waren so klein, die Reiter so groß. Vom Kopf bis zu den Füßen in weite, weiße, zottige Decken eingehüllt, wahre Bergbeduinen, eben so schweigsam, ebenso ernst wie die braunen Söhne des Atlas. Es waren auch Morlacchen.

Er hockte auf seinen Fersen und machte die Kohlköpfe im Garten des Klosters von Pozzobuon rein. Seine Kleidung dämmerte gleichsam nur in grauen Tönen durch das Grün des Gemüses, sein Turban war einst weiß gewesen. Sein Gesicht war prachtvoll, das eines Helden, welche der

Feind zur Knechtarbeit erniedrigt hat. Kein Muskel bewegte sich in diesem Gesicht und an dem ganzen alten Manne; nur seine Hände verrichteten still und emsig ihr Geschäft. An eine Stunde wohl stand ich am Fenster, um ihm zuzusehen; er hockte immer unbeweglich auf seinen Fersen und machte die Kohlköpfe rein, — es war wiederum ein Morlacche.

Sie kamen uns entgegen geritten, als wir von Traú zurückfuhren. Sie hatten trotzige Mienen, reiche Pistolen, braune Jacken mit schrägen bunten Streifen in den Ecken und vor sich auf dem Sattel kleine Fässer mit Weihnachtswein, welchen sie in den Castellen gekauft hatten, — es waren gleichfalls Morlacchen.

Sie ruhten auf den Steinlagern, welche in Pozzobuon erwarteten, daß man Häuser aus ihnen bauen sollte. Stunden und Stundenlang. In derselben Stellung, mit derselben träumerischen Miene. Wenn man an ihnen vorüberging und sie mit dem Blicke streifte, so antworteten sie mit einem festen ruhigen, durchbohrenden, vielleicht auch mit einem Lächeln, welches halb sichtbar auf den Lippen ward, zwischen denen die Pfeife duftete. Sie waren schön, diese Männer in ihrer Kraft und ihrer Trägheit und sie mußten von Eisen sein, um so den halben Tag über die Süßigkeit der Ruhe auf den scharfen weißen Steinen genießen zu können, — sie waren auch Morlacchen.

Sie standen auf dem Bazar von Spalato, welchen die ewig dürren Bäume umgeben. Neben ihnen hingen ihre

Esel die Ohren oder ihre Pferde die Schwänze, vor ihrem Lager in kleinen Haufen ihre Waaren, Geflügel, Kartoffeln, Aepfel, Holz — was weiß ich?

Sie warteten geduldig und verkauften theuer, doch nur, wenn es nicht regnete. Regnete es, so waren sie nicht da, und Spalato hatte kein Holz, um Feuer zu machen, und keine Butter, um sie am Feuer zergehen zu lassen, und keine Hühner, um sie mit Butter zu begießen und zu braten. Sie waren die Proviantmeister von Spalato, sie waren „die" Morlacchen.

Sie zottelten einher, man wußte nicht warum, man wußte nicht woher und man wußte nicht wohin. Ihre Thiere hingen in der losen Haut, und sie hingen lose auf ihren Thieren. Seien wir ehrlich — sie sahen zusammt ihren Thieren nicht anders aus, als Bündel bunten Schmutzes, und doch waren sie Morlacchen.

Sie schritten durch Spalato dahin. Die Straßen klangen von ihren elastischen Schritten. Ihre Zöpfe glänzten, ihre Augen und Zähne funkelten, ihre Schuhe waren Scharlach, ihre Jacken Purpur, ihre Shawls Regenbogen, sie waren ganz Sammt und Gold, Stolz und Stärke, und sie waren Morlacchen so gut wie alle die andern.

Ich saß in Erfurt im „deutschen Kaiser" und hörte einer unglücklichen Plumpe zu, welche, weil es Sonnabend war, keinen Augenblick Ruhe hatte und mir keinen Augenblick Ruhe ließ. Von Zeit zu Zeit, wenn es der Plumpe und mir geradeweges zu viel wurde, schlug ich mit convulsivischer

Verzweiflung die Bilder in einem Bande der illustrirten Zeitung um. Da kam ich an eine Folge, welche Scenen aus dem morlacchischen Leben vorstellten. Es gab blinde Sänger, und Abreißen der rothen Mütze und Entführung; kurz, alles mögliche Morlacchische, aber die vorgestellten Leute waren keine Morlacchen.

Die Morlacchen — ich war ihrer in Spalato satt und müde geworden.

Ich fürchtete mich zuletzt schon ordentlich vor den seltenen Besuchen, die ich empfing, denn jeder Besucher erzählte mir von den Morlacchen.

Von Jedem meiner Freunde habe ich wenigstens zwei Mal gehört, wie die morlacchische Braut gerufen werde.

Nur der Bajamonti und der Doctor Niccoló Cattani, der Sohn meiner lieben Blumenfee, machten hiervon eine Ausnahme. Dem ersteren war alles Morlacchische so gleichgiltig wie möglich, der Letztere bewunderte die Morlacchen nicht blos, sondern beurtheilte sie auch. Ich frug ihn eines Tages, was sie denn nun eigentlich wären: ob diebisch, ob ehrlich? Er sah mich pfiffig an und antwortete orakelhaft: „Wären sie ein großes Volk, wären sie Eroberer; so wie sie sind — der Geist des Aneignens ist nun einmal der des Volkes. Doch gibt es welche, die nicht stehlen, und Alle stehlen nie in ihren Häusern. Aber auf der Landstraße — sie sind dabei menschlich. Sie haben überhaupt viel Gutes, aber man kann es zu nichts brauchbar machen, weil sie nicht wollen.“

Das wollte sagen, sie wären vorläufig noch uncivilisirbar. Ob sie es immer sein werden? So viel ich davon urtheilen kann — ja; nämlich so lange sie Morlacchen sind. Das zu sein, würden, müßten sie bei den ersten Anfängen der Civilisation aufhören.

Ich schrieb damals in mein Tagebuch: Wäre ich Dalmatier, hätte ich das Bedürfniß der Entwicklung so lebhaft, wie ich es oft aussprechen hörte, ich hätte schon mehr als tausend Mal die Geduld mit den Morlacchen verloren, denn mit den Morlacchen bleibt Dalmatien unbeweglich, was es eben ist. Sie sind originell, es ist wahr, aber sie sind es nun seit so und so viel Jahrhunderten. Am Ende, man muß, um interessant zu bleiben, auch einmal die Originalität wechseln. Doch die Morlacchen finden das überflüssig und haben Recht, es zu thun, denn sowie sie sind, immer dieselben, immer Morlacchen, werden sie nicht nur in Spalato, sondern in ganz Dalmatien noch unaufhörlich mit demselben gleichfalls jahrhundertalten Enthusiasmus bewundert und zwar gerade von den allerintelligentesten Köpfen.

Wie gesagt, ich wich in Spalato sogar vor dem bloßen Namen zurück. Er personificirte für mich nun einmal die Langeweile.

Erst in Ragusa, wo man von Paris und von Rom, von Literatur und vom Leben, von Frauen und Männern, aber nicht von Morlacchen sprach, erst da konnte ich mich wieder mit ihnen beschäftigen und zugleich eingestehen, daß

ich noch nicht bald schönere Männer gesehen habe, als die Morlacchen.

Wie sollten sie nicht schön sein? Die Schönheit des Mannes besteht in der Kraft, sei sie intellectuell oder physisch, und die Morlacchen werden zur physischen Kraft geboren und erzogen. Oft kommen sie auf dem Felde zur Welt, und die Mutter trägt sie nach Hause. Wo aber die Mütter so stark sind, da sind es auch die Kinder, besonders wenn nachher die Liebe sie nicht verzärtelt. Und das ist nicht. Alle Winde des Himmels spielen mit dem Morlacchenkinde, welches von der Mutter in seiner Wiege auf den Schultern mit zur Arbeit genommen und an einen Baum aufgehangen wird, wenn, wie der Lovrich sagt, ein Baum da ist. Ist keiner da, so sind doch Steine da; die Wiege findet schon, wo ruhen. Und das Kind — das weint die Sonne an und schreit vor dem Sturm. Sonne und Sturm sind mächtig auf den Gebirgen von Dalmatien; aber sie thun dem Kinde kein Leid. Sie thun ihm gut, sie machen sein Auge fest und seine Brust ehern. Wenn der Mann später Eiszapfen im Brusthaar trägt, so fühlt er's nicht. Wenn die Sonne auf seinem Turban lastet, so drückt sie ihn nicht. Er schreitet mit großen, langen, sichern Schritten über die Klippen und die Dornen. Seine Glieder haben, als sie noch blos wie Ranken waren, schon Bekanntschaft mit diesen dalmatischen Wegmaterialien gemacht. Er kommt nicht außer Athem, er hat Athem an der Brust der Mutter getrunken, welche zwei bis drei Jahre Milch für ihn hatte.

Er schläft am Feuer, und er schläft im Schnee, denn seine Großmutter hat ihn am Heerde wie auf der Schwelle, im Sommer wie im Winter, halbnackend auf ihrem Schooß gehalten. In dem Alter, wo wir unsere Kinder noch an der Hand hüten, hat er schon die Schafe gehütet; mit acht Jahren führte er bereits die Kühe auf die spärliche Weide, welche in Halmen zwischen den weißen Steinen sproßt. Es ist ein seltsamer Eindruck, wenn man im Gebirge, in der Einsamkeit, in der Stille eine solche Heerde langsam herumklettern und zwei Kinder regungslos auf dem Gestein sitzen sieht. Die schwarzen Schafe, die zottigen Ziegen, die kleinen, kleinen Kühe schauen Euch nicht scheuer und weniger menschenartig an, als das Mädchen, welches sich halb unter dem grauen, groben Regentuche verbirgt, oder als der Knabe, dessen ganze Kleidung oft nur aus einem Hemde und einer rothen Kappe besteht.

Die rothe Kappe. — Der Knabe trägt sie auf seinem Strudelkopf, der Mann auf seinem halblangen Haar oder seinem langen Zopf, das Mädchen auf ihren herabfallenden, mit Butter geglätteten Flechten. Das Mädchen schmückt und stickt sie. Goldstücke und Muscheln, Federn und Blumen, Alles, was Schmuck heißt, glänzt und schimmert daran. So wird sie getragen, bis die junge Frau Mutter wird, oder das Mädchen aufhört, Jungfrau zu sein.

Auch die Flechten schimmern und glänzen nicht nur von Butter; Münzen und Bänder, Flitter und Quasten durchwinden und binden sie. Ebenso wird der Gürtel mit

falschen Steinen besetzt und das Hemd mit einem ähnlichen Schlosse zugemacht. Das Hemde selbst ist gestickt mit Gold, mit bunter Seide, mit rothem Garne an den offenen Aermeln, auf der schmalen Litze am Halse. Je schöner, je besser. Der Liebste im Volkslied sagt:

O Du Mädchen in dem feinen Hemde,
Könnt' ich Dich doch von der Mutter trennen!

Und sie antwortet:

Von der Mutter, ja, doch nicht vom Hemde.

Sie sticken sich auch die Modrina und den Sadak, nicht aber das Leibchen und die Schürze. Mit Schmuck behangen sind sie oft bis zum Klingeln.

Bei den Frauen sieht man wohl auch noch die Kleidung gestickt, aber weniger Schmuck. Schon das weiße Kopftuch macht die ganze Erscheinung einfacher und ernster. Witwen tragen eine schwarze Kappe.

Die Männer, ich sagt' es schon, funkeln und blitzen oft. Ihr schönster Schmuck aber sind doch Handjar, Pistolen und Gewehr.

Bei den Frauen krümmt sich statt des Handjar die Britva.

Von beiden Geschlechtern gleich getragen werden die goldgestickten Kamaschen, die buntgestrickten Strümpfe, die von Haut geflochtenen Sandalen, die scharlachnen Schuhe und endlich die Kugelknöpfe in Silberfiligran. Die Frauen tragen sie am Hemde und am Sadak, die Männer an den

Jacken und auf den Westen. Oefters bilden sie förmliche Brustharnische.

Wo die Frauen dienen, da besitzen sie selten das, was den Mann ihnen unterwürfig macht. So schön die Morlachen sind, so wenig oder doch so selten sind es die Morlachinnen. Nur in der frühesten Mädchenzeit haben ihre regelmäßigen Gesichter bisweilen Frische und Glanz. Später tragen sie oft einen edlen Ausdruck der Sorge, jener Sorge, welche die Mütter kennen. Aber die Züge sind tief eingegraben, die Umrisse hart, die Farbe ist zu männlich, des Fleisches zu wenig für die Knochen, die Gestalt zu stark. Unsern Begriffen nach ist, was sich unter der zugleich lockern und schweren Kleidung zeigt, nicht eigentlich eine Frau. Es wird schwerlich einem jungen Reisenden einfallen, bei einer Morlachin sich in der Galanterie zu versuchen, und es ist das auch sehr gut. Im Anfange wurde ich von den österreichischen Offizieren ängstlich gewarnt, ja nie eine Morlachin ansehen zu wollen — man könne dabei von den Männern insultirt und selbst angefallen werden. Ich glaubte nicht recht daran, wie an Vieles nicht, was ich auf demselben Wege erfuhr, und als ich bei dem Spaziergang nach Albanese das erste Morlachenmädchen am Wege sitzen sah, näherte ich mich unbekümmert und bat den neben ihr sitzenden Mann durch Zeichen und abgebrochene Worte höflich um die Erlaubniß, mir die Tracht beschauen zu dürfen. Der Mann sprang nicht auf, griff, obgleich Otto mir gefolgt war, weder zum Handjar noch zu den Pistolen, er

blieb sitzen, lächelte freundlich und ermahnte das Mädchen nicht scheu zu sein, sondern sich mir zu zeigen. Der Generalstabs-Chef hatte in vorsichtiger Entfernung auf Kohlen gestanden. Es ist unglaublich, was die Oesterreicher den Morlacchen immer Alles zutrauen. Ich kann nicht sagen, daß ein Mann je die Stirn gerunzelt hätte, wenn wir seine Frau besahen; im Gegentheil, sie schienen sich immer dadurch sehr geschmeichelt zu fühlen. Aber freilich, was man sich Freiheiten nehmen nennt, das sich bei den Morlacchinnen zu erlauben, würde ich keinem rathen. Die Frau ist bei den Morlacchen gänzlich nur das Wesen zweiten Ranges; der Knabe von acht Jahren wird schon höher geachtet als sie. Ihrer Arbeiten sind viele. Sie können nie die Hände in den Schooß legen, das Wasser ist oft weit vom Dorfe, das Holz mühsam zu sammeln. Der Rocken, welcher im Gürtel steckt, wird unaufhörlich leer von Wolle. Ist ein Gast da, muß er von der ältesten Tochter oder der Schwiegertochter mit Handwasser versehen, gekämmt, frisirt und bei Tische bedient werden. Essen die Männer nicht am Heerde zu Nacht, so hält das jüngste Mädchen die Kienfackel; erst wenn die Männer satt sind, dürfen die Frauen ihren Hunger stillen. Und der Mann erwähnt der weiblichen Glieder seiner Familie kaum ohne hinzuzufügen: um Verzeihung meine Frau, meine Schwester, meine Verwandte. Genug, die Frau ist das zweite Wesen, die Dienerin, die Schwache, die „Arme“; aber eben weil sie das Alles ist, wird sie geehrt und es gilt als eine Schande, sie anzutasten.

Sie wird auch geliebt. Nicht zart, nicht mit Worten. Wenn in Dalmatien die Liebe selbst bei der feinsten Bildung sich mehr verräth als ausspricht, um wie viel lakonischer muß sie noch bei den Morlacchen sein. Die Morlacchen sind Bauern, und der Bauer wird höchstens in der Poesie sentimental, dann selbst bis zur Uebertreibung. Es ist gerade, als wenn Bauerfrauen sich schmücken sollten, wie Frauen aus der großen Welt. Sie würden zu viel thun. So auch die Morlacchen in ihrer Liebespoesie. Selten nur halten sie Maß. Dann aber thun sie es mit unendlicher Grazie, mit der Grazie der Natur. Persönlich aber im Leben dürften sie diese Grazie nicht zeigen, da, fürcht' ich, tappen sie zu, geradezu. Da wird nicht geträumt, sondern gewollt; nicht geseufzt, sondern geküßt; nicht gezittert, sondern gefaßt. Wie sollten sie auch zum Träumen, Seufzen und Zittern kommen? Der Jüngling sieht das Mädchen, welches ihm gerade gefällt, mit der größten Bequemlichkeit alle Tage. Sei es auf der Weide, sei es bei den abendlichen Versammlungen am Winterfeuer, sei es beim Kolo, oder auf den Märkten, oder bei den Fieren — er darf sein, wo sie ist. Sie dürfen sich Geschenke geben, sie dürfen sich küssen. Die Schwierigkeiten, diese Stahle, mit denen aus der Liebe zündende Funken hervorgeschlagen werden, fehlen fast immer. Nur die Eltern oder irgend ein Nebenbuhler schaffen bisweilen welche. Mit einem Nebenbuhler wird man meistens vermittelst des Handjar oder des Pistols fertig, wenigstens hörte ich, wenn von einem Morde die

Rede war, fast immer sagen: wegen eines Mädchens. Sind die Eltern des Mädchens die Hindernden, so entführt der Jüngling das Mädchen zu den seinigen. In manchen Gegenden soll sogar die Entführung die gewöhnliche Einleitung zur Ehe sein und die Geistlichkeit noch immer vergebens gegen diesen Gebrauch kämpfen, welcher einem Jeden in seinem Hause ein eigenes Gretna-green giebt. Wenn aber die Eltern des Jünglings nicht wollen, so gibt der Jüngling das Mädchen seiner Wahl auf und heirathet gehorsam die Wahl seiner Eltern.

Sind sowohl die Eltern beiderseits, wie der Jüngling und das Mädchen einig, so beginnen die Förmlichkeiten; denn die Morlacchen sind förmlich wie alte Hofleute. Die Werber kommen, der Becher wird geleert, der Apfel mit dem Goldstück überreicht, der Brautpreis gezahlt. Der Bräutigam versammelt die Svati. Die Svati steigen zu Pferde, so wie die Braut nur irgend weit genug ist, um zu Pferde geholt zu werden. Die Pferde sind reich geschirrt, die Svati reich gekleidet, fremdartige Rufe ertönen. Im Hause des Mädchens werden unendliche Gesundheiten getrunken, Schwiegersohn und Schwiegermutter umarmen und beschenken sich. Der Kasten mit der Aussteuer wird ausgelöst, der Geistliche empfängt sein Tuch, seinen Wein, seinen Kuchen und sein Hammelviertel. Im Hause des Bräutigams wird die Ankunft der Neuvermählten angekündigt — bevor die Braut vom Pferde absteigt, muß sie ein Kind liebkosen und Früchte auf das Haus und auf die Svati

werfen, bevor sie in das Haus tritt, dessen Schwelle küssen. Dann wird gespeist. An solchen Tagen genügen nicht die gewöhnlichen Gerichte, da will man nicht nur Käse und Maisbrod, Suppe und saure Kohlköpfe, Knoblauch und Zwiebeln, Lauch und Schalotten, nicht Milch und nicht Molken, nicht Essig und nicht Wasser, da will man Wein, schwarzen, feurigen Wein, und zum Essen Weizenbrod und Reis, Hammel und Hühner, und die wunderbare dunkelgrüne und honiggelbe morlacchische Torte mit Nüssen und Käse, welche zu genießen mir so ganz und gar unmöglich war. Die Morlacchen wissen sie besser zu schätzen und bei der Hochzeit wird überhaupt gegessen, als wären die Berge Dalmatiens nicht kahl, als wäre in der Morlacchie immer Fülle und Sättigung, nie Mangel und Hunger. Die Morlacchen kennen kein Morgen und kein Haushalten, nur das Heute und den Genuß. Und so genießen sie jedes Fest bis auf die Hefen und so auch die Hochzeit. Wenn die Brautleute sich die Gürtel gelöst haben und der Pistolenschuß des Gevatters oder Beistandes das Zeichen giebt, daß sie allein sind, dann braust die Lust noch lauter los als bisher. Es ist Grausamkeit in den Spielen der Morlacchen, wie in denen der Kinder und der wilden Thiere. Während die Svati also toben, schlafen die Brautleute so lange wie man sie läßt. Mit der ersten Morgendämmerung bringt der Kum ihnen das Frühmahl: Weizenfladen, Huhn und Wein. Dann kommen die Pflichten der Braut. Sie muß Alle küssen, sie muß die Jüngsten kämmen und ihnen die Zöpfe

flechten, sie muß Allen Wasser zum Händewaschen reichen. Jeder, der sich gewaschen, wirft Geld in das Becken. Der Fortis sagt hierüber: „Es ist sehr billig, daß Diejenigen für das Waschen bezahlen, welche ganze Monate bleiben, ohne sich jemals zu waschen. Sind die Hände fertig, denkt man an die Füße und stiehlt sich gegenseitig die Opanken. Und so geht es fort mit Schmausen, Höflichkeiten, Geschenken und handgreiflichen Scherzen bis zum vierten oder fünften Tage. Dann giebt die Braut noch Geschenke und empfängt noch einen Kuß vom Kum, und dann mag sie recht froh sein, daß endlich das Haus leer ist.

Leer zu sein ist der eigentliche Zustand eines Morlacchenhauses. Ich sah keines; aber Kohl soll sie mit Allem, was nicht d'rinnen ist, vortrefflich beschrieben haben. Am Ende, was braucht es denn mehr für die braven unverwüstlichen Morlacchen als einen Heerd und daran einige dreifüßige Schemel, um darauf zu sitzen, etwas Stroh, um darauf zu liegen, und einige Schaffelle, um sich zuzudecken? Bisweilen ist auch das noch zu viel Luxus; man sitzt auf der Erde und schläft im Mantel. Natürlich genügt fast immer Ein Raum für die ganze Familie, und genügte er nicht, wohl, so hat man nicht Platz. Von gegenseitiger Scheu vor einander ist nicht die Rede. Wovor hat man sich denn zu schämen, wenn man einfach den natürlichen Bedürfnissen gemäß lebt? Und dann — man zieht sich so selten aus!

In diesem Haus bleibt die junge Frau nach ihrer ge-

räuschvollen Hochzeit nun als Dienerin ihres Mannes, ihrer Schwiegereltern und aller ihrer männlichen Verwandten. Sie kocht in den braunen, rauhen, bauchigen Töpfen, in denen auch ich unsere Suppen kochen ließ, weil ich keine andern bekommen konnte. O wie schön räucherig die Suppen wurden! Aber das wird die junge Frau nicht stören; im Rauch ist sie geboren, im Rauch ist sie erzogen; im Rauch wird sie wirthschaften und im Rauch sterben. Bis das erste Kind geboren ist, trägt sie über den Mädchenkopfschmuck einen herabfallenden Schleier, den sie auch ablegt, wenn sie drei oder vier Jahre unfruchtbar bleibt.

Außer dem Vorrecht, den Schleier zu tragen, hat sie auch eine Obliegenheit: die, alle Bekannte, welche sie trifft, zu küssen.

Geküßt wird überhaupt in der Morlacchei so viel wie möglich, besonders wo die Morlacchen Griechen sind. Da folgt der Kuß sogar auf die täglichen Morgen- und Abendbegrüßungen, mit denen die Frauen die gestrengen Herren Männer anzureden haben. Beim Begegnen steht der Mann still, und läßt sich von der Frau auf beide Wangen küssen, wenn er nicht etwa von Rang oder von höherm Alter ist. Denn dann genügt es nicht, daß die Wangen geküßt werden, sondern die Frauen sind verpflichtet, nach einer tiefen, einleitenden Verneigung der Respectsperson auch noch auf die Augen, auf den Mund und auf die Stirn Küsse zu geben. Haben sie das gethan, so verneigen sie sich wie zuvor, und darauf erst erkundigen sie sich nach der Gesundheit der ge-

küßten Person. Diese hat sich, während das Küssen vor sich ging, steif hingepflanzt und die Augen starr vor sich hingerichtet, todtstill gestanden, bis sie alle ihr gebührenden Küsse bekommen hat.

Die Männer umarmen und küssen sich mit großer Zärtlichkeit, vorzüglich wenn sie Halbbrüder sind. Und erst wenn sie's werden!

Es ist das ein großer Tag für Zweie, die sich erkoren haben für immer, die freiwillig Brüder werden wollen. Von nun an werden sie sich mehr sein, als Brüder, die von einem Vater und von einer Mutter sind. Sie werden sich theurer sein als ihnen die eigenen Anverwandten sind, theurer als die Liebe zum Weibe, theurer als das eigene Leben. Nirgends wird der Fanatismus der Freundschaft so zum Gesetz wie in der Halbbrüderschaft. Die Pobratimi dürfen sich nicht verrathen. Sie sind zur unverbrüchlichen gegenseitigen Treue vom Priester eingeweiht. Geschmückt wie zur größten Festlichkeit ihres Lebens sind sie an der Spitze ihrer Verwandten und Freunde in die Kirche eingezogen; auf den Knieen liegend, Kerzen in den Händen haltend, hören sie die Messe. Dann kommt der Segen und der Schwur: Unveränderlichkeit und Beistand bis zum Tode. Dann küssen sie sich mit der Leidenschaft, welche den Morlacchen erlaubt, ja, welche eine Ehre für sie ist, mit der Seelenliebe des Mannes zum Manne. Ihre Begleitung wünscht ihnen Glück — haben sie nicht den schönsten Bund geschlossen? Unter Flinten- und Pistolenschüssen ziehen sie in das Haus desjenigen Pobratim,

der am nächsten wohnt. Sie sitzen zu beiden Seiten des Familienhauptes, das Mahl ist festlich würdevoll, nach dem Mahle Tanz, um Sonnenuntergang Trennung unter unzähligen Küssen. Der, welcher sich entfernt, ruft von Zeit zu Zeit seinen Liebesbruder beim Namen und fügt mit einem Pistolenschusse hinzu: „Da hast du einen Apfel!“ Der Andere antwortet in gleicher Weise. Bald veranstaltet der Abgezogene ein gleiches festliches Mahl wie sein Bruder ihm zuerst gegeben, und dann ist das Pobratimstwo geschlossen, und dem Leben bleibt es anheimgestellt, sie zu prüfen bis zum Tode.

Wo die Freundschaft stark ist, da ist es auch die Feindschaft, denn wer gut liebt, kann auch gut hassen. Die Morlacchen hassen gut, und morden leicht, wo sie hassen. Sie tödten auch leicht, wenn sie nur augenblicklich zürnen. Wo die Waffe immer an der Seite hängt, hat die Hand es gar zu bequem, danach zu greifen. In keiner österreichischen Provinz sind so wenig Diebstähle und so viele Todtschläge wie in Dalmatien. Aber die Rache folgt nicht mehr so unerbittlich wie sonst dem Mörder. Oft gelingt es dem Geistlichen, ihn mit der Familie seines Opfers auszusöhnen. Früher selbst vermochte er sich loszukaufen. Es wurde dazu ein Tag festgesetzt, an welchem der Schuldige, begleitet von den Seinigen, vor der feindlichen Verwandschaft erschien. In den Händen hielt er einen mit der Spitze nach unten gekehrten Säbel, welchen der Bruder oder der nächste Verwandte des Gemordeten dem knieenden Mörder abnahm. Den Säbel

fassend und auf den Mörder deutend, sprach er zu seiner Verwandtschaft: „Brüder, hier ist der Tödter unsres Verwandten. Wollt Ihr, daß wir ihn tödten, oder wollt Ihr, daß wir ihm verzeihen?“ Einstimmig antworteten die Verwandten: „Verzeihe ihm im Namen Gottes!“ War die Verzeihung ausgesprochen, so küßte der Mörder dem, vor welchem er kniete, zuerst die Füsse, dann die Kniee, dann die Hände und endlich den Mund. Geduldig ließ er sich dann seine kostbaren Kleider ausziehen und legte andere an, die er mitgebracht hatte. Die, welche ihm ausgezogen worden, fielen dem zu, der ihn begnadigt hatte, und auch das Mahl, welches den Friedensschluß besiegelte, wurde auf seine Kosten ausgerichtet. Oft floß aber dabei der Wein so reichlich, daß er auf seinen schwarzen Wellen neue blutige Thaten herbeiführte.

So war es früher; jetzt wird der Blutpreis nur selten noch gezahlt. Was eine Regierung thun kann, um ein Volk milder zu machen, das thut Oesterreich für die Morlacchen. Es behandelt sie mit so viel Nachsicht, daß von Seiten der Besitzer öfter Klagen über die offenbare Bevorzugung ihrer Coloni laut werden.

Und ist einer dem Gesetz oder einem Feinde gegenüber gar zu sehr compromittirt — ist nicht die türkische Grenze da? Ist jenseits der türkischen Grenze nicht „das freie Leben, dessen Sonne der Mond ist?“ Ob der Morlacche vor dem Herde in seiner Hütte oder vor einem Feuer in irgend einer Grotte sich in seinen Mantel wickelt und zum Schlafen nie-

verlegt — was macht es ihm? Da wie dort gleich bequem oder unbequem. Er hat's Brod, und Zwiebeln werden ihm nicht mangeln; einen Hammel kann er sich überall braten. Verrathen wird ihn weder der Bauer, von welchem er sich Branntwein und Pulver holen läßt, noch der Edelmann, auf dessen Besitzungen er sein Quartier nimmt, so oft es ihm zum Bedürfniß wird, einmal vaterländische Luft zu athmen. Seinen Ruf verliert er ebenfalls nicht. Das Schlimmste, was man von ihm und seines Gleichen sagt, ist: daß sie malviventi sind. Das kann ebenso bedeuten, daß die Aermsten nicht ganz so gut leben, wie sie eigentlich verdienten, als daß sie nicht ganz dem Gesetz gemäß leben. Und kommt irgend eine Gelegenheit, so regnet es Begnadigungen auf sie, wie z. B. bei dem — Observationsfeldzug gegen Montenero im Frühling 1853. Da hatte mancher österreichische Offizier das Vergnügen, sich inmitten von lauter Krivočaner Räubern und Mördern zu befinden, welche sich zu Dienstleistungen gegen die gehaßten Montenegriner erboten hatten und, angenommen und begnadigt, den Vorposten beigegeben worden waren.

Nun, die österreichischen Offiziere versicherten uns: diese Räuber und Mörder wären ganz „gute Kerle" gewesen. Am Ende warum nicht? sie hatten ja nur so und so vielen Seelen in's Paradies verholfen. Auch die malviventi sollen wirklich nicht gar so schlimm sein, nur sehr selten blutdürstig, meistens nur ungnädig, wenn sie auf Widerstand stoßen.

Als ächte Morlacchen üben sie Gastfreundschaft selbst an denen, welche sie beraubt — nicht doch, nur der Mühe enthoben haben, sich noch weiter mit Gepäck oder Geld zu belästigen. Eben so freimüthig wie sie ihnen die Taschen geleert, füllen sie ihnen den Becher. Ob die so Bewirtheten gerade mit sehr großem Genuß trinken mögen, ist freilich eine andere Sache.

Wir für unsern Theil haben die Gastfreundschaft des Volkes nur in den Weingärten von Salona erfahren. Da kam der Eigenthümer, so bald er uns von Weitem sah, eilfertig angerannt und brachte uns eine Handvoll Trauben. Ebenso boten die Frauen, welche die Traubenkörbe auf den Köpfen heimtrugen, uns öfter an, nach Gefallen daraus zu nehmen, aber nie willigten sie darein, uns auch nur für einen Kreuzer Trauben zu verkaufen.

Was ich auch nie sah, einen Morlacchen mit einem Tintenfaß, welches, wie Carrara sagt, Jeder, der schreiben kann, unaufhörlich am Gürtel trägt. Da ich so unendlich viele Morlacchen gesehen habe, schließe ich daraus, daß nur erst sehr wenige ein so ungemeines Talent besitzen. Und doch sind die Morlacchen die besten Schüler, sobald sie durch irgend eine Kette von Umständen von ihren Bergen herab in eine Schule gezogen werden. Ihre Unwissenheit verschwindet dann eben so schnell, wie sie bis dahin groß war. Auch zu allen mechanischen Künsten haben sie ungewöhnliche Anlagen.

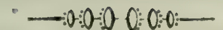
Von ihrem Aberglauben werde ich später erzählen. Jetzt

nur noch einige Worte von der Art, wie der letzte Akt des Lebens bei ihnen aufgeführt wird.

Sie sterben mit der Resignation, welche wir bei allen Völkern sahen, die der Natur noch näher geblieben sind. Die Verwandten und Freunde umgeben den Sterbenden, und Alles, was sie nur Gutes wissen, wird ihm gereicht. Haben sie sich süßen Wein zu verschaffen gewußt, so drücken sie denselben vermittelst eines Schwammes in den Mund, der sich bald auf immer schließen soll.

Das laute Weinen der Familie verkündet den Tod. Die Morlacchen kennen den stillen Schmerz nicht. Die Nacht über leisten die Nachbarn, die Freunde, die Verwandten dem Todten Gesellschaft. Einer, welcher der Schrift kund ist, lies't irgend ein Buch vor, welches die Phantasie aufregt, und daß die Zuhörer nicht einschlafen, dafür sorgt Rum. Mit dem Morgen kommen die Trauerbesuche — bei jedem erneuert sich das Weinen. Die Frauen aus der Verwandschaft des Todten beginnen sein Lob zu singen. In weiße Linnen gehüllt, oder in eine Franziskanerkutte gekleidet, wird er nach der Kirche getragen, wo die Priester ihn empfangen. Das Weinen schweigt während des Todtendienstes; aber kaum endet dieser, bricht es wieder los, und mitten von Heulen und Wehklagen tragen die Frauen dem Todten ihre Grüße an die Verwandten und Freunde im Jenseits auf. Im Trauerhause folgt das Todtenmahl, bei welchem oft die Gesundheit des eben Begrabenen getrunken wird. Die Männer tragen ein Jahr lang schwarze Kappen, die

Frauen schwarze oder blaue Tücher. Einen Monat lang, je nach ihrem Schmerze auch länger, gehen die Frauen auf das Grab klagen. Oft bestreuen sie es mit Blumen und wohlriechenden Kräutern, öfter noch bringen sie einen Schwamm voll Weihwasser mit sich und drücken ihn auf dem Grabe aus, um so die Feuerqualen zu lindern, welche der Todte etwa erleiden dürfte.



Im Hause Carminati.

So lange ich in der großen Stube schlief, wo unser Wirth mich seiner Meinung nach nicht störte, hatte ich, so oft klares Wetter war, jeden Morgen einen Trost, nämlich eine wunderschöne Cypresse, die ich aus meinem Bette zur Rechten über Gärten in den reinen Morgenhimmel gemalt sah.

Kaum aufgestanden (und in dem Bette der Testa blieb selbst ich nie lange liegen), lief ich auf die Terrasse. Sie war mein Salon, mein Boudoir, mein Arbeitszimmer. Ich nähte hier, ich las hier, ich ging hier spazieren. Es war des Morgens schon ziemlich kalt, obgleich es erst im Oktober war, wir froren etwas, wenn wir Brod mit Trauben oder Feigen frühstückten. Diese holte Dome täglich vom Markt. Die Trauben lagen im Zimmer neben der Terrasse aufgeschüttet. In diesem Zimmer stand ein Tisch und ein Stuhl, das ganze Ameublement. Auf dem Stuhle saß ich, an dem Tische schrieb ich. Auf dem Boden lagen gleich den Trauben meine Mappen und Bücher. Der Boden war venetianischer Terrazzo, das ganze Zimmer hatte mit

seinen blau gemalten Wänden, seinen hohen Fenstern, seinen Thüreinfassungen von röthlichem Marmor viel Venetianisches. Wenn nur etwas darin gewesen wäre! In den venetianischen Zimmern ist nicht viel, aber doch etwas. Dagegen war in diesem nur ich, und der eine Stuhl, und der eine Tisch; wenn ich nicht drinnen bleiben mußte, war ich lieber auf der Terrasse.

Leider mußte ich oft genug drinnen bleiben, und das bald zu Anfang. Der Schutzheilige von Zara brachte die Stürme mit, denen er den Namen San Simeone Stracciavele, d. h. St. Simeon, der Segelzerreißer, zu verdanken hat. Mit den Stürmen kamen die Gewitter, und was für welche! Ihre Donner erschütterten mein Bett, so vibrirten sie in der Luft. Am Tage sah ich die Blitze gleichsam greifbar an den Scheiben vorüberzucken. Da wir keine Vorhänge hatten, mußte man sich wohl daran gewöhnen, diesen wilden Himmelsschlangen gleichsam Auge in Auge zu blicken. Ich war zuletzt so mit ihnen vertraut, daß ich bei ihrem Spielen saß und schrieb, als herrschte der allernormalste Temperaturzustand. Sie waren keineswegs, wie es wohl da oder dort zu lesen steht, in halben Stunden vorüber. Sie zogen oft den ganzen Tag, immer eines nach dem andern, vom Meere über die Ebene nach den Bergen. Eben so folgten ihnen, ganz wie bei uns, lange, trübe Regentage. Dann wehten die hohen Rohre, die großen Rosmarinsträuche, die Cypressen, die Mandel- und Lorbeerbäume in den Gärten wild hin und her. Dann pfiff und heulte

der Scirocco. Dann rieselte es auf den Steinen der Terrasse, als wäre man in den Alpen zwischen Wasserfällen. Dann wollte Dome nicht in die Stadt, um einzukaufen, und wanderte jedes Mal im tollsten Regen. Dann waren die Berge finster und die Tage dunkel. Was anders war als bei uns: es sah nicht Alles so gebadet aus. Das südliche Immergrün trieft nicht, wie unser weicheres Laub, — die Tropfen rollen von seinen glänzenden Glätten herunter.

Dann kam die Bora und jagte den Scirocco fort, und die Landschaft sah wieder so hell und blank aus, als wäre sie zum Sonntage gescheuert worden. Auf den Cabani war den Morgen über das glänzendste Licht- und Schattenspiel, am Tage die goldenste Sonne und der blaueste Himmel, auf dem Wasser Abends rothe bengalische Beleuchtung und Nachts überall Mond-Illumination. Mit dem nächsten Morgen konnte ich wieder auf die Terrasse. Das Nachbarkätzchen kam wieder über die Mauer herübergesprungen, erhob ein kläglich vorwurfsvolles Geschrei, wenn ich ihm nichts gebracht hatte, und strich zärtlich schnurrend um mich herum, wenn es gefüttert worden war. Der Pudel des Wattemachers saß auf unserem Balkon und wärmte sich. Aus den Gärten brannten die Granaten, und ich konnte die Rosen zählen, welche unermüdlich blühten und noch nicht aufgehört hatten, als wir abreis'ten.

Nur durch einen kleinen Pfad von unserem Hause getrennt, lag unmittelbar unter der Terrasse ein kleines, mit einer Treppe, einer Galerie, einem Weindach und einem

Feigenbaume. Es war das des Kätzchens und hatte einen Brunnen, an welchem viele Weiber Wasser holten. Sie trugen die Eimer auf dem Kopfe; ein Zweig Günster, eine Weinranke, einige Krautblätter dienten dazu, das Wasser, worin sie schwammen, im Gleichgewicht zu erhalten. Bisweilen aber wurden die Eimer zu Wurfgeschoßen, und flogen an die Köpfe. Es war das, wenn ein kleiner, unschuldiger Zank stattfand, und der fand ungefähr jeden Tag drei bis vier Mal statt. Anfänglich sprang ich jedes Mal erschrocken auf, weil ich dachte, man brächte sich da unten um. Ebenso lief ich, wenn ein Kind so recht schrie, bisweilen ganz ängstlich zu Otto und frug: „Wo schlachten sie denn das Schwein?“ Dann die Gassenbuben! Waren die gesangreich! Was sie sangen, weiß ich nicht; ich glaube, sie hatten Melodieabsichten, aber das gellte, wirbelte und schrillte dermaßen durcheinander, daß es rein unmöglich war, auch nur zwei Töne aufzufassen. Was für Ohrenqual und Nervenmarter diese Bengel mir verursachten, läßt sich gar nicht ausdrücken. Da war besonders einer, der sang unaufhörlich entweder: alle sette, alle sette, oder alle otto, alle otto! und mit diesem desperat monotonen Gedudel rannte er vom Morgen bis zum Abend gewiß gegen dreißig Mal unter unseren Fenstern und meinen unglücklichen Ohren vorüber.

Die Männer hatten menschliche Stimmen, allerdings nicht in der Brust, nur im Kopfe, aber doch immer Stimmen mit Tönen. Diese Töne befanden sich allerdings in

einer wunderbaren Schwebe zwischen allen möglichen Intervallen, und waren daher nie weder ganz halb, noch völlig ganz. Aber sie klangen doch, sie gellten und schrillten doch nicht blos. Und Melodieen waren auch da. Fassen konnte man sie freilich eben so wenig wie die Melodieparodien der Buben; denn sie wurden immer erst improvisirt oder doch wenigstens so modulirt, daß sie so gut wie improvisirt waren. Indessen, ich wiederhole es, sie waren doch da, man hörte sie doch. Ich hätte mich für den morlacchischen Gesang nie begeistern können; kein wirklicher Musikus wird es können. Er ist nie schön, nur bizarr, aber so wie er ist, paßte er zum Lande, und im Freien und von ferne hörte ich es sogar recht gern, wenn ein junger Mensch sang, während er langsam hinter seinem Esel herging. Das war die eigentliche Situation für diesen Gesang. Wenn er von Zeit zu Zeit pausirte, hob der Esel an, melancholisch zu schreien, und der Gesang wie das Geschrei klangen harmonisch in die Eintönigkeit der starren, heißen Landschaft.

Dennoch konnte ich mich nicht recht zu der Sprache entschließen, in welcher so gesungen und — so geschrieen wurde. Ich fürchtete mich vor dem lieben Illyrisch wie vor einem kalten Bade. Man muß indessen auch bedenken, wie wenig Aufmunterung ich hatte. Die Spalatriner sind von vornherein überzeugt, es sei für einen Fremden ein- für allemal unmöglich, ihre Volkssprache zu erlernen, und darum halten sie es für unnütz, einen so Beflissenen in vergeblichen Bestrebungen erst zu unterstützen. Er muß

früher oder später sie doch wieder aufgeben. „Das ist unendlich schwerer, das werden Sie nie aussprechen, ja selbst nie verstehen lernen," war die unabänderliche Antwort, welche ich auf meine Fragen erhielt. Die Wahrheit ist: die Dalmatier können ihre Sprache noch nicht lehren, die Etymologie ist noch völlig unbestimmt. Hier ist A und dort O, und wer etwas mit O weiß, der weiß es nicht mit A. Von Vergleichung ist keine Rede, ja die ganze vergleichende Sprachlehre wird noch eine Wissenschaftsthorheit genannt. Da läßt es sich denn für einen deutsch-logischen Kopf schwer lernen, wenigstens wird das Lernen eine Anstrengung. Und ich konnte mich nicht anstrengen, ich wurde krank und wurde es bald so, daß man mir Blutegel setzte. Ich glaube, es wäre auch ohne Blutegel besser geworden, aber man macht in Dalmatien nun einmal nichts ohne diese abscheulichen schwarzen Thiere. Fünfzehn bis zwanzig kommen gar nicht in Betracht, so viel kann sich allenfalls auch ein Gesunder setzen. Die dalmatischen Aerzte sind die blutdürstigsten, die ich noch kennen lernte; sie gehen gar nicht aus ohne Lanzette. Sie behaupten, das Blut erzeuge sich in diesem Klima mit einer solchen Geschwindigkeit, daß man gar nicht genug abzapfen könne. Auch ich mußte also unter die Zähne der Blutegel. Sie bissen mich dermaßen, daß die Wunden sich entzündeten und ich an vierzehn Tage zu Bette lag.

Es war kein angenehmes Krankenlager. Allerdings war es uns gelungen, die Testa zu verabschieden und von

einer Paolina Boskovich, von Geburt eine morlacchische Magd, durch eine Heirat eine Signora, einem langen, dunklen, hartknochigen Wesen, welches immer ein schwarzes Merinokleid, eine Korallenschnur und einen alten, weißseidenen Hut mit Federn und Blumen trug, immer im Tone einer Baßposaune sprach, und so oft es sprach, mit beiden Armen in der Luft herum windmühlenflügelte, es war uns gelungen, sag' ich, von diesem liebenswürdigen Wesen ein wirkliches Sopha, einen wirklichen Tisch und einige nicht halsbrecherische Stühle zu erlangen. Aber darum waren wir doch noch keineswegs, was man auch nur zu einem Viertel eingerichtet hätte nennen können, darum fehlte uns doch noch so gut wie Alles, darum war, was wir hatten, nicht minder erbärmlich schlecht. Besonders der Strohsack in meinem Bette — o, Alloy hatte Recht, wenn er sagte: bisogna soffrir per la scienza. Ein Dalmatier hat allerliebste Verse über das Vergnügen gemacht, des Morgens im Bette zu faulenzen. — Wie hat er das angefangen, lieber Himmel! Faulenzen in einem dalmatischen Bette! Selbst das beste ist schlecht. Ein schlechtes ist nun geradezu ein Folterbett. Als ich nach vier Wochen endlich wieder so viel Kraft hatte, um mich den ganzen Tag außer dem Bette zu erhalten, und daher meinen Strohsack umarbeiten lassen konnte, sah ich, nicht ohne ein tiefes Mitleid mit mir selber, den Haufen von Maisstrunken, auf welchem ich krank gelegen hatte. Ich wunderte mich nicht mehr darüber, daß ich in der Nacht oft vor Schmerzen vom

bloßen Liegen aufgewacht war. Eine Diele wäre besser, sie wäre wenigstens glatt gewesen.

Dome war dann auch unerträglich. Immer gerade um die Zeit, wenn ich im heftigsten Fieber lag, d. h. um die Dämmerung, rannte sie fort, und wir mußten mehrere Stunden lang den Kleinen beaufsichtigen, der eben auch kränkelte. Es war nicht möglich, unsern schwarzen Drachen im Hause zu erhalten. Man sagte ihr, sie sollte bleiben, sie that, als hätte sie es nicht gehört, klapperte die Treppe hinunter, und zwei Minuten später klopfte Marco an die Thüre und sagte mit kläglichem Stimmchen: „Papa, die Dome hat schon wieder die Küche zugeschlossen und ist fortgelaufen.“

Endlich wollte sie gar auf ihre heimatliche Insel, auf die Brazza. Sie hatte Geschäfte, zwei Tage mußte sie dort bleiben. Um uns zu versorgen, hatte sie eine Namensschwester und Landsmännin gefunden — die bekam in der Nacht eine Kolik und erschien nicht. Dome ließ sich das nicht anfechten, sie brachte mir eine Kati an, welche sich, während sie Wolle an der Spindel spann, zu dem Interimsdienst bei Tage bereit erklärte. Bei Nacht nicht; da mochten wir für uns selbst sorgen. Wohl; konnte sie wenigstens bis halb neun Abends bleiben! „Siora, si.“ — Statt dessen kam sie Punkt halb sieben mit der Suppe in einem Topfe, und den barboni, den kleinen, röthlichen, glitzernden Fischen auf einem Teller, und verlangte, wir sollten essen. Nun hatten wir aber nicht einmal in Klagenfurt um halb sieben zu Abend gegessen, und bekanntlich ißt man nirgends

früher zu Abend als in Klagenfurt. Wir sagten also nein. Da müßten wir kalt essen, sie müsse nach Haus, ihr kleiner Junge weine, die Mama sei bereits gekommen, sie zu rufen. — „Nun, ist denn da die Mama nicht bei ihm?“ „Siora no, ich bin allein, poveretta — ich bin sogar nicht verheiratet, und habe die Kreatur — cosa la vuol? bisogna compatir! Was wollen Sie? man muß Nachsicht haben.“ Sprach's, und ließ uns mit unsrem Topf und unsren Barboni. Wenn sie in Spalato schon damit ankommen: „cosa la vuol? bisogna compatir,“ so kann man sich blindlings darauf verlassen, daß sie gerade dasjenige zu thun im Begriffe sind, was einem eben am ungelegensten und verdrießlichsten ist. Ich antworte ihnen bisweilen ganz ärgerlich: sie möchten nur auch ihrerseits compatire, aber das lag nie in ihren Absichten, das compatimento blieb immer unser allein. Auch hier bei Kati. Sie war fort, — was wollten wir thun? Wir setzten unseren Topf auf die Glut, den bronzo, wie sie es nannten. Um acht war die Suppe kaum noch lau, die barboni aßen wir eiskalt, und da uns nach dieser unzweifelhaft miserablen Abendmahlzeit noch herzlich hungerte, so rösteten wir um Mitternacht noch Kastanien und kochten uns Eier, d. h. Otto that das Alles, denn ich konnte mich nicht rühren. Wozu man kommen kann, und das blos, weil ein kleiner dalmatischer Bube mit einer verwegenen Physiognomie unter seiner rothen Kappe nicht länger als bis halbsieben an einem fremden Herde zu bleiben geruhen will!

Nun, Dome kam wieder und brachte Vugava von der Brazza mit, einen der schönsten Weine Dalmatiens, und ich bekam einige Besuche. Hätte ich nur auch Bücher bekommen können, bequeme Bücher, wie man, geschwächt von Blutegelbissen, sie zu lesen im Stande ist. Alle Freunde wurden um „leichte Lektüre“ geplagt, und was bekam ich? Die Gedichte von Friedrich Kind, Montenero von Stieglitz, Viola tricolor von Dell' Ongaro, Niccolo de' Lapi von Azeglio und endlich Corinne von der Staël. Darin bestand die „leichte Lektüre“ in Spalato.

Das Schlimmste war, man lachte, oder besser, man lächelte mich wegen meiner jämmerlichen Niederlage geradezu aus. Man begriff nicht, wie man eine solche Haut haben könne. Am wenigsten begriff es mein Arzt, der Doktor Cattani. „Sie sind gar keine menschliche Kreatur,“ sagte er; „Sie sind ein Geist, eine Sylphide. Gott, was für ein wundervoller Gegenstand wären Sie zu medicinischen Experimenten!“

Dalmatien ist reich an Originalen. Kein Dalmatier ist wie der andere, jeder sein eigener Mensch, jeder auch, was man in Frankreich eine Specialität nennt. Und das ohne Willen und Mühen, trotz seiner selbst, rein aus Natur und bisweilen bis zu dem Punkte, wo die Eigenthümlichkeit an die Excentricität grenzt, wie Doktor Cattani es auf seine Art kurz und bündig ausdrückte: „credetemi, in Dalmazia ognuno è per un quarto matto — glaubt mir, in Dalmatien ist ein Jeder ein Viertel toll.“

Wenn Doktor Cattani mit dieser prägnanten Beurtheilung Recht hat, so ist er noch un mezzo quarto di più matto als jeder Andere, denn er ist das Original unter den Originalen. Selbst seine Landleute nennen ihn „un originalone“. Seine Großväter waren von Mutter-Seite aus Skt. Gallen, von Vater-Seite aus Comacchio, er hat also den Humor und die Ironie des Schweizers, die Lebendigkeit des Italieners und die Unverwüstlichkeit des Dalmatiers. Diese im höchsten Grade, er wird nie müde, achtet keines Schmerzes. Er hatte sich einst wegen Schnupfen Senfpflaster auf beide Füße gelegt. Es fällt ihm ein, auf die Jagd zu gehen, er vergißt aber seine Senfpflaster, und als er Abends wiederkommt, hat er sie genau zehn Stunden umgehabt — kein Wunder daß er sich über meine Haut wunderte. Als wir ihm unsern ersten Besuch machten, war er auch eben von der Jagd gekommen, wo er die ganze Nacht zugebracht hatte. „Aber warum denn die ganze Nacht?“ — „Eh, meine Kleine zahnt und läßt einen nicht schlafen, da dacht' ich, besser die Nacht zu utilisiren.“ Trotz der „utilisirten“ Nacht war er nicht müder, als andere Leute, welche sie nicht „utilisirt“ hatten. Später wollte ich das oder das Buch von ihm haben. — „Gehabt hab' ich's, das weiß ich, aber ich hab's verborgt, und an wen, das weiß ich nicht.“ — „Haben Sie den Goldoni?“ — „O von dem weiß ich, wo er ist, den hat seit drei Jahren der Dudán!“ — „Und den Lucius?“ — „Den Lucius — ja, den hab' ich im Hause, aber der Manfreddo (der junge

Borelli) hat mit meinen Kleinen in der Bibliothek Krieg gespielt, und da haben sie die Bücher zu Wurfgeschossen genommen." — „Dergestalt, daß jetzt noch Alles durcheinander liegt?" — „Ja, drunter und drüber," sagte der Doktor vergnügt, als wäre das die eigentliche Lage für eine Bibliothek. — „So setzen Sie doch Alles wieder in Ordnung!" — „Ja, wenn ich Zeit haben werde." — „Und wann werden Sie Zeit haben?" — „Das weiß ich nicht." — „Gut, wann können wir da kommen, um die Bibliothek zu sehen, auch wenn sie nicht in Ordnung ist?" — „Wann Sie wollen." — „Doktor, man findet Sie nur nie zu Hause!" — „Nein, zu Hause finden Sie mich nie." — „Was sollen wir da machen?" — „Mich holen lassen." — „Wo?" — „Wo ich bin." — „Ja, wo sind Sie denn immer?" — „Ja, das weiß ich nicht, wo ich gerade sein werde."

Es war uns das doch etwas zu unbestimmt; wir sahen die Bibliothek nicht, und den Doktor auch nur, wenn wir ihn auf der Straße fanden. Dann blieb er stehen und schwatzte an zwei Stunden auf einem Flecke, indem er die wunderlichsten Dinge mit einem Phlegma vorbrachte, als ob sie sich ganz von selbst verständen. Aber zu einem Besuche konnt' er nicht kommen; er hatte als Arzt, Professor, Grundbesitzer, Weinkaufmann, Jäger, Fischer und Familienvater zugleich allzuviel zu thun. Erst als ich krank war, kam er und zwar gleich zwei Mal täglich. Eines Abends blieb er zwei Stunden, immer ohne sich zu setzen, denn das

verabscheute er. Man mußte ihn, sollte es ihm wohl werden, in der Stube auf und nieder wandern lassen. Es regnete furchtbar, der Doktor hatte keinen Regenschirm. „Wollen Sie einen?“ — „Nein, danke, der Manfreddo hat meinen.“ — „Und wo ist denn der Manfreddo?“ — „An der Thür.“ — „Was, in dem Regen? Warum haben Sie ihn nicht mit heraufgebracht?“ — „Er ist nicht gern im Zimmer.“ — „Aber in solchem Regen draußen!“ — „O das thut ihm nichts. Manfreddo! he — wo ist er? Ach, es wird ihm wohl etwas zu lange gedauert haben.“ Am andern Tage fragen wir: „Nicht wahr, der Marfreddo hatte den Regen doch zu stark gefunden, um Schildwache zu stehen?“ — „O nein, er war nur etwas in Pozzo-buon spazieren gegangen. Ich fand ihn an der Straßenecke.“

Sobald ich wieder gesund war, verschwand auch der Doktor wieder, und ebenso selten empfingen wir andere Besuche. Wir waren ja außerhalb des Palastes, wie hätten da die echten Spalatriner uns oft besuchen können? Sie wären aus dem Geleise gekommen. In eine Vorstadt geht man nur bei extraordinären Gelegenheiten. Kamen sie, so war es immer nur bei polizeimäßigem Wetter und, Conte Toni ausgenommen, immer nur des Morgens. Die Abende wurden daher ohne Comfort, ohne Feuer, ohne Lektüre, ohne Musik und ohne Geselligkeit je länger je langweiliger. Allerdings hatte jeder unsrer drei oder vier Freunde uns gesagt: „Mein Haus ist das Ihre.“ Aber wir wußten, daß vertrauliche und überraschende Besuche von Fremden in die

geregelten, spalatrinischen Familiengewohnheiten etwa wie Mondsteine fallen müßten. Folglich konnten wir Abends höchstens in das Casino gehen und Zeitungen lesen. Der Saal war hier groß, der kleine Lesesalon der einzige wirklich elegante Raum in Spalato, die Aussicht über die piazza degli erbaggi hinweg auf den Hafen so schön wie möglich, die Conditorei sehr gut, aber, lieber Himmel, an Gesellschaft fehlte es. Man fand höchstens den Professor Franz Petter, den deutschen Lehrer am Gymnasium, der seit fünfundzwanzig Jahren in Dalmatien gelebt und drei oder vier großmächtige Werke darüber geschrieben hatte, ohne eine dalmatische Literatur anzunehmen, oder je mehr als ein einziges Manuscript in Händen gehabt zu haben. Dagegen gab es keinen Vogel und keine Pflanze im ganzen Lande, die er nicht gekannt hätte, und wenn man in diesem Buche Blumennamen findet, so sind sie mir sämmtlich vom Professor Petter genannt worden. Dieses Wissen ließ sich sehr gut mit jenem Nichtwissen zusammenreimen. Um Botanik zu studiren, brauchte er spazieren zu gehen, oder höchstens auf den Bergen herum zu klettern. Um die Literatur kennen zu lernen, hätte er die Bibliothek besuchen, und um das zu können, in den Familien eingeführt sein müssen, und das war er nicht. Er liebte die Dalmatier nicht, und sie vergalten ihm Gleiches mit Gleichem. Einen einzigen Freund hatte er, den Rath Petranovich. Den zu besuchen fuhr er im Sommer, wo wir in Ragusa waren, nach Cattaro. Er kam noch zu uns. Wenige Wochen darauf

hörten wir, daß er sich in Cattaro beim Einsteigen vom Dampfer in die Barke den Fuß gebrochen und im Hause des Herrn Petranovich, gepflegt von dessen Frau, gestorben war. Wenige Jahre vorher hatte er seine Frau dadurch verloren, daß sie auf einem Spaziergange von einem Pferde mit dem Hufe geschlagen worden war.

Wenn der deutsche Professor sich niemals so wohl in das dalmatische Leben hineinschicken konnte, so muß man es ihm verzeihen. Es ist gar zu verschieden von dem deutschen, besonders in Spalato, wo alle fremden Einflüsse noch mit ruhiger Kälte abgewehrt werden. Es fehlt ihm im Winter an dem warmen Mittelpunkt des Ofens oder an dem glänzenden des Kamins, im Sommer an der Wohlthat des Schattens. Wie der Dalmatier das Feuer als häuslichen Gefährten nicht kennt, so kennt er auch nicht den Schatten als schützenden Freund draußen. Unter der Republik wurde einmal das Gesetz gegeben, daß ein Jeder auf seinem Grund und Boden wenigstens vier Bäume zu pflanzen hätte, deren Ertrag dann zwanzig Jahre lang von allem Zehnten frei bleiben sollte. Sehr wohl und sehr weise, wenn die Bäume nur gepflanzt worden wären. Aber sie wurden nicht gepflanzt, und auch jetzt wird nichts gepflanzt, und was die Grundbesitzer pflanzen, zerstört. Es herrscht hier wie im ganzen Lande das System der kleinen Pächter. Jeder Besitzer hat so und so viel Coloni, jeder Colon so und so viel Land. Das bebaut er, verbessert es auch wohl, wenn er durch besondere göttliche Eingebung

dazu bewogen wird. Von dem Ertrag bekommt er je nach den Kontrakten zwei, drei, ja in entfernteren Besitzungen bis an zehn Theile. Ein Theil ist für den Padron. Diese Colonschaft erbt in der Familie fort, und kann Seitens des Padrons nur mit Zustimmung des Colons oder bei erwiesener Unredlichkeit oder Saumseligkeit des Letzteren aufgehoben werden. Es soll unerhörte Mühe kosten, einen Colon von einem Grundstück fortzubringen, welches zu behalten er sich in den Kopf gesetzt hat. Ebenso schwer, ja, fast unmöglich soll es sein, ihn zu irgend einer Neuerung zu bewegen, auch wenn es selbst die offenbarste Verbesserung ist. „Unsere Alten machten es so — warum sollen wir es nicht auch so machen?“ fragen sie und sind faul mit dem Bewußtsein der Pietät. Und wenn sie nur wenigstens Andern thätig zu sein erlaubten, aber wie gesagt, versucht ein Besitzer auf seinen unverpachteten Grundstücken irgend welche Anpflanzungen, so werden sie zerstört, wie z. B. in einer Nacht mehr als tausend junge Mandelbäume, welche Doktor Cattani erziehen wollte.

Diese alten eingewurzelten Zustände hemmen die besten Bestrebungen, und erzeugen eine allgemeine chronische Mißstimmung, welche sich selbst dem Fremden mittheilt, der sich für den Fortschritt interessirt. Und auch in der intellectuellen Atmosphäre waltet in Dalmatien überall, und in Spalato insbesondere ein dumpfes Unbehagen, welches wie ein beklemmender Dunst jedes volle, freie Athemholen benimmt. Ich sagt' es schon, das echt dalmatische Leben ist

ein ganz anderes, als das deutsche, das französische, oder sonst ein modernes. Es ist still, innerlich, unbekannt, voll von unbefriedigter und darum verzehrender Intelligenz, schwer von Gedanken, leer von Begebenheiten, zuletzt durch eine unvermeidliche Resignation schmerzlich ruhig zum Abschluß gebracht, oder auf irgend eine Art abgebrochen beendet. Wie viele Kräfte liegen hier unterdrückt von den unbeweglichen Verhältnissen! Wie viele bedeutende Talente offenbaren sich nie! Ja, man schätzt das, man fordert es sogar gewissermaßen. Diejenigen, welche schweigen, oder doch nur höchst selten und dann nur leise reden, gelten für die Besten. Diejenigen, welche nicht mit stoischer Ergebung im Vaterlande vegetiren wollen, sondern sich gewaltsam einen Weg in die Welt bahnen, werden wohl auch anerkannt, aber doch nur gemäßigt und bedingungsweise. Zwei oder drei Dalmatier fand ich eines wirklichen Enthusiasmus für solche manifestirte Talente fähig, mehr nicht. Natürlich. Jeder fühlt in sich auch ein Können, sei es nun, was für eines es sei, und das vaterländische Leben macht es zum Nichtkönnen. Da entsteht denn ein nicht unedler, aber darum nicht minder quälender Neid auf Alles und auf Alle, und wer nur einigermaßen Fühlfäden für geistige Luftstimmungen hat, fühlt sich in der Mitte so vieler Gefesselter gleichsam mit gefangen.

Es blieben uns die Spaziergänge, an denen die Umgegend von Spalato reich ist. Mit dem November war der Martinssommer gekommen, die klare und warme Zeit,

welche auf die ersten Herbststürme zu folgen pflegt. Leise Ansätze zu Scirocco, gewöhnlich indessen der Borin, der liebenswürdige Sohn der unlieblichen Bora, goldklare Morgen- und Abendhimmel, am Tage das tiefe unvergleichliche Blau der dalmatischen Luft, die Berge alle in ihrem vollsten Glanz, in welchem die wunderschönsten Töne auf einander folgten, noch immer Wein und Feigenlaub in grüner Jugend, wieder frisches Löwenmaul auf der Terrasse: so war's, und wir gingen viel.

War ich müde, nur auf die Marina, da wo sie einsam war und den Marian ansah. Ich liebte es hier, ein leises Wehen von Scirocco zu fühlen. Dann war das Meer geisterhaft bläulich, die Brazza fast ganz im Duft der finsteren Wolken, und die Wellen kamen über die Mauer geschlagen. Zuckten dazu hinter dem Tempel mächtige Blitze, während der Neumond über San Stefano schwebte, wo die Todten ruhten und die blassen Tamarisken von den weißen Steinen des Weges wehten, so war's noch schöner.

War ich etwas stärker, so suchten wir eine Meeresbucht auf, die wir entdeckt hatten. Sie lag unter dem Marian. Wenn San Stefano beinahe erreicht war, ließen wir den Weg links nach der Gräberstätte weitergehen, schlugen einen feuchten, frischen Pfad rechts ein, klimmten ihn hinab, und kamen zu einer Cisterne, hinter welcher der Bergabhang ein kleines Halbrund bildete, das ganz mit Epheu bewachsen war. Wir setzten uns auf den Rand der Cisterne und hörten dem Meere zu. Niemand außer uns war da,

um dem Meere zuzuhören, wir befanden uns in einer der dalmatischen Einsamkeiten, die im Augenblicke so melancholisch machen und nachher so unvergeßlich sind. Wie dankte ich es den Spalatrinern, daß sie die schönsten Stellen ihrer Gegend ungestört solchen poetischen Vagabunden überließen, wie wir waren! Hätten Breslauer in Spalato gewohnt, überall, am Strand, an der Cisterne, zwischen dem Epheu hätten Papiere gelegen, in welche Semmel gewickelt gewesen waren.

War ich sehr stark, so stiegen wir gleich rechts hinter Lučać einen Weg empor, welcher in eine wahre Steinwelt führte. Zwischen ihnen grünte das Ligustrum, blühte der Cytisus, wucherte die Myrte, Pistacia lentiscus mit ihren zarten gefiederten Blättern, und Ruscus aculeatus. Dieser Strauch hat Blätter wie die Myrte, nur sind sie größer und spitzer und stechen. Die glänzenden kleinen Blütchen, grün, mit einem braunen Knöpfchen in der Mitte, sitzen an den Blättern, die jungen Schößlinge werden im Frühlinge unter dem Namen bruscandoli gleich dem Spargel gegessen und sollen vortrefflich sein. Auf Italienisch heißt der Strauch pungi-topo, Mäusestecher — warum? — Ich fand nie eine Maus, die ich hätte fragen können. Es gab da oben zwischen den Steinblöcken und dem Immergrün keine andern Thiere als hier und da einige von den zottigen schwarzen Schafen, welche, auf ihre dünnen Beine gepflanzt, Einen mit so unverschämt gescheiten Gesichtern ansahen, daß man wirklich in Versuchung gerieth, sich mit ihnen unterhalten zu wollen.

Die Aussicht auf Land und Meer war von diesen einsamen Höhen sehr schön, der Weg aber, sowohl hinauf wie hinunter äußerst beschwerlich. Wer nicht schon gut klettern konnte, der mochte sämmtliche dalmatische Sträucher in Frieden wachsen lassen, wo sie wachsen wollten.

An einem Tage, wo ich eine ganz ungewöhnliche Kraft in meinen Füßen fühlte, verstieg ich mich sogar bis auf den Marian. Ganz bis zum Kreuz kam ich nicht, indessen immer doch höher, als die Spalatriner gewöhnlich steigen. Eigentlich steigen sie für gewöhnlich gar nicht hinauf, nur im März, wo jeden Freitag Wallfahrt nach der Grotte des heiligen Girolamo ist, mag ein Jeder sich wenigstens einmal in seinem Leben zu dieser Ascension entschließen. Man darf bekennen, daß sie nicht bequem ist, und daß es starker Schritte bedarf, um von einem Felsenstück auf das andere zu gelangen. Zwischen den Felsenstücken erwarten feuchte Raseneinsenkungen, Oel- oder Waldbäume. Wie herrlich wäre der Marian, wenn er bewaldet wäre, wie zur Zeit, wo er das Jagdgebiet Diocletians bildete!

Wir fuhren auch nach Klein-Venedig, ein Namen, den ich nun schon an vier Orten fand: in Klagenfurt, in Ragusa und kürzlich in Erfurt. Das Spalatrinische liegt da, wo der Golf bei Salona endet, auf einer kleinen Landzunge und besteht aus jenen weißen dalmatischen Wohnungen, von denen man nie recht bestimmen kann, ob es bloß Grotten oder wirkliche Häuser sind. Sie haben Dächer, Treppen, Altane, Thüren und wenn auch keine Scheiben, so doch

Fenster, aber wie rechte Häuser sehen sie nicht aus, hin und wieder ist ein Feigenbaum oder ein Weindach, ein Esel steht hier oder dort, eine Katze kriecht auf den Mauern herum, ein Hahn kräht im Hofe, die Jugend ist zerlumpt, hat immerwährende Ferien und zieht als Kometenschweif jedem Fremden nach, der sich etwa blicken läßt; so ist Piccola-Venezia, wo wir an einem schönen Sonntage in einer Schänke, die mit Grabsteinen und Inschriften aus Salona geschmückt war und deren Besitzer patrizisch-venetianisch Benzon hieß, neuen Wein viel theurer bezahlen mußten, als in der Stadt alten.

Limonade und Chokolade gingen wir in's café del Duomo trinken, dessen Gärtchen das wunderlichste Eckchen im ganzen wunderlichen Spalato war. Man saß unter einem runden Weindache, hatte links eine Gruppe von Säulen und d'rüber die Tempelkuppel, rechts den schlanken Säulenbau des Campanile und vor sich die Küche des Café, d. h. ein Schindeldach über einem Herd. Die Kasserole, Kannen, Siebe und Löffel hingen an der Tempelmauer, der einzigen Wand dieser eigenthümlichen Küche. Auf dem einzigen freien Fleck des Gärtchens waren die Citronen eingegraben, welche frisch aus der Erde kommen mußten, wenn die Limonade ihre klassische Kühle haben sollte. An dem Weindach kletterten jetzt im Winter mit verschnittenen Flügeln Truthühner herum, und unten spazierte ein türkischer Hahn mit seiner Henne, welche größere Eier legte als die dalmatischen Hennen.

Ein Mal machte ich sogar eine verzweifelte Anstren-

gung mich zu amüsiren, wollte die Klosterkirche von Pozzobuon am Abend und zugleich eine Trauung sehen, die dort vollzogen werden sollte, nachdem den ganzen Tag über ihr zu Ehren schon ungeheuer viel Pulver verknallt worden war. Nun, in der Kirche konnte man kaum erkennen, daß sie roth verziert war, so sparsam brannten die Kerzen, und die Trauung geschah in der verschlossenen Sakristei. Als diese endlich aufging, kam die Braut, geführt vom Bräutigam und gefolgt von drei Zeugen, rasch an uns vorüber — sie hatte eine schwarze Atlasmantille um und keinen Kranz auf. Das war Alles, was ich sah, und so glückte mein Versuch, mich einmal zu amüsiren.

Es fing jetzt, Ende November, auf dem Markt der schönste Blumenkohl an. Spinat und schönen, crispen Salat gab es schon lange. In der Campagna trieb der Epheu, die wilden Rosen bekamen Knospen, an den Brombeeren schimmerten noch immer einzelne der zartrosenrothen Blüthen mit den purpurrothen Kelchen und den bräunlichen Staubfäden, am Smylax hatten die Herbstbeeren neue Beeren angesetzt, welche an Farbe und Durchsichtigkeit den Granatperlen glichen und prächtig gegen die früheren Korallentrauben abstachen. Auf den Plätzen und an der Marine trocknete man auf ausgebreiteten Linnen Getreide, und die Hammel wurden wüthend geschlachtet und zum Castradie eingesalzen.

Und uns wurde kälter und kälter in unsern nackten Stuben mit Ziegelboden ohne Teppiche, und großen Fenstern

ohne Vorhänge. Wir mußten uns zu dem Kohlenbecken entschließen, welches Dome uns halb mit glühender Asche füllte. Der Dunst von dieser schrecklichen Erwärmungsmaschine machte uns mehr als ein Mal ernstlich krank. Endlich rieth Manfreddo Borelli uns, auf die Asche ein Gefäß mit Wasser zu stellen. Die Dämpfe, welche sich so entwickelten, milderten in etwas die Dünste der Kohlen, indessen blieb der Geruch noch immer unerquicklich genug, und was das Schlimmste war, die Stube wurde kaum nothdürftig lau.

Und dazu war aller Augenblicke Bora, und die war für mich eben so schlimm, wie die Bise in Genf. Der ärgste Scirocco war mir lieber, als auch nur die mäßigste Bora. Gerade die glänzende Himmelsklarheit, welche während ihres Nahens herrschte, machte dasselbe so unheimlich.

Auch ihr Kommen war wie das einer bösen Macht, so unerwartet und so unwiderstehlich. Man schlief friedlich, so viel es sich auf Maisstrunken friedlich schlafen läßt, da erwachte man von einem Stoß gegen die Fenster. Man horchte, Alles war wieder still. Man wollte eben wieder einschlafen, da folgte ein zweiter Stoß und dieses Mal so stark, daß die Fenster schütterten, — es war die Bora. Das Nachtconzert begann, die schneidende Luft drang ein, und zwischen lautem Lärm und kaltem Zuge mußte der arme Schlaf seinen Abzug nehmen.

In eine gelinde Verzweiflung brachten mich auch wieder ein Mal die Glocken. Es wurde in Spalato doch noch

mehr geläutet als selbst in Venedig, nämlich nicht blos am Vorabend eines Festes und am Feste selbst, sondern ganzer acht Tage vorher. Vor Allerheiligen besonders, welches hier zu den Festen gehört, zu denen man sich Glück wünscht, wie zu Weihnachten, zu Neujahr und zu den drei Königen, was wurde da gebimmelt! Ebenso die Woche nach Allerseelen, während welcher die Todten geehrt wurden! Und damit war es nicht etwa zu Ende, nein, es folgte Fest auf Fest, das ganze Jahr schien in Spalato nur aus Tagen zu bestehen, an denen die Glocken gezogen werden müssen. Wir konnten noch zufrieden sein, daß wir das Kloster von Pozzo-buon mit seinem Hofe voller Lorbeerbäume und seinem Garten voller Kohlköpfe und nicht das der Nonnen von Sankta Chiara gegenüber hatten. Die Glocken dieses Klosters haben einen wahrhaft schauerlichen Ruf. Will man das Höchste der Widerlichkeit bezeichnen, so sagt man: „wie die Glocken von Santa Chiara". Ein Major, der beim Conte Toni Bajamonti wohnte, schoß einst im Paroxismus nervöser Wuth mit einem Pistol nach ihnen hinauf, und ich muß bekennen, daß ich ein solches Attentat gegen solche Ohrenfolterer, mögen sie selbst in dem Thurme eines Jungfrauenklosters hängen, sehr wohl begreifen kann.

Auch nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehörte das viele Schießen im Berge und hauptsächlich unter unsern Fenstern. Wenn man ganz ruhig beim Schreiben saß, und es knallten auf ein Mal unmittelbar vor dem

Hause zwei, drei Pistolen, so erschrak man doch ein wenig. Und die Borghesen schienen ein besonderes Vergnügen daran zu finden, gerade immer in dem Augenblicke loszubrennen, wenn sie bei Casa Carminati vorüberkamen. Vielleicht war es eine Galanterie für die Fremden.

Ebenso wenig Ruhe gab es im Hause. Nicht genug, daß fast jede Stunde ein Morlacch oder sonst ein Individuum an unsere Thüre pochte und hübsch frug: „Wohnt hier nicht der Mann, der die Watte macht?" Der Mann, welcher die Watte machte, hatte an sechs oder sieben Tyroler Teppichhändler in Wohnung und Kost genommen, und diese wackern aber schwerfälligen Leute stapften vom Morgen bis in die Nacht mit wahrhaft ungesetzmäßigen Stiefeln die Treppen hinunter und hinauf. Gleichzeitig schimpfte und schrie Dome, so oft Weiber in unsere Küche kamen, um Wasser zu holen, und das geschah so ziemlich den ganzen Tag über. Die Küche war wie ein öffentlicher Platz. Im Anfange hatte ich Angst wegen unserer kostbaren gemietheten Sachen, aber Ehre den Weibern von Pozzo-buon! während der ganzen drei Monate verschwand ein einziges altes Messer. Nur, wie gesagt, für uns behalten konnten wir die Küche nicht, ja, der Ladenbursche des Herrn Carminati brach eines Tages ohne Weiteres die Thüren auf. Als wir ihm sagten, das dürfe er nicht, weil die Küche jetzt unser sei, gaffte er uns erst ganz verdutzt an und lachte uns dann geradezu in's Gesicht. Wie, er sollte nicht die Thüren zu einer Küche einbrechen dürfen, welche im Hause seines Patrons war? Oh bello!

„Oh bello!“ sagen die Spalatriner bei allen Gelegenheiten, wo ihnen etwas nicht gelegen ist. „Oh bello!“ sagte auch Conte Toni, als er auf dem Dampfer hörte, er könne kein Diner bekommen, weil er es zu spät bestellt habe. Der Cameriere nahm den spalatrinischen Ausruf übel und antwortete grämlich: oh bello, oh brutto! non cé niente da mangiar. „Oh bello!“ sagten auch wir, wenn wir uns um die Mitte des Dezembers befragten, ob wir den ganzen Winter über in Spalato bleiben wollten, den ganzen Winter frieren, den Morlacchen sagen, wo der Wattemacher wohne, die Borchesen singen und schießen, die Jungen kreischen, die Tyroler stapfen hören? — Oh bello!



Anmerkungen.

Die Einfahrt.

Scirocco oder Scilocco ist der Südostwind, welcher in Dalmatien am häufigsten weht, und im Verein mit der Bora, dem Nordostwind (eigentlich Ostnordostwind oder greco-levante) ein Hauptleiden des dalmatinischen Klimas ist. Beide Winde folgen sich einen großen Theil des Jahres hindurch in der Herrschaft des adriatischen Meeres: von der Herbstnachtgleiche bis Wintersonnenwende ist die Bora, von der Frühlingsnachtgleiche bis Sommersonnenwende der Scirocco häufiger. Nur auf dem Golf von Triest, dem Quarnero und dem Canal von Segna übt die Bora einen schärferen und beständigeren Einfluß aus. Sie dauert gewöhnlich 3, selten mehr als 8 bis 10 Tage, der Scirocco manchmal über 14 Tage. Meist wird Letzterer von der Bora vertrieben. Vorläufer derselben sind kleine weiße runde Wolken an den Bergspitzen, zwischen denen sie hervorbläst, niedrige Flut, rasche Luftabkühlung und gesteigertes Austrocknen der Erdfeuchtigkeit. Sobald sie eingetreten ist, entledigt sich allmälig die Atmosphäre, soweit sie sichtbar, aller Wolken, wird rein und klar, und erhält sich mehrere Tage so, auch wenn die Bora schon aufgehört hat. Der Scirocco dagegen kündigt sich durch hohe Flut, das plötzliche Verschwinden anderer Winde, das Verdichten der Luft, und dunkle, schwere Wolken an, welche die höchsten Bergspitzen breit umhüllen. Ist er da, wird die Luft trübe, schwer und neblicht, bis der Regen erfolgt.

Im Allgemeinen ist der Scirocco, welchen man in Süditalien als so schädlich und beschwerlich kennt, in Dalmatien wohlthuend, weil er vermöge der Feuchtigkeit, die er mit sich führt, die Trockenheit der Luft mildert und diese homogener für Thiere und Pflanzen macht.

Im Winter ersetzt er durch die Wärme, welche er bringt, den Ofen, und in Ragusa nennt man ihn deshalb: „Vater der Armen.“ Nur im Sommer steigert er die Hitze zur Unerträglichkeit. Auf den Organismus des Menschen äußert er zwar eine niederdrückende, erschlaffende Wirkung, aber dennoch ist er der Gesundheit zuträglicher als die Bora und vor Allem die Tramontana, der Nordwind, welcher namentlich auf Kranke einen so gefährlichen Einfluß ausübt, daß man ihn in Ragusa nicht mit Unrecht den „Todtenwind“ nennt.

Die Bora wird von den Armen mehr gefürchtet als der Regen. Sie bringt die Kälte und bläst besonders während der sogenannten Märzboren, welche gewöhnlich jedes Jahr am 7., 17. und 27. März regelmäßig eintreten, mit solcher Heftigkeit, daß sie in Clissa, Macarsca und einigen andern Orten Menschen und Thiere zu Boden wirft.

Die übrigen Winde und Zwischenwinde führen in Dalmatien die Namen: **tramontana-greco** N. N. O., **greco** N. O, **levante** O., **levante-scilocco** O. S., **ostro** S., **ostro-garbino** S. S. W., **garbino** oder **libeccio** S. W., **ponente-garbino** W. S. W., **ponente** W, **ponento maestro** W. N. W., **maestro** oder **maestrale** N. W. und **maestro tramontana** N. N. W.

Der Maestral, mehr Zephir als Wind, mildert die Sommerhitze, erhebt sich den ganzen Sommer hindurch fast regelmäßig zu Mittag und dauert bis Sonnenuntergang, während des Vormittags meist Ostwind weht. Letzterer verursacht häufig Stürme, und wird im Herbst und Winter durch die Kälte, welche er bringt, und die Feuchtigkeit, die er absetzt, lästig.

Am stürmischsten wird das Meer durch den Garben, welcher die Wogen 50—60 Fuß, in Ragusa oft über 100 Fuß hoch steigen macht — am wenigsten aufgeregt durch Ost und West. Stoßen diese dagegen mit dem Scirocco zusammen, treten meist Stürme und Gewitter ein. Doch gab es nach fünfjährigen Beobachtungen in Dalmatien von 1235 Windtagen nur 28 mit sogenannten **buffere** oder Windstößen, aber 410 Tage Scirocco, 259 Bora, 140 Maestro, 110 Ostwind, 80 Ostro, 80 Garbino, 70 Nord, 60 West und 50 Tage mit andern Zwischenwinden. 770 Tage waren heiter, 630 bewölkt, 425 regnerisch und 50 Tage mit heftigem Regen. Eis und Schnee gehören an der Küste zu den Seltenheiten, nur in den Gebirgen bleibt er bis zum Mai.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist es, daß in Dalmatien das Barometer bei Süd und Südost nur schwer fällt, wenn sie nicht anhalten, oder durch den Zusammenstoß mit andern Winden Stürme erzeugen.

Quarnero und **Quarnerolo**, der große und kleine Quarner, der Meerbusen zwischen der Halbinsel Istrien und der kroatischen Küste, der sinus flanaticus der Alten. Eigentlich heißt der 30 Miglien lange und 8 Miglien breite Canal zwischen den Inseln Arbe, Pago, Cherso und Lussin Quarnerolo, und Quarnero nur der Meeresstrich zwischen der Ostküste Istriens, dem ehemaligen ungarischen, jetzt kroatischen Littorale und der Insel Veglia; aber häufig bezeichnet man auch den ganzen Meerbusen, zu welchem außer den angeführten Theilen noch der 68 Miglien lange und 3 Miglien breite Canale della Morlacca zwischen dem Festland und den Inseln Veglia, Arbe und Pago gehört, mit dem Namen Quarnero. Die Bedeutung dieses Namens ist noch zweifelhaft. Die Venetianer deuteten ihn carnivoro, der „Fleischfressende", weil ihnen der Golf durch seine häufigen und gefährlichen Stürme viele Schiffe und Leute kostete. Wahrscheinlich ist jedoch das Wort eines Ursprungs mit Kärnten, Karst u. a., und stammt von der alten, vielleicht keltischen Wurzel Kar her, welche Stein, Fels bedeutete, und in den jetzigen europäischen Sprachen verloren gegangen ist. Jedenfalls hängt damit das armenische Kar, Fels, Schlucht, das lettische Kalus, lithauisch Kalnas, Berg, und das südslavische Kras und Krš, spitzer Fels, steiniger Ort, Stein, zusammen.

Lussin-piccolo, Klein-Lussin, auf der Insel Lussin oder Lossin, welche einst durch einen kleinen Isthmus, der jetzt durchstochen und in die Meerenge la Cavanella verwandelt worden ist, mit der Insel Cherso zusammenhing, und mit dieser vereinigt die längste aller Inseln im adriatischen Meere bildete. Die Stadt ist durch ihre prächtige, amphiteatralische Lage und ihren herrlichen Hafen, Valle d'Agosto genannt, bemerkenswerth, zählt 1200 geräumige, hübsche Häuser und 5000 meist wohlhabende Einwohner, welche ihren Reichthum der sehr blühenden Küstenschifffahrt und der großen Anzahl Hochseefahrer verdanken. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war Lussin-piccolo ein elender Ort mit 200 schlecht gebauten Häusern und kaum 1000 Einwohnern, welche theils von Fischfang lebten, theils in Barken Brennholz von der Insel Cherso nach Venedig fuhren. Da kam Dr. Bernardo Cap-

poni, welcher, aus einer italienischen Familie in Istrien entsprossen, eben erst seine Studien vollendet hatte, als Arzt hin. Scharfsinnig und höherdenkend wie er war, entdeckte er in den Bewohnern die größten Anlagen zur weiten Schifffahrt, weil sie Mäßigkeit und Liebe zu anstrengender Arbeit mit Rechtschaffenheit und Treue verbanden. Er faßte daher den Vorsatz, auf diesem Wege die Lage der Bevölkerung zu verbessern, und strebte mit allen seinen Kräften nach der Verwirklichung seines Planes. Seine Rathschläge, sein Bemühen und sein unermüdlicher Eifer drangen allmälig durch, seine Beredsamkeit verschaffte in Triest Credit zum Bau einiger Hochbordschiffe, deren erste Reisen über das adriatische Meer hinaus so außerordentlich gewinnbringend ausschlugen, daß das Beispiel Nachahmung erweckte, und nach und nach wurde Lussin ein Mittelpunkt von Hochseefahrern. Später eröffnete Capponi unter seiner Leitung eine Seeassecuranz, und veranlaßte zwei junge Priester, die Brüder Don Giovanni und Don Stefano Vidulich, italienische Schulen zu besuchen, um die Jugend von Lussin in Mathematik und Sprachen unterrichten zu können. Nach einigen Jahren besaßen die Lussignaner, begünstigt durch die Zeitumstände, über 100 Hochbordschiffe, die bis nach Amerika fuhren, und jetzt zählt der Ort schon 150, welche 1847 gegen zwei Millionen Gulden eintrugen. Durch die pünktliche Erfüllung ihrer Verpflichtungen erwarben sich die Bewohner von Lussin überall im Ausland Ruf und Credit, und viele der reichgewordenen Familien sind bereits in die Haupthandelsplätze des adriatischen Meeres übergesiedelt.

Quellen: Il Mare Adriatico dal D. G. Menis. Zara 1848.
Erinnerungen einer malerischen Reise in dem österreichischen Küstenlande von A. Selb und A. Tischbein mit Text von Dr. P. Kandler. Triest.
Istria dal Dr. Pietro Kandler I. 255.

Einige Tage in Zara.

Zara (lat. Jadera, sl. Zadar), die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises und der ganzen Provinz, liegt unter 44° 2′ 55″ nördl. Breite und 32° 49′ 17″ östl. Länge in Gestalt eines Ovals auf einer schmalen Halbinsel, welche von den Venetianern aus strategischen Zwecken durchstochen und so zur Insel gemacht wurde. Die Stadt hat 1050 Häuser mit circa 9000 Einwohnern, über eine Miglie im Umfang, 2 große (Porta marina und P. di terra ferma) und 2 kleine Thore. Regelmäßige Festungsmauern mit 9 Bastionen und 2 Thürmen umschließen sie, ein 1409 von den Venetianern erbautes Fort, ein 1657 gleichfalls von den Venetianern errichtetes Hornwerk mit tiefem Graben, und ein entfernteres, von den Oesterreichern 1828 und 1829 angelegtes Außenwerk, welches in Friedenszeiten als Pulvermagazin dient, schützen die Landseite. Die Straßen sind gerade und gequadert, aber eng, die Plätze klein, aber mit Steinplatten belegt. An der piazza de' Signori, dem 150 Fuß langen und 100 Fuß breiten „Herrenplatze" steht die schöne Loggia, eine kleine Säulenhalle, in welcher jetzt Auctionen abgehalten werden, und aus welcher früher den Bewohnern Zara's die Gesetze verkündigt und die Gerichtsurtheile vorgelesen wurden. Auf der piazza delle erbe, dem Gemüsemarkte, in dessen Nähe sich die griechische Kirche S. Elia und bei dieser der Palast des griechischen Bischofs befindet, steht, das Fußgestell tief unter der Erde vergraben, eine altrömische Säule, welche unter der venetianischen Herrschaft als Pranger benutzt wurde. Eine andere, auf der piazza di S. Simeone, vor dem Palaste des Gouverneurs, der Residenz der venetianischen Generalprovveditoren von Dalmatien, trug die Standarte von S. Marco.

Beide wurden an der Kirche S. Elia ausgegraben, und gehörten laut der Inschrift auf einer eben dort gefundenen Marmortafel zu dem prächtigen Tempel der Livia Augusta, der Gemalin des Kaisers Augustus, welche bei ihrem Tode als Juno Augusta unter die Götter versetzt worden war. S. Donato, der Bischof seiner Vaterstadt im 9. Jahrhundert, soll in christlichem Eifer den heidnischen Tempel zerstört und die Trümmer zum Bau der Kirche S. Trinità benutzt haben, welche später den Namen ihres Gründers trug und 1809 geschlossen wurde.

Die Häuser sind von Stein, zeichnen sich aber äußerlich nirgends durch kunstvolle Architektur aus. Ebensowenig die Kirchen, deren Zahl sehr groß ist. Die bemerkenswerthesten derselben sind:

Die Kathedrale von S. Anastasia im altbyzantinischen Styl. Heinrich Dandolo soll sie mit Hilfe der französischen Kreuzfahrer im Winter 1202 erbaut haben, um sich von dem Bannfluch zu befreien, welchen der Pabst wegen der Eroberung und Zerstörung Zara's über ihn ausgesprochen hatte. Die Kirche hat schöne Altäre aus verschiedenem Marmor, sehr viele Reliquien, welche Farlati ausführlich beschrieben hat, und in der Sakristei ein geschätztes Bild von Tintoretto. Die Schutzheilige der Kirche und Erzdiöcese, S. Anastasia, Tochter des Pretestatus und der Fausta, einer Christin gewordenen Römerin, hatte den heil. Grisogonus zum Lehrer, viel von ihrem Manne, einem Heiden, zu leiden, und gab sich nach dessen Tode ganz einem apostolischen Wirken hin. Von Land zu Land ziehend, tröstete sie überall die Leidenden, ermuthigte die Gläubigen und unterstützte die Armen, bis sie in Syrmien angeklagt und gefangen gesetzt, und nach verschiedenen erfolglosen Versuchen, sie durch Hunger und Wasser zu tödten, auf die Insel Palmaria verwiesen und dort dem Scheiterhaufen übergeben wurde. Ihre Asche, welche eine fromme Frau gesammelt hatte, kam im 5. Jahrhundert nach Byzanz, und wurde vom Kaiser Nicephorus dem als Gesandten bei ihm verweilenden Bischof von Zara, S. Donata, zum Geschenk gemacht. Dieser brachte sie in die Kirche S. Pietro maggiore, welche seitdem den Namen der heil. Anastasia führte. Der 15. Januar wurde der Heiligen in Zara als Festtag bestimmt.

Die Kirche von S. Grisogono, des Schutzheiligen von Zara, dessen Bild die Zaratiner zum Wappen ihrer Stadt nahmen, unter dessen Auspicien sie, wie eine Inschrift an der Kirche besagt, 1298

die Mauern ihrer Stadt wieder bauten, auf dessen Reliquien sie die feierlichsten Eide, wie am 8. Juli 1384 den der Treue gegen die Königinen Elisabeth und Maria von Ungarn, leisteten, bei dessen Feste sie allen wegen gewisser Verschuldungen Ausgewiesenen erlaubten, 7 Tage lang ungehindert die Stadt zu betreten, und dem sie endlich 1631 einen kostbaren Altar für die Befreiung von der Pest gelobten, ist die älteste der noch bestehenden Kirchen. Hier wurde, man weiß nicht wie noch wann, der Körper des Heiligen hergebracht und versteckt, um ihn nicht zu verlieren, hier auch die Leiche der 1386 in Novegradi verschiedenen Königin Elisabeth beigesetzt, ehe sie am 16. Januar 1389 in Begleitung dreier Zaratiner Nobili nach Ungarn abging, hier auch Marino Giorgi, der einzige venetianische General-Provveditore von Dalmatien, welcher während seiner Amtszeit am 11. Oktober 1675 in Zara starb, begraben, und durch ein Denkmal geehrt.

Die Kirche von S. Simeone mit dem heiligen Körper desselben. Im J. 1213 oder 1273 wurde nämlich ein venetianischer Pilgrim auf der Rückkehr aus Syrien vom Sturm nach Zara verschlagen, erkrankte, begab sich in ein Mönchshospiz außerhalb der Stadt und starb, eine Kiste hinterlassend, in welcher, wie er sagte, die Leiche seines Bruders wäre, die er im Vaterlande begraben wollte. Nach seinem Tode fand es sich, was in der Kiste sei, und die Mönche wollten heimlich ihre Kirche mit dem heil. Körper bereichern. Aber ein Traum verrieth es den 3 Rettoren, und die Reliquie wurde nach S. Maria maggiore gebracht und 1632 in der S. Simeone geweihten Kirche beigesetzt. Ein anderes Wunder veranlaßte die Schenkung der Arche, in welcher er dort ruht. Königin Elisabeth, die Gemalin des Königs Ludwig von Ungarn, welche S. Simeone besonders verehrte, hatte unbemerkt einen Finger entwendet, konnte jedoch aus Gewissensangst die Kirche nicht verlassen, ohne ihn zurückgegeben zu haben, und bemerkte, wie sie das thun will, da, wo sie ihn im Busen verborgen, eine große Wunde. Bestürzt wandte sie sich an den Heiligen, wurde augenblicklich gesund und gelobte ihm nun eine silberne Arche, mit deren Herstellung sie 5 Nobili aus Zara beauftragte. Der Goldarbeiter Francesco di Antonio aus Mailand unternahm am 5. Juli 1377 die Arbeit und vollendete sie in 3 Jahren. Ganz von Silber, reich vergoldet, mit lauter Darstellungen aus dem Leben des Heiligen,

wird sie auf 28.000 Dukaten geschätzt. Die Zaratiner fügten noch vier große silberne Engel als Träger des Sarges hinzu, aber bei Gelegenheit der Steuer von 30.000 Goldbukaten, welche die Stadt 1390 an König Sigismund zahlen mußte, theilten sie das Schicksal vieler andern Kostbarkeiten, und wurden später durch 4 andere ersetzt, von denen 2 aus Stein, 2 aus Bronze sind, letztere ein Geschenk Venedigs und 1647 aus dem Metall der im Türkenkriege eroberten Kanonen gegossen.

Die Kirche des Nonnenklosters von S. Maria, welches Cika, die Schwester König Krešimir Petar's von Croatien und Dalmatien gründete und dieser 1066 bestätigte, hat die schönsten Bilder Zara's von Tizian, Schiavone und den beiden Palma's.

Die Kirche des von S. Francesco selbst gestifteten Franziskaner-klosters, welche Erzbischof Lorenzo Periandro 1282 weihte, besitzt dagegen ein Meisterwerk von Holzschnitzkunst in den Chorstühlen, die Meister Giovanni aus borgo Santo-sepolchro in Venedig im Jahre 1394 für 456 Goldbukaten angefertigt hatte.

Zara, 1145 vom Papst Eugen III. zum Sitz eines Erzbisthums erhoben, welches Adrian IV. 1155 unter den Patriarchen von Grado stellte, wurde durch ein Dukal desselben Jahres (vom 22. März 1145) als Haupt- und Residenzstadt von ganz Dalmatien bestätigt, und ist noch jetzt der Sitz aller höchsten Civil- und Militärbehörden der Provinz, des griechischen Bischofs (seit 1840), und des Kreishauptmanns. Es besitzt ein Seminar für Priester und ein Gymnasium, eine Hebammen-Lehranstalt, eine Haupt- und zwei Mädchenschulen, ein Gebär-, Findel- und Waisenhaus, ein Militär- und Civilhospital, ein National- und Privatmuseum, eine Ackerbaugesellschaft, ein Casino und ein Theater. Der Handel ist unbedeutend, die Industrie beschränkt sich auf die Bereitung des berühmten Maraschino.

Zara ist die einzige noch übrige Stadt des alten Liburniens, dessen Hauptstadt es war, und hieß Jadesia, Jadesta, nach Scylax auch Idassa, später Jadera. Ob dieser Name, wie Porphyrogenitus will, aus „Jam erat“ in Bezug auf das Alter der Stadt entstanden, oder vielmehr mit Adria, Ardia, Ardiei zusammenhängt, und ob der slavische Name, wie Bajamonti behauptet, vom Adverbium zada, hinten, herkömmt, weil Zara hinter drei Reihen von Inseln liegt, lasse ich dahingestellt sein. Einer Inschrift nach wurde Octavianus Augustus

der Gründer einer römischen Colonie in Jadera, vielleicht um die Stadt für ihren thätigen Antheil zur Unterstützung Cäsars im Pharsalischen Kriege zu belohnen. Spätere Kaiser erwarben sich den Dank der Colonie, welchen sie durch Medaillen aussprach, und Trajan versah sie mit einer Wasserleitung, deren Trümmer man noch sieht. Als Ein- und Ausschiffeplatz für alle nach Italien oder Illyrien Reisenden, und durch gute Landstraßen mit den Hauptstädten der ganzen Küste in Verbindung, wurde Jadera reich und blühend. Es blieb unberührt von den Völkerzügen, welche das übrige Dalmatien verheerten, und gehörte nach manchem Herrschaftswechsel seit 553 wieder zum byzantinischen Reiche. Die Chrvaten verschonten zwar die Stadt, welche nach der Zerstörung Salonas die wichtigste Stadt der Dalmatia romana wurde, nahmen aber deren ganzes Gebiet und die nahen Inseln in Besitz, und fingen bald an zu Land und Meer lästig zu werden. Da der Kaiser Nicephorus die Zaratiner nicht schützen konnte, schickten sie 806 ihren Herzog Paolo und den Bischof S. Donato zu Karl dem Großen, um sich ihm zu unterwerfen; aber der Friede zwischen dem fränkischen und griechischen Kaiser gab sie schon 810 der griechischen Herrschaft zurück. Als die Verhältnisse der byzantinischen Kaiser immer verwickelter wurden, erklärte sich Zara 827 gleich den andern römisch-dalmatischen Städten für unabhängig, und blieb es, bis es von den Slaven gedrängt, 868 von Neuem den Schutz des Kaisers Basilius nachsuchen mußte. Ein jährlicher Tribut von 110 Lire beruhigte die Slaven eine Zeit lang, aber bald trieben sie ihre Räubereien zur See ärger als vorher, und nöthigten Zara wiederholt, sich an Venedig um Hilfe zu wenden. Der Doge Orso I. Participazio siegte, aber sein zweiter Nachfolger Pietro I. Candiano verlor in der Seeschlacht beim Vorgebirge Micolo, jetzt Puntamica bei Zara, am 18. Sept. 887 Sieg und Leben, und erst dem Pietro II. Orseolo gelang es, die slavischen Piraten 997 für immer unschädlich zu machen. Er wurde mit Jubel in Zara aufgenommen, empfing den Eid der Treue und versprach Venedigs Schutz. Aber obgleich der Doge Ottone Orseolo 1018 den König Krešimir von Croatien, welcher Zara belagerte, schlug und zwang, die Stadt in Ruhe zu lassen, mußte Letztere doch schon 1052 den König Krešimir Petar, den Sohn einer Zaratinerin Venedega, welcher zuerst den Königstitel von Dalmatien annahm, als Oberherrn anerkennen. Seitdem stand Zara bald unter

den croatischen Königen, bald unter Venedig, oft unter Beiden zugleich. Als König Koloman von Ungarn 1102 in Belgrado zum König von Croatien und Dalmatien gekrönt worden war, belagerte er Zara 1105, welches sich anfangs tapfer vertheidigte, und dann durch Vermittlung des frommen Bischofs von Traù, S. Giovanni Orsini, auf günstige Bedingungen ergab. Der Doge Ordelafo Falier gewann 1116 Zara wieder, verlor aber 1117 in der unglücklichen Schlacht gegen die Ungarn nahe bei Zara das Leben, und der in Folge dessen geschlossene Waffenstillstand zwischen Ungarn und Venedig überließ es Zara, sich unter venetianischer Hoheit selbst zu regieren. 1181 unterwarf sich jedoch die Stadt freiweilig dem König Bela III. von Ungarn, vertrieb den venetianischen Rettore Domenico Morosini, und zog sich dadurch 1188 eine hartnäckige Belagerung Seitens der Venetianer zu. Die Zaratiner, von Bela unterstützt, vertheidigten sich so kräftig, daß die Venetianer einen zweijährigen Waffenstillstand schloßen, diesen auf weitere zwei Jahre verlängerten, als sie bald nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten am 19. Mai 1190 beim Vorgebirge Trani geschlagen wurden, und endlich die Belagerung ganz aufgaben. Erst 1202 nahm der Doge Enrico Dandolo mit Hilfe der französischen Kreuzritter Zara wieder und zerstörte es. Venedig begnügte sich anfangs mit dem Schutzrechte, empfing einen leichten Tribut in Kaninchenfellen, sandte einen Nobile als Rettore, und erhielt an den Hauptfesten die sogenannten Laudi gesungen; aber nach einem neuen, mißlungenen Aufstandsversuche 1244 legte es der Stadt so harte Bedingungen auf, daß die Zaratiner 1311 bei der ersten Gelegenheit, welche die Verschwörung des Bajamonte Tiepolo darbot, die venetianische Besatzung aus dem Castell verjagten, anstatt des Conte Michele Morosini, welcher in Mönchskleidern die Stadt verließ, den Mladino di Bribir, Sohn und Nachfolger des Paolo, Ban's von Dalmatien, zum Rettore der Stadt erwählten, und sich unter Ungarns Schutz stellten. König Karl von Ungarn bestätigte am 12. Okt. 1311 alle früheren Rechte und Vorrechte Zara's. Eine venetianische Flotte unter Belletto Giustiniani kam, Zara wiederzuerobern. Die Zaratiner schlichen sich 1312 in einer dunklen Nacht mit kleinen Schiffen heran, eroberten das Admiralsschiff, und nahmen den Giustiniani, welcher erkrankt war, als Gefangenen mit in die Stadt, wo er im Kerker starb. Venedig sandte 1313 eine neue Flotte und eine Anzahl katalonischer Soldtruppen unter der Füh-

rung ihres Landsmanns Bomgaon, um Zara zu Lande einzuschließen. Aber Leone Mladin zog herbei, gewann die Katalonier, welche nach ihrer dreimonatlichen Capitulationszeit zu ihm übergingen, und vermittelte nun im Sept. 1313 den Frieden zu sehr günstigen Bedingungen für Zara. Als König Ludwig von Ungarn 1345 nach Dalmatien kam, sandte Zara Gesandte an ihn, und Venedig, argwöhnisch darüber, schickte den Marco Giustiniani mit einer Landmacht und Flotte, um von Zara Schleifung der Mauern, das Besatzungsrecht und die Verwaltung der Stadt durch den Conte allein zu verlangen. Zara weigerte sich, wurde wiederum belagert, und rief König Ludwig um Hilfe an. Aber das erste ungarische Hilfsheer zog sich, wie man glaubt bestochen, ohne Angriff zurück, ein zweites unter dem König selbst kehrte nach dem Mißlingen des ersten gemeinschaftlichen Angriffs der Ungarn und Zaratiner gegen die Venetianer am 1. Juli 1346 um, und Ludwig schloß einen neunjährigen Waffenstillstand ab, so daß die Zaratiner, nachdem sie eine 16-monatliche Belagerung heldenmüthig ausgehalten, am 21. Dezember sich aus Mangel an Lebensmitteln ergaben und hart für ihren Widerstand büßen mußten, welcher der Republik drei Millionen Dukaten gekostet hatte. In der Nacht des 13. September 1357 wurde Zara von den Ungarn wieder erobert, und in dem am 18. Februar 1358 in Zara geschlossenen Frieden von Venedig abgetreten. Herzog Karl v. Durazzo regierte Dalmatien im Namen des Königs Ludwig, und seine älteste Tochter Giovanna, die spätere Königin Giovanna II. von Neapel, wurde am 25. Juni 1373 in Zara geboren. Während des Krieges zwischen Ungarn, Genua und Venedig lief die Flotte der Genuesen 1378 und 1379 mehrmals im Hafen von Zara ein, welches damals so blühend war, daß in öffentlichen Dokumenten die Venetianer nie anders als „i nostri emuli“ (unsere Rivalen) genannt wurden. Bei dem Congreß von Turin, wo im August 1381 der Friede berathen wurde, waren zwei Zaratiner: Giacomo de' Raduchis und Paolo de' Giorgi die Abgesandten des Königs. Als Ludwig 1382 gestorben war, kam seine Witwe, die Königin Elisabeth mit ihren beiden Töchtern und vielem Gefolge (am 24. Okt. 1383) nach Zara und dieses schwor ihnen am 8. Juli 1384 Treue. Gleichwohl gab es auch in Zara Anhänger des König Karl, und König Sigismund strafte die Stadt dafür mit der Zahlung von 40.000 Dukaten. Diese Härte bewirkte, daß die Zaratiner die

Ersten waren, welche 1401 die Partei des König Ladislaus von Neapel ergriffen. Ladislaus kam am 19. Juli 1403 selbst nach Zara, ließ sich am 2. Aug. hier zum König krönen, und blieb bis zum November dort. Der ihm besonders ergebenen Familie Matafarri schenkte er die Inseln Curzola, Lesina, Lissa und Brazza, welche er jedoch bald darauf dem Hervoja überlassen mußte, so daß die Matafarri blos die Urkunde der Schenkung behielten. Zara war 1406 der letzte Besitz des Ladislaus in Dalmatien, und am 9. Juni 1409 verkaufte er es für 100.000 Dukaten an die Venetianer, welche es am 31. Juli in Besitz nahmen. Seitdem blieb Zara, welches bis dahin neun Aufstände gemacht, um nicht unter Venedig zu stehen, unverändert treu bei der Republik, bis diese fiel. Es wurde von den Venetianern besser befestigt, vielfach verschönert und behielt seine Gesetze, das statuto, welches seit dem 1. Dezember 1305 als Richtschnur galt, 1558 Reformen erhielt und 1564 gedruckt wurde. Die Regierung war rein aristokratisch. Der Adel, corpo nobile, welcher 1553 aus 17 Familien bestand, bildete den großen Rath, und dieser wählte den kleinen, der unter dem Vorsitz des Conte die Executivgewalt ausübte. Die Bürgerschaft, corpo civico, bestand aus den eigentlichen Bürgern, den Mitgliedern der Scuola di S. Giacomo, welche zwar schon 1407 errichtet, aber erst am 24. März 1458 neu geregelt wurde, und dem niederen Volke. Die beiden ersten Klassen konnten die Familien, welche sie dessen würdig erachteten, in sich aufnehmen, und wählten Oberhäupter, welche beim Adel Räthe, beim Bürgerstande Prokuratoren hießen. Der Adel machte die „Gemeinde" (communità) aus, der Bürgerstand vertrat das Volk und nannte sich deßhalb „Gesammtheit der Bürger und des Volkes" (università de' cittadini e popolo), welche vom venetianischen Senat den Titel „fedelissima" (allergetreueste) erhielt. Jeder der beiden Stände hatte seine besonderen Obliegenheiten und Vorrechte, viele der städtischen Aemter wurden aber von Beiden abwechselnd verwaltet. Dies Verhältniß dauerte bis 1806, wo mit der neuen Communal-Verfassung Patrizier- und Bürgerstand aufhörte. Nur die Einkünfte des Bürgerstandes, welche ihm Giovanni Giovini durch Testament vom 1. Sept. 1569 zum Unterhalt armer junger Stundenten und zur Ausstattung armer tugendhafter Mädchen aus dem Bürgerstand hinterließ, und welche bei der Auflösung des Letztern eingezogen wurden, sind 1834 ihrer Bestimmung zurückgegeben worden.

Seit dem Jahre 1500 hatte Zara viel von den Türken zu leiden. Am 30. Juni 1499 waren sie zum ersten Male auf dem Gebiete der Stadt erschienen und wiederholten seitdem in jedem Feldzuge ihre Plünderungszüge bis zu den Thoren der Stadt. 1570 versuchten sie selbst Zara durch List zu überrumpeln, aber vergeblich; Gefechte fanden oft unmittelbar vor den Mauern statt. Zara trug mit Geld und Leuten zur endlichen Vertreibung der Türken bei, zählte aber schon 1553 von den 280 Dörfern seines Gebietes nur 85 bewohnte, und verlor seine ganzen Oelbäume, welche den Besitzern bis 25.000 Dukaten jährlich Einkünfte getragen hatten. Während es oft über 20.000 Einwohner gehabt, hatte es nach einem Bericht des General-Provveditore von Dalmatien, Antonio Barbaro, am 1. Januar 1672 nur 3300, und auf dem ganzen Gebiet nur 8700 Seelen. Als Venedig den 12. Mai 1797 fiel, beschloßen die Zaratiner einstimmig, sich Oesterreich zu unterwerfen, und sandten am 24. Juni eine Deputation zu diesem Zwecke ab. Am 1. Juli schon rückten die Oesterreicher in Zara ein, und die Fahnen der Republik wurden unter Thränen und Küssen auf dem Hochaltar der Kathedrale niedergelegt; am 2. Juli wurde der Eid der Treue geleistet, und am 9. verließ der letzte venetianische General-Provveditore, Andrea Querini, welcher trotz der im übrigen Dalmatien herrschenden Anarchie die Ruhe in Zara aufrecht erhalten, die Stadt. Im Frieden zu Preßburg kam Zara und ganz Dalmatien zu Frankreich, und am 17. Februar 1806 rückte General Molitor in die Stadt ein. 1809 im Juli wurde es zu Land und zu Wasser von den Oesterreichern blokirt, nach dem Frieden von Wien (14. Okt. 1809) zum französischen Illyrien geschlagen, und 1813 am 9. Dezember nach einer vierwöchentlichen Belagerung durch die österreichischen und englischen Truppen wiederum von den Oesterreichern besetzt.

Francesco Graf Borelli, aus der edlen Bologneser Familie, welche 1752 von Venedig mit der Herrschaft Vrana belehnt wurde und sich noch im Besitz derselben befindet, ist der Verfasser von „Considerazioni sulle presenti convenienze Doganali della Dalmazia. Zara 1851.“ und „Discorsi sull' Economia rurale in Dalmazia e particolarmente nel distretto di Zara, di Biazio Barone di Ghetaldi e di Francesco Conte di Borelli. Zara 1850.“

Das Nationalmuseum, welches dem Gouverneur von Lilienberg seine Entstehung verdankt und sich im Gymnasium befindet, ist ebenso

wie das Privatmuseum Pellegrini vom Geheimrath Neigebaur in seinen „Südslaven" (Leipzig 1851) pag. 185 ausführlich beschrieben worden. Ueberhaupt enthält dieses Buch Alles, was Dalmatien in Bezug auf Archäologie Interessantes aufzuweisen hat.

Die Wälle von Zara sind meist mit Bäumen bepflanzt, gewähren in den Belvederes schöne Fernsichten auf das Meer und die Inseln, und werden auf drei Seiten vom Meere umspült. Einen Theil derselben hat der Gouverneur Baron von Welden 1829 zur Anlegung des öffentlichen Gartens, **giardino pubblico**, benutzt, welcher, reich an Schatten und Aussicht, der beliebteste Vergnügungsort der Zaratiner ist, und nicht nur ein Café und einen Eiskeller, sondern auch eine kleine Sammlung Alterthümer enthält, welche Neigebaur in seinen schon angeführten „Südslaven" (pag. 188) ebenfalls näher beschrieben hat. Auf einem kleinen künstlich aufgeworfenen Erdhügel wurde das Denkmal des Generals aus freiwilligen Beiträgen errichtet.

Fünf Brunnen, cinque pozzi, heißt die große öffentliche Cisterne nahe dem S. Simeonsplatze, welche zu den Merkwürdigkeiten Dalmatiens gehört. Sie hat fünf Brunnen, daher ihr Name, und rührt aus der Zeit des General-Provveditore von Dalmatien, Luigi Grimani, her, welcher am 26. September 1574 Zara verließ und sein Generalat noch durch mehrere andere große Bauten, wie die Bastionen der Citadelle und der heil. Marcella in Zara verewigt hat. Ein großes unterirdisches Gewölbe, dessen Ursprung man nicht kennt, dient als Behälter von 40.000 Barile Wasser und nimmt nicht nur alles Regenwasser auf, welches aus den Gossen der ganzen Stadt abläuft, sondern wird auch durch eine am 19. Mai 1838 vollendete Wasserleitung gefüllt, welche in steinernen Röhren Quellwasser 3 Miglien weit aus dem Orte Cerno in die Stadt führt. So ist allem Wassermangel vorgebeugt, welcher es schon mehrmals, wie in den Jahren 1828 und 1834, nöthig machte, Wasser in Barken aus der 45 Miglien entfernten Kerka zu holen.

Dr. Francesco Lanza aus Spalato, wo er jetzt Professor am Gymnasium ist. Sein Vater Carlo Lanza aus Roccasena in Italien, ein bedeutender Arzt, dem in Pavia sowohl wie in Padua ein Lehrstuhl angeboten wurde, und dessen medizinische Abhandlung „**Dell azione dei rimedii nel corpo umano, ossia saggio di un nuovo sistema di medicina**" selbst vom berühmten Antonio Scarpa großes

Lob erhielt, kam als Oberarzt mit den französischen Truppen nach Dalmatien und blieb in Spalato, wo er sich ganz dem Studium der Alterthümer widmete. Er stiftete 1818 das Museum, dessen Direktor er wurde, erhielt seiner bedeutenden archäologischen Kenntnisse wegen die Leitung der Ausgrabungen von Salona, und starb in Spalato. Francesco studirte Medizin, und kam als Kreisphysikus nach Fort Opus und einigen andern Orten, gab aber seine Stellung auf, um ganz seiner Vorliebe für die Naturwissenschaften und Alterthumskunde zu leben, übernahm dann eine Professur in Zara, wurde zugleich Direktor des dortigen Nationalmuseums und 1852 als Professor nach Spalato versetzt. Mitglied vieler gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften, verfaßte er nicht nur zahlreiche medizinische, archäologische und naturhistorische Abhandlungen in Zeitschriften und akademischen Annalen, sondern auch 16 größere oder kleinere wissenschaftliche Werke, von denen 9 bereits erschienen:

In Cyanuretum rubrum, inquisitiones chemico-pharmacologicae. Ticini Regii 1831.

Relazione nosografica statistica sulla epidemia colerosa, che invase la Dalmazia nell' anno 1836. Trieste 1838.

Saggio storico statistico medico sopra l' antica Narona e lo stato presente del suo territorio. Bologna 1842.

Antiche lapidi salonitane inedite illustrate. Spalato 1848. (2. Aufl. Zara 1850.)

l' Agronomo raccoglitore: Giornale ebdomadario di economia rurale. Zara 1850.

Sulla Topografia e scavi di Salona dell' ab. F. Carrara: Confutatione. Trieste 1850. und die für Gymnasien bearbeiteten

Elementi di storia naturale, di Mineralogia und di Zoologia. Trieste 1851. 1852. und Vienna 1855.

und 7 theils unter der Presse, theils noch zu drucken sind:

Dell' antico palazzo di Diocleziano in Spalato. Trieste 1855.

Monumenti salonitani inediti illustrati. Vienna.

Discorsi critici sulle antiche storie degl' Illirici, dei Dalmati e dei Liburni (Zagabria).

Trattato di agricoltura teorico-pratico.

Antiche lapidi Jadertine illustrate.

Miscellanea di opuscoli diversi inediti relative alla Dalmazia.

Zemonico kam als Mitgift einer edlen Zaratinerin aus dem Hause Soppe an die venetianische Patrizierfamilie Venier, welche es bis 1571 besaß, wo die Türken es durch Verrath eines Factors wegnahmen. Es war in sehr alter Zeit als Vormauer der Stadt und zum Schutz des Gebietes erbaut worden, und mit Thürmen, Gräben und allen zur Vertheidigung nöthigen Werken versehen. Außerdem stand eine ziemlich beträchtliche Cavalleriegarnison unter einem edlen Zaratiner mit dem Titel Capitano darin. Die Türken hielten Zemonico der Lage wegen, nur 8 Miglien von Zara, außerordentlich hoch, bevölkerten es, errichteten eine Moschee und hatten gewöhnlich 1300 Mann Besatzung darin, indem sie sagten: wie die Mücke im Rüssel des Elephanten im Stande sei, ihn zuletzt zu Boden zu werfen, so müsse von Zemonico aus Zara fallen. Aber kaum war Leonardo Foscolo als General nach Zara gekommen, so sandte er am 19. März 1647 den Provveditore der Cavallerie, Marcantonio Pisani, mit 5000 Mann gegen Zemonico. Es fiel noch an demselben Tage, 700 Türken wurden getödtet und 200 gefangen genommen und die Befestigungen sämmtlich geschleift.

Velebit, der einzige Zweig der Julischen Alpen, welcher in Dalmatien ist und dieses von Croatien trennt, fängt bei Knin an und endigt bei Segna am Meere. Seine höchsten Gipfel sind der Montesanto 5405 Wiener Fuß und der Paklenizza 5192 Fuß hoch.

Ugliano (slav. Ugljan und Ottoch) auch Lissa und S. Michele genannt, und der in derselben Richtung liegende Scoglio Pasman bilden wie mit dem Festland den Canal di Zara und di Pasman, so mit den ihnen parallellaufenden äußern Inseln Grossa oder Lunga und Incoronata den 27 Miglien langen und 4½ Miglien breiten Canal di mezzo, in welchem viele kleinere Scoglien liegen. Alle diese Inseln, welche zum Theil unbewohnt sind, heißen Scogli di Zara, und gehören zu den Trucones der Römer. Obgleich sie viele gute Ankerplätze und Buchten haben, in denen selbst die größten Schiffe sicheres Unterkommen finden, so ist doch die Schifffahrt in ihrer Nähe, besonders im Canal di mezzo, wegen der häufigen unterseeischen Felsenriffe, der Untiefen und Strömungen äußerst gefährlich.

Castell von S. Michele, so genannt von einer darin befindlichen Kirche des heil. Michael, mit welcher vor Zeiten eine Abtei von Mönchen verbunden war, wurde von den Venetianern 1203 errichtet

und mit einer Besatzung belegt, um die Zaratiner im Zaum zu halten, welche bei der Zerstörung ihrer Stadt 1202 auf die nahen Inseln geflüchtet waren, und von dort aus bald nach dem Abzug der feindlichen Flotte (am 7. April 1203) ihre Rache an den einzelnen venetianischen Schiffen auszulassen suchten, deren sie sich im Canal bemächtigen konnten. Schon 1204 griffen die Zaratiner das Castell unerwartet an, eroberten und zerstörten es. Später wurde es wieder hergestellt, und in den Jahren 1366 und 1373 findet man noch urkundlich der Geldsummen erwähnt, welche König Ludwig von Ungarn und die Stadt für den Wiederaufbau und die Befestigung desselben verausgabten. Die hohe Lage machte es in Kriegszeiten zu einem wichtigen Punkt für die Ueberwachung des Canals, und es erhielt dann Wache und Posten; aber in ruhigen Zeiten blieb es ohne Besatzung. Dies benutzten 1613 die Uskoken, um es heimlich in Besitz zu nehmen, in der Eile mit allem Nöthigen zu versehen, und von dort aus ihre Gefährten durch Signale von den Handelsschiffen, welche auf dem Meere sichtbar wurden, zu benachrichtigen, oder von der Annäherung der venetianischen Küstenwachtschiffe zu warnen, und gelegentlich Raubzüge, wie gegen Rasanze und andere Dörfer des Gebietes von Zara zu unternehmen. Als sie aber kund wurden, daß die Venetianer Vorbereitungen zu ihrer Vertreibung träfen, verließen sie des Nachts heimlich das Castell. Dieses diente in neuerer Zeit als Telegraph, welcher mit einem andern auf dem Thurm von Zara korrespondirte.

Die Abtei von S. Michele besaß viele Ländereien in der Nähe, und der letzte Abt Muzio Calini wollte, als er Erzbischof von Zara wurde, mit den Einkünften ein Seminar stiften, aber seine Versetzung hinderte ihn daran und sein Nachfolger Andrea Minucci schenkte sie dem Kapitel der Kathedrale mit der Verpflichtung, einen Lehrer für die Cleriker zu halten. Indeß Papst Pius V. erklärte diese Schenkung für nichtig, und gab sie den Dominikanern in Zara für die allgemeine Schule, und so kamen sie bei der Aufhebung des Klosters mit zu den Fonds für den öffentlichen Unterricht.

Serdar, ein dem Türkischen entlehntes Wort, bezeichnete in Dalmatien früher einen Capitän der sogenannten „**forza territoriale**“ (Landmacht) in den innern Distrikten. Diese Landmacht war schon von der Republik eingerichtet worden, um im Nothfall ohne Kosten die ganze Landbevölkerung in ihren Waffen und Kleidern aufrufen

zu können. Sie beschränkte sich Anfangs auf die Kraine, d. h. die waffenfähige Mannschaft der Distrikte des Innern und der Küste, wurde aber später auch auf die Inseln ausgedehnt und immer besser organisirt. Jeder Gebirgsdistrikt hatte einen Oberst, mehrere Serdare und Arambasche, jede der Küstenstädte einen Oberst und Capitän, Almissa einen Oberst-Oberintendant, Macarsca einen Oberst, die Narenta einen Oberintendant mit großer Vollmacht zur Entscheidung von Rechtsfällen, und die Castelle mit der Insel Solta einen Governatore. Dieser, sowie die Capitäns und Serdare erhielten täglich 20 Kreuzer, ein Oberst 25 und die Mannschaft blieb ganz unbesoldet. Nach dem Reglement von 1806 war das ganze Corps „forza Provinciale" genannt, in 6 Circondarii und 32 Riparti eingetheilt, und bestand aus 47 Colonelli mit 3000 Lire,

7	Ajutanti erster Klasse mit 1300 Lire,
32	Capi di Riparto (Serdare) mit 1800 und 1500 Lire,
26	Ajutanti zweiter Klasse mit 1250 Lire,
38	Cadetti mit 1250 Lire,
23	Arambassa mit 219 Lire,
24	Sergenti } mit 164 Lire
23	Trompetti } mit 164 Lire
1780	Panduri mit 110 Lire,
466	Guardie auf den Inseln mit 109 Lire,
2466	Mann.

Die Panduren oder Seresanen, auf den Inseln Guardie genannt, verrichteten den täglichen Dienst und wurden von den Offizieren aus der ganzen waffenfähigen Mannschaft zwischen 18 und 60 Jahren, welche zur forza provinciale verpflichtet war, ausgesucht. Sie konnten nach und nach bis zum Oberst avanciren, wenn sie lesen, schreiben und rechnen konnten. Sie waren von jeder bürgerlichen Verpflichtung frei, wurden monatlich bezahlt und trugen den Nationalanzug. Die Trompeter trugen dazu eine weiße Mütze, Sergeanten und Arambasse schwarze Pelzmützen, letztere noch einen rothen Federbusch. Bei der Guardie war der Anzug der Marine ähnlich. Die Offiziere des Continents trugen kurze grüne Röcke mit scharlachrothen Aufschlägen und Kragen, weiße Westen, grüne Pantalons und schwarze Pelzmützen mit Silberdroddel und rothem, bei dem Oberst mit weißem Federbusch.

Der tägliche Dienst bestand nicht nur darin, daß die Panduren patronillirten, bei Criminalfällen Erkundigungen einzogen, alle Uebertreter von Gesetzen einfingen, Unruhen stillten, Deserteurs holten, Gefangene führten, Steuern eintrieben, Gerichtsurtheile ausführten und zur Verfügung der Behörden standen, sondern die **forza** wachte auch über die Grenze, die Gesundheit, die Straßen, die Gewässer und den Landbau. Die Offiziere schulten sie, ordneten die Ronden an, vertheilten die Lasten und wachten über den Pflichteifer und die Schuldigkeit der unter ihnen stehenden Chargen. Die Serdare standen unter sich sowohl, wie mit den Behörden in fortwährendem schriftlichen Verkehr, nahmen dazu jede Woche zwei Ordonanzen aus der **forza**, und bereisten einmal monatlich ihr **riparto**, ihren Landestheil. Die Obersten revidirten jedes Jahr im Mai, Juli und Oktober ihren Distrikt (**circondario**).

Für Dienstvergehen gab es ein besonderes Reglement und in jedem Distrikt eine Commission; andere Vergehen fielen den Tribunalen zu. Jeder **Capo di riparto** führte ein Register über Strafen und Thaten seines **riparto**, der Oberst über seinen Distrikt.

Als die Oesterreicher Dalmatien wiederbesetzten, wurde durch kaiserliche Sanktion vom 30. Juni 1814 die **forza territoriale** beibehalten und neu organisirt. Unter 5 Obersten standen 29 Serdare und 21 Vice-Serdare. Aber 1850 wurde das ganze Institut, so treffliche Dienste es auch geleistet, aufgehoben, und durch die Gensdarmerie ersetzt.

Das Kloster der Frati terziarii auf dem Scoglio von S. Paolo diente 1678 beim Ausbruch der Pest als Lazareth. Es war dies schon die dritte Pest im 17. Jahrhundert, aber weniger furchtbar als die von 1619, wo der Prete Giulio de Marchi mitten auf der Straße die Testamente schrieb, welche ihm die Kranken aus den Fenstern diktirten, und nach 9 Monaten nur noch 2073 Personen am Leben waren.

Punt' amica, berühmt durch die Seeschlacht am 18. September 887, in welcher der Doge Pietro Candiano von den Narentanern geschlagen und getödtet wurde.

Der Hafen von Zara liegt nördlich von der Stadt, ist 400 Faden lang und 90 breit, einem kleinen Canale gleich, und wird von einem Arme des 18 Miglien langen und 2 Miglien breiten **Canale**

di Zara gebildet. Die Marina längs des Hafens ist im Sommer der abendliche Spaziergangsort der Zaratiner. Das zum Hafen führende Thor, porta di marina, wurde 1571 aus den Ueberresten eines römischen Triumphbogens gebildet, welchen Melia Anniana zum Andenken ihres Mannes Lepitius Vasa errichten ließ. Anstatt des schön gearbeiteten Tritonen, welchen nach dem Berichte des berühmten Reisenden Ciriaco von Ancona um 1400 der Bogen trug, wurde die Statue des heil. Grisogono angebracht, und eine Inschrift erinnert an den Sieg von Lepanto.

Albanese oder **Erizzo**, eine jetzt 882 Seelen zählende Colonie von Albanesen. Es waren ursprünglich 27 Familien aus der Umgegend von Antivari, welche sich vor den Verfolgungen des Mahmud-Begovich nach Perasto flüchteten. Von dort rief sie 1726 der Erzbischof Zmajevich von Zara, welcher sie kannte, da er früher Bischof von Antivari gewesen, nach Zara, und verschaffte ihnen durch die Vermittelung des Provveditore Niccolo Erizzo den Schutz und die Gunst des venetianischen Senats. Es wurde ihnen zuerst ein Strich Landes bei Zemonico angewiesen, dann aber die Erlaubniß zur Gründung eines Dorfes ganz in der Nähe von Zara bewilligt, welches sie zu Ehren des Provveditore „Erizzo" nannten. Der Erzbischof baute ihnen auf seine Kosten eine Kirche, welche er später zur Parrochialkirche erklärte, und wo noch jetzt der Gottesdienst in albanischer Sprache stattfindet. Denn die Bewohner von Erizzo, welche Zara täglich mit Obst und Gemüsen versorgen, haben streng an der Sprache, der Kleidung und den Sitten ihres Vaterlandes gehalten.

Baldassare de' Cattani, dessen Witwe die pflanzenkundige Maria de' Cattani ist, stammte aus einer römischen Grafenfamilie in Comacchio, kam als Beamter nach Spalato, und verfaßte bei Gelegenheit der Reise des Kaisers Franz I. in Dalmatien 1818 unter dem Titel „Notizie" ein Werk über diese Provinz, welches neben chronologischen Geschichtstabellen und kurzen Biographien der berühmtesten Dalmatier die Beschreibung aller merkwürdigen Orte enthält und als Führer dienen sollte, aber bis jetzt noch Handschrift geblieben ist.

Kačić (Cazelhi, Kacheli) hieß eine der alten chrvatischen Ban-Familien, welche in der županía Paratalassia oder Krajna herrschte, und später eine der mächtigsten und berühmtesten Familien Dalmatiens wurde. Schon 1088 Herren von Almissa, machten sie sich bald

einen Namen als gefürchtete Seeräuber, und waren Anfang des 13. Jahrhunderts durch Reichthum und Verwandtschaft fast Souveräne der Primorje und Poglicza. Aber ihre fortgesetzte Seeräuberei zog ihnen 1282 die gewaltsame Vertreibung aus Almissa und dadurch das Sinken ihres Hauses zu. Die Familie breitete sich allmälig über ganz Dalmatien und auch nach Ungarn aus und theilte sich in viele Zweige, welche je nach dem Gründer der Linie oder der Besitzung besondere Beinamen führten, wie **Miošić** von **Mijo**, Michael, und **Andriašević** von **Andriaš**, Andreas. Sechs Bischöfe und viele Kriegshelden stammten aus diesem Hause.

Carolina Degiovanni Lupardo, Verfasserin vieler in Zeitschriften mitgetheilter italienischer Gedichte.

Stazić Andria. **Gramatika ilirska za taliane. U Zadru 1850.**

Ausgezeichnete Zaratiner gab es immer viele. Fortis nennt die Gesellschaft von Zara „so gebildet, wie man sie in irgend einer ansehnlichen Stadt Italiens nur wünschen kann," und schon 1694 am 12. Sept. konnte in Zara ein literarischer Verein, die **Accademia degl' Incaloriti**, gestiftet werden, von dem wir noch eine Sammlung Gedichte: **I trionfi del merito** (Venedig 1700) zu Ehren des Capitano Antonio Donato bei seiner Abreise von Zara besitzen. Eine spätere Akademie **degl' Ravvivati** ließ 1757 eine Sammlung **Orazioni e Poesie** bei der Abreise des General-Provveditore Francesco Grimani drucken, und eine ökonomische Gesellschaft wurde 1787 gebildet. Von jetzt lebenden bedeutenden Schriftstellern aus Zara sind noch zu nennen:

Cavalier Alessandro Paravia, Professor der Geschichte und Eloquenz in Turin, übersetzte den Plinius, und gab die Briefe des Giuseppe Bartolli und Angelo Dalmistro heraus.

Giacomo Chiudina, Doktor der Rechte, Dichter und Redakteur des **Osservatore Dalmato**, in welchem viele gute historische Aufsätze von ihm stehen, übersetzte eine Sammlung dalmatischer Volkslieder und das Drama: **Gorski Vĕnac**, Waldkranz, vom Vladika von Montenero, aus dem Illyrischen.

P. Donato Fabianich, Franziskaner, verfaßte: **Alle ceneri ed alla memoria di Niccolò Giaxich, elogio. Zara 1841. — Cenni istorici sulle scienze e lettere in Dalmazia. Venezia 1843. — Memorie storiche letterarie di alcuni conventi della Dalmazia.**

Venezia 1845. — Patriotti Illustri. Venezia 1846. — Dipinti della città di Lesina. Zara 1849.

P. Costantino Borich, Franziskaner, Verfasser der Biografia del P. Ottavio Jancovich detto Spader. Zara 1847, und früher des Ragionamento sacro. Zara 1813.

Aus früherer Zeit sind besonders zu nennen:

Paolo de' Paoli, Rettore von Zara, Conte in Sebenico, Traú und Pago, Advokat und Prokurator des König Ludwig von Ungarn, schrieb ein Tagebuch seiner Zeit, welches vom 7. April 1371 bis 1408 reicht und von Lucius 1666 seinem großen Werke über Dalmatien beigefügt wurde.

Simone Begna, zuerst Canonikus in Zara, dann Bischof von Modrussa, zog sich, als Modrussa 1527 von den Türken zerstört wurde, nach Zara zurück, wo er 1536 starb. Bei der Kirchenversammlung im Lateran 1512 hielt er eine glänzende Rede, welche gedruckt wurde. Die übrigen von ihm hinterlassenen Werke: Monumenta vetera Illyrici Dalmatiae urbis et Ecclesiae Salonitanae ac Spalatensis. — Vita di S. Clemente Papa und Lebensbeschreibungen der Schutzheiligen Zara's in illyrischen Versen sind Mss.

Bernardo Karnarutich, Verfasser von vier Gesängen über die Belagerung von Segeth. Venedig 1584.

Federico Grisogono schrieb Discorso sopra le cause del flusso e riflusso del mare.

Simeone Budineo, illyr. Schriftsteller: Nauk Kerstjanski und Kratko upravljenje za misnike i za izpovidnike. (Christlicher Unterricht und kurze Anleitung für Priester und Beichtiger.)

Giorgio Barrakovich, Verfasser der Vila Slovinska in dreizehn Gesängen (Venedig 1682). — Jarula oder Altes und Neues Testament (Venedig 1720) und Draga Rabska Pastirica (Die Hirtin vor Arbe). Mss. Als Canonikus von Zara zeichnete er sich durch seine illyrischen Predigten aus.

Gregorio Civalelli, starb 1713 als Bischof von Scardona und schrieb ein Werk über das dalmatische Reich. Mss.

Francesco Fanfogna, bedeutender lateinischer Dichter im Anfang des 17. Jahrhunderts.

Lorenzo Fondra schrieb Cittluch conquistato nell' anno 1694

dei Veneti. Venezia 1695 und La Storia dell' insigne reliquia di S. Simeone. Mss.

Simeone Gliubavaz studirte von 1631—1637 in Padua, theilte dann seine Zeit zwischen Amtsgeschäften und historischen Studien, war mit den bedeutendsten Landsleuten seiner Zeit, wie Giovanni Luzio, befreundet, und starb um 1670, viele Manuscripte, unter anderen eine geographisch-historische Abhandlung über das alte Illyrien in lateinischer Sprache, einen sehr ausführlichen Bericht an den General-Provveditore Foscolo über das Gebiet von Zara und Nona, Memorie di Zara, ein Verzeichniß seiner Bischöfe und Erzbischöfe, und eine Sammlung der alten Inschriften in der Stadt und dem Gebiet von Zara hinterlassend.

Valerio Ponte, Erzdiakon und Vikar, hinterließ: Commentarii intorno la storia sacra dell' Illyrio und Dissertazione sopra il culto di S. Anastasia. Mss.

P. Ottavio Jancovich, genannt Spader, geboren 1646, trat früh in das Franziskanerkloster, studirte in Rom, lehrte dann Theologie und Philosophie in verschiedenen Städten Italiens, wurde Consultore del santo ofizio, und als Cardinal Pignatelli, dessen Beichtiger er war, unter dem Namen Innocenz XII. den päpstlichen Stuhl bestieg, 1695 Bischof von Arbe. Er starb 1715 in Assisi, wohin er 1700 als Bischof versetzt worden war, und hinterließ außer seinen gedruckten Werken: Cathologus de Minoribus suae Provinciae S. Hieronymi etc. Bononiae 1686. — Lumi serafici de Porziuncula. Venezia 1701. — Dissertazioni due sulla storia dell' indulgenza della Porziuncola. Venezia 1701 und 1705. — Relazione sul morte di S. Francesco. Venezia 1707. — Prologomena Sacrae Scripturae. Venetiis 1707.

Handschriftlich 6 Bände geschichtlichen und 8 theologischen Inhalts in der Bibliothek des Klosters degli Angeli und die angefangene Biblioteca canonica, giuridica, morale, teologica, welche später Professor Lucio Ferraris in Bologna vollendete und herausgab.

Giovanni Tanzlinger, geb. 1651, Canonikus und Generalvikar in Zara, übersetzte die zwei ersten Bücher der Aeneide (Venedig 1688) und den römischen Catechismus (Mss. 1704) in's Illyrische, verfaßte Vocabulario di 3 nobilissimi linguaggi italiano-illirico-latino Mss. (1250 Folio-Seiten stark). Dama cronologica Mss.

(Kirchenchronik der Diöcese Zara), und starb, über 80 Jahre alt, in seiner Geburtsstadt.

Giovanni Vanovaz hinterließ Memorie agronomiche.

P. Fedele, Kapuziner, Verfasser von Notizie istoriche concernenti l'illustre servo di Dio P. Marco d' Aviano. Venezia 1798. — Lettera del Venezia 1787. — Produzioni asceliche ed ascetizie concernenti la Peste di Spalato 1784. Venezia 1790. — Mantissa ad Hymnodion. Venezia 1800.

Gian Domenico Stratico, geboren den 19. März 1733, in Rom erzogen, Mitarbeiter an der Geschichte des P. Orsi, Professor in Pisa, Siena und Florenz, dann Bischof von Cittanuova in Istrien und zuletzt von Lesina, wo er 1799 starb. Er stand in Briefwechsel mit den bedeutendsten Zeitgenossen in Italien, war Mitglied der berühmtesten Akadamien und Präsident der „società georgica delle Castella." Er schrieb außer vielen Artikeln in den kirchlichen Annalen von Florenz und zahlreichen zum Theil noch ungedruckten Reden und Gedichten Opuscoli Economico-Agrari. Venezia 1790. — Synodus Dioecesana Aemoniensis. (Padua 1781.) — Costituzioni della Scuola della Carità. Lesina 1799. — Collezione di Opuscoli sagri e pastorali. Venezia 1790. — Istruzione sulla santificazione delle feste. Venezia 1790. — Orazione funebre del P. Lorenzo Ricci. Venezia 1814. — L'esame teologico a prò degli Armeni. Venezia 1786. — Opere edite ed inedite. Venezia 1843. Er übersetzte auch „la morte di Abele" von Geßner, „le notti di Young" (unter dem Namen Giuseppe Bottoni) aus dem Englischen, die Geschichte von Raynald und „I Morlacchi della Madama di Rosemberg" aus dem Französischen.

Simeone Stratico, geb. 1734, Bruder des Vorigen, bei seinem Onkel erzogen, welcher ein Erziehungsinstitut in Padua leitete, war mit 24 Jahren Professor der Medizin in Padua, dann Professor der Seewissenschaften in Pavia, später leitete er die Wasserarbeiten im Herzogthum Modena, wurde Generalinspektor der Gewässer und Straßen im Königreich Italien, 1809 Senator, Ritter der Ehrenlegion und eisernen Krone, und starb 1829 in Mailand. Von den 25 Werken, die wir von ihm besitzen, sind die vorzüglichsten: Raccolta di proposizioni d' idrostatica e d' idraulica. Padova 1773. — Elementi d' idrostatica e d' idraulica. Padova 1791. — Vocabolario di ma-

rina in italiano, inglese e francese. Milano 1813. — Teoria completa della costruzione e del maneggio de' bastimenti, traduzione dal francese d'Eulerd con note. Milano 1823. — M. Vitruvii Pollionis Architectura cum exercitationibus J. Poleni et commentariis variorum. Udine 1825.

Gregorio Stratico sammelte mit vieler Kritik Dokumente zur Geschichte von Dalmatien, welche A. Kreglianovich benutzte. Er hinterließ handschriftlich Sistema Regolativa della veneta provincia della Dalmazia und Informazione sullo Stato, fazioni, emolumenti, forza reale, uffiziale delle Craine della Dalmazia. 1783.

Niccolò Bonicelli, Canonikus in Zara, wo er 1845 starb; sehr gelehrter Theolog, Freund des Bischofs Stratico und Verfasser der Orazione panegirica per S. Pelagio (Venezia 1780), per S. Servolo (Padova 1783) und le vittorie delle armi aleate (Zara 1790).

Niccolò Draghichevich (starb 1847) hinterließ eine ganze Sammlung von Uebersetzungen, wie: Lettere di una Peruviana, Lettere persiane, i pensieri di Pope u. a. theils gedruckt, theils ungedruckt.

Wrana oder **Lovrina** (lat. Aurana), Schloß und Flecken auf halbem Wege zwischen Zara und Sebenico an dem 5215 Quadratmorgen großen See gleichen Namens, einst von großer Wichtigkeit. Anfangs stand ein altes Benediktiner-Kloster des heil. Gregor hier, welches König Zvonimir von Croatien bei seiner Krönung dem Papst Gregor VII. zur Benutzung für seine in Dalmatien reisenden Legaten 1076 schenkte. König Bela II. errichtete 1138 ein ansehnliches Priorat der Tempelritter daselbst, welche ein starkes Castell erbauten, mit der Zeit hohe Macht und großen Reichthum erlangten und Herren vieler anderer Schlösser und Besitzungen in Dalmatien und Croatien wurden. Bei der Aufhebung ihres Ordens 1212 zog die Krone das Priorat ein, und König Ludwig I. verlieh es 1346 den Johanniter-Rittern, um sich den Orden zu seinem Rachezug gegen die Königin Johanna von Neapel zu verbinden. Giovanni di Palisna, Prior von Wrana, war 1383 einer der Hauptverschworenen gegen die Königinnen Elisabeth und Maria von Ungarn, aber Wrana mußte sich am 28. Oktober ergeben und der erste Aufstand war damit gedämpft. Drei Jahre später jedoch geriethen die beiden Königinnen in die Hände des Prior, welcher sie in Novegradi festhielt, wo Elisabeth 1386 ermordet wurde. Als Maria von den Venetianern befreit worden war, sandte sie 1389

Truppen gegen Wrana, um den Prior zum Gehorsam zu zwingen, aber dieser vertheidigte sich, vom König Twartko von Bosnien unterstützt, so tapfer, daß man die Eroberung des Schlosses aufgeben mußte. Erst 1392 gelang es dem Ban von Bosnien, Vuk Vučić, sich des Priors und seiner Besitzungen zu bemächtigen. Von ihm kam 1402 Wrana an den König Ladislaus von Ungarn und Neapel, welcher es mit Zara 1409 an Venedig verkaufte. 1537 nahmen es die Türken, welche es bevölkerten und durch neue Gebäude und Gärten mit Wasserkünsten verschönerten. Als die Venetianer es 1646 wiedereroberten, belehnten sie 1752 die Familie Borelli damit. Gleichwohl hat sich aber noch immer bei den Türken der Titel Beg von Wrana, und in Ungarn der des Prior erhalten, und der älteste Canonikus von Agram unterschreibt sich noch Gubernator Auranae, obgleich das Kloster längst der Erde gleichgemacht wurde.

Porta di terra ferma, das schönste Stadtthor in Dalmatien, von Sanmicheli entworfen, und nach seiner Zeichnung von seinem Neffen Gian Girolamo ausgeführt (1543).

Quellen: Il Rammentatore Zaratino. Lunario 1845—1854.
Srbsko-Dalmatinski Magazin za lěto 1846 pg. 5–21.
G. Bajamonti Sylloge Disquisit. IV. cap. 2. Colonia Jadera. Mss. des Conte Mome Cambj.
Mailàth. Geschichte der Magyaren. Wien 1828. I, 100. 131. 211. II, 23 sq. 65 sq. 101. 141. 149. II, 55. 92. 116.
Cronaca Veneta. Venezia 1793. I, 54 sq. — Arkiv za Pověstnicu jugoslavensku. II, 1. pg. 214–217.
Regolamento Organico della Forza Provinziale in Dalmazia. Zara 1803.
Gr. Stratico. Informazione sullo Stato, fazioni, emolumenti, forza reale, uffiziali delle Craine della Dalmazia. 1783. Mss. Bibliothek Garagnin-Fanfogna.
Luigi de Grisogono. Bericht über die Wirksamkeit der forza territoriale an Se. Maj. den Kaiser. Mss. des Verfassers.
Andrie Kačića Razgovor ugodni Naroda Slovinskoga. U Zadru 1851. II. pg. 72 sq.
S. Ljubich. Bibliografia Dalmata. Mss.
P. D. Fabianich. Cenni istorici sulle scienze e lettere in Dalmazia. Venezia 1843. pg. 20 sq.
P. C. Bopich Biografia del P. Ottavio Jankovich detto Spader. Zara 1847.
Cenno Storico sul Castello di Wrana in Dalmazia. Cp. La Dalmazia 1846. N. 51.

Die Kerka.

Morlacchia heißt eigentlich nur die Küste am Canale della Morlacca, welche die ehemaligen Distrikte Licca und Corbavia umfaßt und auf alten Karten auch Argyruntum genannt wird. In Dalmatien aber bezeichnet Morlacchia alles Land, wo Morlachen wohnen, und zwar vorzugsweise das ganze Innere von dem Gebiet von Zara an bis zur Mündung der Narenta. In Ragusa wird die Herzegovina damit gemeint.

Dernis (sl. Derniš), ein kleines Städtchen mit 200 Häusern und 3200 Einwohnern, Sitz einer Prätur, in einer schönen, vom Bergstrome Cicola bewässerten Ebene am Fuße des 3653 Wiener Fuß hohen Berges Promina, der zur Weide und Jagd dient. Ueber der Stadt auf hohen steilen Felsen, an welchen der Cicola vorüberfließt, sieht man die Ruinen der alten Festung, welche der venetianische General Foscolo 1647 zerstören ließ, als er Dernis den Türken nach 125-jährigem Besitz wieder entriß. Noch erinnert ein Minaret an die Zeit der türkischen Herrschaft und auch die jetzige Pfarrkirche soll als Moschee gedient haben. Die Stadt selbst ist hübsch und freundlich gelegen, und die sie umgebende Ebene eine der fruchtbarsten Dalmatiens. Hat man aber Dernis drei Miglien hinter sich und die steinerne Brücke über den Cicola überschritten, so sieht man auf dem ganzen Wege nach Scardona und Sebenico nichts, als nacktes Gestein und felsiges, ödes Land. Dagegen führt der Weg bis Knin durch lauter Wiesen, Saaten, Korn- und Maisfelder, hie und da unterbrochen durch kleine Waldungen und Weingärten.

Eine Stunde von Dernis bei dem Dorfe Sieverić befindet sich ein bedeutendes Steinkohlenlager, das zwar schon 1766 entdeckt, aber

erst in neuerer Zeit durch das Haus Rothschild in Wien in Betrieb gebracht wurde.

Knin (lat. Tininium), ein Flecken mit nur 68 Häusern und 981 Einwohnern, Sitz einer Prätur, 16 Miglien nördlich von Dernis, am rechten Ufer der Kerka in einem grünen, ergiebigen Thale, dem polje Kninsko, welches die Kerka mit den ihr zufließenden Bächen Butižnica, Radiljevac und Oršanica bewässert und zur Winterszeit größtentheils unter Wasser steht.

Die Citadelle liegt nahe und hoch über dem Städtchen auf einem steilen Berge und soll zum Schutze des Ortes und der über die Kerka führenden Brücke dienen, wird aber von den umliegenden Höhen beherrscht und dadurch trotz der verschiedenen Befestigungsarbeiten der Türken, Venetianer, Franzosen und Oesterreicher unhaltbar.

Als Knotenpunkt der Straßen aus Croatien, Zara, Dernis und Verlicca ist Knin ziemlich lebhaft. Aber gleichwohl findet der Reisende nicht einmal ein Gasthaus und nur die große Gastfreundschaft der Bewohner macht diesen Mangel weniger fühlbar.

Knin ist auf den Trümmern des alten Arduba errichtet, einer stark befestigten Stadt, welche Germanicus im Jahre 9 n. Ch. während des letzten dalmatischen Krieges zerstörte und deren Bewohner einen so verzweifelten Widerstand leisteten, daß die Frauen sich mit ihren Kindern lieber in das Feuer ihrer brennenden Häuser und den Fluß stürzten, als sich gefangen gaben. Im Jahre 649 n. Ch. war Tnena (später Tininia, Tininium) schon eine blühende Stadt und nach Porphyrogenitus der Hauptort einer der zwölf Županien der Chrvaten, welche Cena oder Cencina hieß und einen Theil des alten Liburniens und Dalmatiens umfaßte. Herzog Porga schenkte es den Lapsanovich, einer der vornehmsten Familien, welche ihm gefolgt waren, und diese behielten es auch, als das croatische Königshaus 1087 erlosch und Koloman von Ungarn Herr in Dalmatien wurde. König Krešimir von Croatien baute die Stadt, wenn nicht ganz, so doch größtentheils neu auf.

Bei der dritten Bekehrung der Croaten wurde Knin der Sitz eines Bisthums und Marcus, 1050, der erste Bischof. Aber seit der Invasion der Türken, 1522, mußten die Bischöfe ihre Residenz aufgeben und die geistliche Sorge ihres Sprengels den Franziskanern überlassen, und nach dem Tode des 59. Bischofs, Josef Carl, welcher 1755 starb,

wurde die Verwaltung des Bisthums den Bischöfen von Sebenico übertragen, denen sie noch obliegt.

Als König Ludwig von Ungarn, 1345, mit 20.000 Mann nach Dalmatien kam, übergab auf sein Verlangen die Witwe des berühmten Conte Neplizio von Nelipat, aus der Familie Lapsanovich, Herrn von Knin, die Veste dem König, und König Sigismund brachte nach seiner Niederlage bei Nikopolis den 28. September 1396 den ganzen Winter, ehe er nach Ungarn zurückkehrte, daselbst zu. Ebenso hatte Bela, der jüngere Sohn König Bela's IV., den sein Vater, 1264, zum Herzog von Slavonien und Dalmatien gemacht, nach seiner Verheiratung mit Kunigunde, der Tochter König Ottokars von Böhmen, sein Hoflager in Knin aufgeschlagen.

Im Jahre 1522 nahmen die Türken die Stadt weg, und erst 1647 eroberte sie der venetianische General Foscolo wieder und zerstörte die Festung. Die Türken nahmen Knin jedoch, 1650, abermals und befestigten es stärker als vorher, mußten es indessen, 1687, dem General Cornaro auf Gnade und Ungnade übergeben und im Frieden von Carlowitz, 1698, für immer an Venedig abtreten.

Knin ist das Vaterland des Lorgna, Nachich und Knepovich.

Anton Maria Lorgna, Brigadegeneral der Republik und Direktor der Militär-Akadamie in Verona, einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit, erwarb sich durch seine hydraulischen Arbeiten einen solchen Ruf, daß er selbst nach Portugal berufen, von Friedrich II. gelobt und von allen Seiten befragt wurde, stand mit Friedrich II., mit Lagrange, d'Alembert, Laplace u. A. im Briefwechsel, stiftete die noch bestehende Academia dei quaranta für 40 der verdienstvollsten Physiker und Mathematiker, und starb gegen 70 Jahre alt im Juni 1796. Seine mathematischen Werke:

Opuscola tria ad res mathematicas pertinentia 1761,
De quibusdum maximis et minimis 1766,
Opuscola mathematica et physica 1770,
Specimen de Seriebus convergentibus 1775,
Exercitatio analytica de casu irreductibili tertii gradus et seriebus infinitis 1776,

sowie die meisten seiner physikalischen Abhandlungen sind in dem „Giornale Italiano“ (III, 1; V, 83. 259), den Memoiren der Akadamie der Vierzig und andern italienischen Journalen enthalten. Seine

Ricerche intorno alla distribuzione della velocità nelle sezioni de' fiumi wurde 1771, und

Relazione della stato presente del Po sopra Piacenza 1784 in Parma besonders abgedruckt.

Sein Landsmann und Schüler **Giovanni Nicolò Buinovich Nachich**, Sohn des venetianischen Majors Matteo, geboren 1763, zeichnete sich auf der Militärakadamie von Verona so aus, daß er bald nach Vollendung seiner Studien zum Professor der Mathematik ernannt wurde, regulirte 1788 die Brenta, restaurirte 1790 den Campanile in Spalato, brachte 1791 die Mühlen bei Traú in Thätigkeit, gab 1798 in Zara Vorlesungen über höhere Mathematik, leitete den Bau verschiedener Straßen, führte mehrere hydraulische Arbeiten in Istrien aus, und starb 42 Jahre alt in Padua, ein Werk über Seekunde und Hydraulik und viele physikalische Abhandlungen hinterlassend.

Pietro Knezovich, Franziskaner und Verfasser mehrerer ascetischer Schriften, als:

Osmina Redovnička. U Mlecih 1766.

Muka gospodina našega Isukrsta. Ragusa 1829 und Spalato 1845. und einer Uebersetzung der Evangelien und Briefe (Venedig 1773 und Ragusa 1784). Er starb 1768.

Verlicca (sl. Verljka), ein Dorf mit 80 Häusern und 3000 Einwohnern, 15 Miglien von Knin in einer hübschen, fruchtbaren Gegend unter dem 4797 Fuß hohen Berge Svilaja gelegen und berühmt durch seinen Gesundbrunnen und die 1½ Stunde davon befindliche Höhle, welche die größte Dalmatiens und vielleicht eine der bedeutendsten in Europa ist. Um sie vollständig zu besichtigen, soll ein ganzer Tag nicht ausreichend sein; denn sie enthält unter Anderem 4 große Säle und 2 Seeen. Seit 1847 ist Verlicca der Sitz einer Prätur 3. Klasse und während des Sommers schon seit Jahren der Zufluchtsort vieler Städter und Kranker, welche die dortige frische Luft genießen und aus der dortigen Heilquelle trinken wollen, die bei Leber-, Blasen- und Hämorrhoidalleiden von vortrefflicher Wirkung ist.

Sign (sl. Sinj), ein ziemlich großes Städtchen mit 940 Familien und 5463 Einwohnern, Sitz einer Prätur, in einer hübschen, von Hügeln umgrenzten Ebene, 18 Miglien nordöstlich von Spalato, zu dessen Kreise es gehört.

Wann und wie es entstanden, weiß man nicht gewiß. Es soll

auf den Ruinen des alten Aneta der Römer erbaut worden, und der Name, früher Tzin oder Tzignum aus Cetina, Zentina zusammengezogen sein, wie einst die Ebene von Sign hieß und noch heutigen Tages der Fluß genannt wird, der diese Ebene durchströmt.

Die Festung, welche auf dem 1410 Fuß hohen Berge stand und jetzt in Trümmern liegt, wurde wahrscheinlich von den Grafen Nelipat errichtet, denen König Ludwig von Ungarn für ihre alte Herrschaft Knin die Contea di Cetina nach dem Erlöschen der Besitzer derselben, der mächtigen Grafen Bribir, überließ. Sie ist berühmt durch die tapfere Vertheidigung des Giorgio Balbi, welcher mit einer kleinen Besatzung, den wenigen Einwohnern von Sign und nur 3 Kanonen 1715 eine zehntägige Belagerung von 30000 Mann Türken unter Mehemet Pascha von Bosnien aushielt und den Feind zum Abzug zwang. Zur Erinnerung an diesen Sieg findet noch alljährlich ein Turnier, die sogenannte giostra (sl. cililanje), Statt, von welcher später die Rede sein wird. In Sign wurde Giovanni Lovrich geboren, welcher in seinen Osservazioni sopra diversi pezzi del viaggio in Dalmazia dal Sig. A. Forlis (Venezia 1776) die Morlacchen so treffend geschildert hat.

Anderthalb Stunden östlich von Sign in Chan befindet sich die österreichische Grenzwache und die Contumazanstalt für die aus der Türkei kommenden Leute und Waaren. Der früher alle Donnerstage ebenfalls hier abgehaltene Bazar ist jedoch eine Stunde weiter nach Billibrig (sl. Bielibrieg), einem kleinen Dorfe unmittelbar am Fuße des Prolog, verlegt worden und gilt noch immer als der bedeutendste der ganzen Provinz.

Clissa (sl. Klis), das alte Andetrium der Römer, eine Bergveste 6 Miglien von Spalato mit unregelmäßigen Werken, niedrigen Thürmen, kleinen Bastionen und einer herrlichen Aussicht auf das Meer.

Es besteht von Natur aus drei Abtheilungen, einer über der andern, ist sehr klein und liegt auf einem steilen, schwer zugänglichen Berge, welcher nur mit dem Ozrina, einem Vorberge des Mossor, zusammenhängt und den Engpaß zwischen dem Mossor und den Monti Kabani verschließt. Daher der Name Clusura, Clusam, Clusa, aus welchem später Clisa, Clissa, Klis wurde. Am Fuße des Berges, an welchen sich südlich der dazu gehörige Flecken lehnt, führt westlich, ganz beherrscht von den Kanonen der Festung, die Hauptstraße

von Spalato nach der Herzegowina vorüber. Unweit derselben sieht man noch in einer Vertiefung die Reste römischen Bauwerks, welche aus der Zeit herrühren, wo Tiberius im Jahre 9 n. Chr. das schon damals stark befestigte Andertium belagerte, und nach langer sehr tapferer Gegenwehr Seitens der Besatzung zur Capitulation zwang.

Als die Chrvaten Herren von Dalmatien wurden, schlugen seit 850 ihre Herzoge öfters ihre zeitweilige Hofstätte im „Curte Clusam“ auf, und später wurde es die Residenz der Bane des Küstengaues und der Grafen von Centina.

König Andreas schenkte es im Jahre 1210 dem Conte Domaldo, und als dieser in Ungnade fiel, 1217 den Tempelherrn, welche es 1221 wiederum gegen Sebenico an den Conte Domaldo abtraten; im Jahre 1227 aber waren die Spalatriner im Besitze der Feste.

Als die Tataren den König Bela IV. nach Dalmatien verfolgten, flüchtete sich die Königin Maria mit ihren zwei Töchtern nach Clissa, und blieb zwar glücklich von den Tataren befreit, welche Clissa belagerten, verlor aber dort beide Töchter, Magaretha und Katharina, durch den Tod.

Im Jahre 1265 schlug die Königin abermals einen längeren Wohnsitz in Clissa auf. Seit 1282 stand Clissa unter der Herrschaft verschiedener Familien, welche nacheinander die Macht Dalmatiens in Händen hatten, und wurde zugleich der Schrecken der benachbarten Küstenstädte, welche auf vielfache Weise von der Besatzung der Feste zu leiden hatten. Den Grafen Bribir folgten die Grafen Nelipat als Herren von Clissa, denen es 1388 König Tvrtko von Bosnien wegnahm und erst 1392 dessen Nachfolger Stěpan Dabiša zurückgab. Herzog Hervoja eroberte und besaß Clissa bis zu seinem Sturze (1413), und als die Türken, 1536, den Flecken Clissa niederbrannten und die Feste belagerten, war Pietro Crusich Herr derselben. Papst Paul III. predigte einen eigenen Kreuzzug, um Clissa zu retten, aber nachdem es ein ganzes Jahr lang auf das tapferste vertheidigt worden und Pietro selbst geblieben war, ergab sich die Besatzung 1537 und die Feste wurde der Sitz eines Pascha's und der Hauptort eines Sandschak's, dessen Namen bis auf den heutigen Tag in Bosnien beibehalten worden ist, obgleich Clissa schon 1648 von den Venetianern zurückerobert und im Frieden 1669 von den Türken wieder an Venedig abgetreten wurde. Auch der griechische Metropole von Bosnien soll

noch immer den Titel **Kliški**, von Clissa, führen. Obgleich die Türken während ihres Besitzes von Clissa auf dem Berge Ozrina einen besondern Thurm erbaut hatten, um die Feste besser bewachen zu können, gelang es 1596 dennoch eines Nachts dem Giovanni Alberti aus Spalato, mit einer Handvoll Uskoken und Poglizzaner die Besatzung zu überrumpeln und sich Clissa's zu bemächtigen. Aber ohne Unterstützung erlangten die Uskoken von ihrer glücklichen Waffenthat nichts, als die Schlüssel der Feste, welche noch in der Kathedrale von Segna gezeigt werden sollen. Denn Segna, dessen damaliger Besitzer Frangipani eine Serbin, die Tochter des Jovan Brankovich, zur Frau hatte, wurde der Sammelplatz der Uskoken, dieser Landesflüchtigen und geschworenen Todfeinde der Türken, als ihnen 1537 ihr erster Zufluchtsort, Clissa, verloren ging.

Die Gegend von Zara bis zur Kerka heißt Kotar und wird vielfach in der Geschichte der Türkenkriege genannt. Benkovaz, der Hauptort derselben, ist ein unbedeutender Flecken.

Scardona (sl. **Skradin**), Sitz einer Prätur, ein kleines Städtchen mit 300 Häusern und 1150 Einwohnern am rechten Ufer der Kerka, über welche hier eine Fähre führt. Die Bewohner, welche größtentheils der griechischen Kirche angehören, leben theils vom Handel, theils vom Landbau. Sie waren früher sehr wohlhabend; seitdem aber die türkischen Karavanen aufgehört haben, nach Scardona zu kommen, und die Franzosen es 1809 brandschatzten, ist der Reichthum fast gänzlich verschwunden. Nur von Reisenden wird es des nahen Wasserfalls der Kerka wegen noch häufig besucht.

Ob das heutige Scardona auf eben der Stelle steht, wo einst das alte Scradona oder Scardona lag, ist noch unentschieden. Nach Plinius und Strabo lag dies 12 Miglien vom Meer entfernt am rechten Ufer des Titius, nach Ptolomäus am linken. Jedenfalls lag es unfern des See Scardonius, des jetzigen Prokljan, hieß nach Prokop Sardone, nach Porphyrogenitus Scordona, nach Joh. Cinnamus Karbon, und nach den Peutinger'schen Tafeln Sardona, und war eine große, blühende und starke Stadt, welche zur Zeit des Augustus als einer der vier Distriktsorte (**Conventus**) der Provinz Dalmatien 14 Städten zum Versammlungspunkt für die Kreistage diente. Aber gleich Salona und Narona wurde es 638 von den Avaren zerstört, und heutigen Tages sind selbst die Spuren des Daseins und der

Größe der alten Stadt verschwunden. Die neue Stadt kommt erst im 12. Jahrhundert wieder zur Bedeutung, als nach der Zerstörung Belgrado's, 1124, der dortige Bischof nach Scardona übersiedelte, welches schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus Bischöfe gehabt, 530 seinen Bischof Constantin zum Provinzial-Concil nach Salona gesandt, aber seitdem, man weiß nicht warum, das Bisthum wieder verloren hatte. Seit Ende des 13. Jahrhunderts gehörte Scardona den Grafen von Bribir, welche es zu ihrem Kriegshafen und Arsenal gemacht hatten, aber, 1322, Schiffe wie Magazine durch einen Ueberfall der Sibenganer einbüßten. Die Witwe des Grafen Mladin übergab 1352 Scardona den Venetianern, aber 1357 unterwarf sich diese Stadt dem König Ludwig von Ungarn, 1388 dem König Twrtko von Bosnien, welcher es 1389 an König Sigismund verlor, und 1403 dem König Ladislaus von Neapel, welcher es dem Großwojwoden von Bosnien, Sandalj, schenkte, und dieser verkaufte es 1411 an die Venetianer, welche im ruhigen Besitze blieben, bis die Türken 1521 Scardona wegnahmen. 1537 bemächtigte sich Pesaro, der die venetianische Flotte kommandirte, Scardona's, und ließ auf Befehl des Senats die Mauern der Stadt schleifen; aber die Türken bauten sie 1538 wieder auf, und zwar, wie Giustiniani 1553 schreibt, in Dreiecksgestalt mit 3 Thoren und 400 passa (à 5 venetianische Fuß) im Umfang, und erst 1647 glückte es den Venetianern, die Türken für immer aus Scardona zu vertreiben. Seitdem theilte die Stadt das Schicksal der andern. Als am 24. Juli 1809 eine kleine Abtheilung Oesterreicher Scardona besetzte und nach Sebenico marschirte, folgten ihr 5—600 Freiwillige aus Scardona, und halfen Sebenico den Franzosen wegnehmen, welche darüber so erbittert waren, daß Scardona es nur der Milde des Marschall Marmont verdankte, wenn es sich mit 100.000 Frank von der gänzlichen Zerstörung loskaufen durfte. Das Bisthum von Scardona wurde am 30. April 1830 laut Papst Leo's XII. Bulle **Locum Beati Petri** vom 30. Juni 1828 mit dem von Sebenico vereinigt, nachdem der 46. Bischof Gian Domenico Altej aus Zara 1813 gestorben und das Bisthum seitdem durch Vikare verwaltet worden war.

Die Seidenspinnerei der Herren Rossi ist die bedeutendste in Dalmatien, und der Besitzer erhielt schon 1845 die goldene Verdienstmedaille für seine Bestrebungen zur Hebung der Seidenindustrie.

Denn obgleich die Seidenwürmerzucht in Dalmatien schon unter Justinian und 200 Jahre früher als in Italien eingeführt wurde, und Ende des 10. Jahrhunderts bereits so blühend war, daß der Doge Ottone Orseolo (1018) der Insel Arbe einen Tribut von 10 Pfund Seide oder 5 Pfund Gold auferlegte, so war doch dieser damals bedeutende Erwerbszweig Dalmatiens mit dem Verschwinden der Maulbeerbäume im 16. Jahrhundert gänzlich verloren gegangen. Erst in neuerer Zeit fing die Seidenindustrie von Neuem an zu blühen. Die österreichische Regierung setzte (1834) Prämien für die Anpflanzung von Maulbeerbäumen und die Seidenwürmerzucht aus, und bewirkte dadurch, daß z. B. im Kreise Zara, wo 1831 nur 1332 Pfund hervorgebracht wurden, die Produktion im Jahre 1844 schon 4920 Pfd. Seide betrug, welche roh das Pfund mit 30 bis 40 Kreuzer, gesponnen mit 4 bis 5 Gulden verkauft wurde. In demselben Verhältnisse wuchs die Produktion in den andern Kreisen, und 1847 meldeten allein die 318 Concurrenten zu den Prämien 16.558 Pfund an, deren Preis auf 12 Gulden für das Pfund gesponnene Seide stieg.

Die Kerka, der Titius der Alten und Grenzfluß des ehemaligen Liburnien und Dalmatien, entspringt am Hersovac bei Topolje östlich von Knin, vergrößert sich gleich Anfangs durch den Zufluß mehrerer Bäche, rauscht unter der Feste von Knin vorüber, bricht sich dann Bahn durch die Gebirge und ergießt sich, nachdem sie den See von Prokljan gebildet, bei Sebenico in das Meer. In Knin und Roncislap ist sie für Barken, von Scardona an für größere Kähne schiffbar, aber fünf Wasserfälle bei Topolje, Babodol, Bračić, Roncislap und Scardona, von denen der letzte, Skrabinski slap, der prächtigste und zugleich einer der schönsten in Europa ist, hindert den 32 Miglien langen Lauf. In Topolje, Knin und Roncislap führen Brücken, bei Scardona eine regelmäßige Fähre über sie. Ihre Hauptzuflüsse sind der Kerčić, Cicola und Verba.

Die Mühlen am Fall der Kerka findet man ausführlich in Kohl's „Reise nach Dalmatien und Montenegro" beschrieben, deren Verfasser Alles, was Technik, Industrie und Hydraulik betrifft, auf das Gründlichste und Detaillirteste behandelt hat. Während der türkischen Herrschaft gehörten die Mühlen auf der Ostseite den Venetianern, die auf der Nordseite den Türken, die Insel in der Mitte des Flusses mit einem Molo den Venetianern. Da diese außer 9 Rädern zum

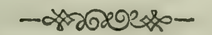
Walken, 12 Räder zum Mahlen besaßen, von denen 9 für die venetianischen und 3 für türkische Unterthanen bestimmt waren, und jedes täglich 30 staja (à 1.35 Wiener Metzen) mahlte, so wollten die Türken, welche nur 7 Räder hatten, die noch dazu langsam gingen, aus Neid ein Fort und eine Brücke bauen, um ihre Unterthanen jenseits der Kerka zu zwingen, nicht die venetianischen Mühlen zu benutzen, welche der Kammer von Sebenico jährlich 1700 Dukaten Pacht eintrugen.

Der vino maraschino wird aus der Maraschina-Rebe und mit besonderer Sorgfalt bereitet. Die Rebe wird auf Hügeln, welche vor dem Nordwind geschützt und der Sonne mehr ausgesetzt sind, in der Mitte des Herbstes gepflanzt, und sobald sie nicht ganz gesund ist, durch Senker von Pflanzen, die in demselben Jahre getragen haben, ersetzt. Das Beschneiden geschieht nur nach und nach an einem trockenen Tage, und man läßt nur so viel Reben, als zu einem mäßigen Ertrage nöthig sind. Das Behacken fängt im Dezember an, geht den Januar durch, und wird sowohl im Juli nach dem Abblättern, als Anfang August vor dem Traubenstützen wiederholt. Letzteres geschieht Mitte August, um versteckt hängende Trauben der Sonne mehr auszusetzen. Die Lese findet Ende September und mit großer Vorsicht statt. Man nimmt die Trauben so behutsam als möglich ab, um keine Beeren zu beschädigen, sucht alle unreifen und schadhaften Trauben, sowie alle schlechten und trockenen Beeren aus, und legt die guten lagenweise mit Weinblättern dazwischen in besondere Körbe, breitet sie nachher im Hause auf Matten aus, um sie nochmals von allen schlechten Beeren zu sichten und hängt sie dann mit Bindfaden an die Balken des Lokales zum Trocknen auf. Nach 20 bis 30 Tagen nimmt man sie herunter, sondert wiederum alles Verdorbene aus, und thut die guten und reinen Beeren zum Pressen in den Bottich. Ist die Hefe abgeschieden, füllt man den Wein in Fässer von Eichen- oder Kastanienholz, aber so, daß immer ein Faß an einem Tage voll wird, damit die Gährung, welche nach ungefähr 12 Stunden beginnt, gleichmäßig vor sich geht. Sogleich beim Eintritt derselben nimmt man einen ziemlichen Theil der klebrigen und unreinen Massen ab, und erst wenn die Gährung vollständig vorüber ist, nach circa 40 Tagen, schließt man das Spundloch, welches bis dahin offen geblieben ist. Nach Weihnachten füllt man den Wein in ein anderes ganz reines

Faß, läßt ihn bis zum März ruhen, und füllt ihn dann nochmals um, damit er ganz frei von allem Ansatz von Zucker oder Weinstein sei. Auf dieselbe Weise wird der Prosecco bereitet.

Der Prokljan, welcher 1600 Quadratmorgen oder 2.68 Quadratmiglien einnimmt, hat salziges Wasser, Ebbe und Flut, wie der Canale di Sebenico, mit dem er in Verbindung steht, und treffliche Fische.

Quellen: Srbsko-Dalmatinski Magazin za lěto 1846 pg. 28—37.; 1847 pg. 27—31.
Cninensia pg. 130 sq. Mss. in der Bibliothek Fanfogna-Garagnin.
N. Tommaseo. Studii Critici II, 172—189.
S. Ljubich. Bibliografia Dalmata. Mss.
La Dalmazia 1846 N. 35.
Salonitana ac Spalitensia Varia. pg. 35—40. Mss. in der Bibliothek Fanfogna-Garagnin.
Zora Dalmatinska III, 25. 26. Kopjoigraod Verdoliaka Imoćanina.
G. Bajamonti. Disquisit. III cp. 3. Mss. im Besitz des Co. Cambj.
Mailàth. Geschichte der Magyaren. Wien 1828. I. pg. 203 sq.; 221 sq.
Povĕstnica Bosne od Slavoljuba Bošnjaka. U Zagrebu 1851 pg. 106.
Difnico (Dr. Francesco). Historia delle Guerre di Dalmazia tra Veneziani e Turche etc. Mss. in der Bibliothek Fanfogna-Garagnin.
Vernino (Dr. Alessandro). Historia delle Guerre di Dalmazia sotto il generalato di Leonardo Foscolo. Venezia 1648.
G. B. Giustiniani. Documenti inediti. La Dalmazia 1847 N. 7.
Schematismus Dioecesis Sibenicensis 1851. — Schematismo della Diocese di Spalato 1852.
S. Ljubich. Svilno Rukotvorstvo u Dalmacii. Zora Dalmatinska II. 36. 37.
La Dalmazia 1845 N. 19; 23—25; 33. Appendice 6.; 1847 N. 46.
La Dalmazia 1845 N. 35; 1846 N. 2.



Sebenico.

Sebenico (sl. Šibenik), eine der malerischsten Städte Dalmatiens, steigt unmittelbar vom Meere amphitheatralisch einen steilen Bergabhang in die Höhe, so daß es nur zwei ebene gerade Straßen hat, und die meisten Gäßchen durch Treppen verbunden sind. Auf der Landseite stehen noch die alten Mauern und Thürme, welche die Stadt einst schützten, und die drei Forts, welche sie beherrschen, werden neuerdings wieder in Stand gesetzt. Die Stadt selbst hat 2 Vorstädte, 800 Häuser mit 7698 Einwohner, und ist der Sitz eines römischen und eines griechischen Bischofs. Der Verkehr mit der Morlacchei und Bosnien ist ziemlich lebhaft, und die in der Nähe befindlichen Steinkohlengruben erhöhen die Bedeutung des Ortes.

Wann und wie die Stadt entstanden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Die historischen Nachrichten über Sebenico sind nicht so reich, wie über andere Städte Dalmatiens. Die unvollständigen Geschichtswerke des Zavoneo und Difnico lassen es lange vor der christlichen Zeitrechnung, Lucius dagegen von den Croaten, und G. B. Giustiniani in seinen Documenti inediti erst von den Uskoken gegründet werden. Fenzi, der gelehrte Forscher seiner Vaterstadt, glaubt, daß das alte Castell Tariote, das Itinerar des Antonin, da gelegen, wo jetzt das Fort S. Anna steht. Kandler hält das alte Tambia des ungenannten Geographen von Ravenna dafür, und Nisiteo macht es wahrscheinlich, daß die alte Stadt der Riditer, welche an der Stelle des heutigen Dorfes S. Daniele lag, ebenso die Mutterstadt von Sebenico geworden ist, wie Epidaurus von Ragusa, und Salona von Spalato. Jedenfalls lockte der treffliche Hafen und die Nähe der

fruchtbaren Landschaften von Dernis, Knin und Verpoglie früher zu einer Niederlassung an, als die Uskoken in Dalmatien erschienen, und Sabellico sagt ausdrücklich, daß die Stadt sich schon 998 selbst verwaltet habe, und Giovanni Cornaro in diesem Jahre als der erste Rektor von Venedig nach Sebenico geschickt worden sei. Ob nun der Name wirklich von šibice, Ruthen, herzuleiten sei, aus denen die Hütten der ersten Ansiedler bestanden, muß dahingestellt bleiben. Keinesfalls rührt er von Sicum her, dem Ort, welchen nach Plinius der Kaiser Claudius seinen Veteranen zum Wohnort anwies, und der zwischen dem heutigen Traú und Spalato lag. Im Jahre 1066 unterzeichnete „in Sebenico" König Krešimir von Croatien und Dalmatien eine Urkunde zu Gunsten des von seiner Stiefschwester Cica in Zara gestifteten Nonnenklosters S. Maria, und König Stephan II., welcher 1087 dem Zvonimir folgte, stellte daselbst eine andere Urkunde aus, welche aber keine Jahreszahl trägt.

Im Jahre 1105 war König Koloman von Ungarn im Besitz der Stadt, und in seiner Gegenwart hielt in der Kirche S. Michael im Schlosse (jetzt S. Anna) der heil. Giovanni Orsini von Traú ein feierliches Hochamt ab.

Der Doge Ordelafo Faliero eroberte 1116 Sebenico abermals für Venedig, und beraubte es seiner Mauern und seines Castells, aber noch in demselben Jahre nahmen die Ungarn die Stadt wieder, und 1124 war König Stephan selbst dort. Bei der Zerstörung von Belgrado (jetzt Zara vecchia) durch den Dogen Domenico Michieli (1124) flüchtete sich ein großer Theil der Bewohner nach Sebenico, und dieses wuchs mehr und mehr, bis König Stephan III. ihm 1167 nicht nur das Stadtrecht, sondern auch die nämlichen Privilegien ertheilte, welche bis dahin Traú gewährt worden waren. Bald darauf eroberte Kaiser Emanuel von Byzanz Sebenico und die den Ungarn unterworfenen Küstenstädte, und in dieser Zeit war es, daß die Sibenzaner sich der Seeräuberei ergaben, der Schifffahrt vielen Schaden zufügten, und weil sie selbst einen apostolischen Legaten, Raimondo de Capella, rein ausgeplündert hatten, vom Papst Alexander III. in den Jahren 1169 und 1177 mit der Excommunication bedroht wurden.

Als Kaiser Emanuel 1180 starb, kehrte Sebenico mit dem übrigen Dalmatien unter die Herrschaft König Bela's III. zurück, ohne jedoch deßhalb die Seeräuberei ganz aufzugeben.

Im Anfang des 13. Jahrhunderts werden Saraceno und sein Sohn Domualdo, wie es scheint aus dem berühmten Geschlecht der Kačich, als Grafen von Sebenico genannt. Domualdo vertauschte mit Bewilligung des König Andreas von Ungarn das Schloß von Sebenico mit dem von Clissa, welches die Tempelherren besaßen, aber die Sibenzaner verweigerten diesen den Gehorsam, schloßen 1221 den 25. März ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Städten Traú, Spalato und Clissa ab, wobei sie zugleich gelobten, künftighin aller Seeräuberei zu entsagen, und zerstörten das Castell, wo bis dahin die Grafen residirt hatten. Wie sie sich später mit ihren neuen Herren, welche sich mit ihrer Klage an den Papst Alexander IV. gewandt, geeinigt, läßt sich nicht nachweisen. Nur so viel steht fest, daß Sebenico, um den Plackereien der Grafen Bribir zu entgehen, sich 1322 freiwillig an Venedig ergab, und von diesem 1358 im Frieden zu Zara an König Ludwig von Ungarn abgetreten wurde, welcher der Stadt ihre früher bewilligten Privilegien bestätigte. Während des Krieges zwischen Ungarn und Venedig gab Vittor Pisani 1378 die Stadt der Plünderung und Einäscherung preis, weil er sich nicht mit der Einnahme des Castells befassen wollte, welches die hinein geflüchteten Sibenzaner tapfer vertheidigten. Seit dieser Zeit wurde der Hafen mit einer Kette gesperrt. Nach dem Tode Ludwigs (1382) gehörte Sebenico bald der Königin Maria, bald den Königen von Bosnien (1388 bis 1396), bald war es ganz unabhängig, bald dem König Ladislaus (1400) und dessen Statthalter Hervoja (1409), oder dem König Sigismund (1409) ergeben, bis es sich endlich in Folge ernster Streitigkeiten zwischen Volk und Adel am 30. Oktober 1412 wiederum Venedig unterwarf, und der Republik bis zu deren Untergang so treu blieb, daß es vom Senat den Beinamen „fedelissima" erhielt. Achtzehn Artikel stellten die Bedingungen der Unterwerfung fest, und sind von Lucius gewissenhaft aufbewahrt worden. Die Regierung blieb nach wie vor der Stadt überlassen und in den Händen des Adels, und die Stadt behielt das Recht, Gesandte in's Ausland zu schicken.

Sebenico wurde unter der venetianischen Herrschaft ziemlich blühend, war die erste Stadt Dalmatiens, welche laut Dekret des Raths der Zehn vom 21. Mai 1485 eigene Münzen erhielt, zählte 1553 über 8200 Einwohner und 1275 Feuerstellen, und hatte im Handel einen Umsatz von über 50.000 Dukaten jährlich. Aber die Türken

verursachten der Stadt einen unermeßlichen Schaden. Von 300 Dörfern, welche zur Zeit der Unterwerfung an Venedig zur Stadt gehörten, waren Ende des 16. Jahrhunderts nur noch 45 übrig, und von diesen auch nur 15 eigentlich bewohnt. Die Vorstädte mußten mehrmals niedergerissen werden, und die Stadt selbst hatte drei Belagerungen (1538, 1647 und 1648) auszuhalten. Aber die Sibenzaner bewahrheiteten, was Palladio Fosco von ihnen sagte, als von den schlechten Mauern die Rede war: „Das thut nichts. Ihre Herzen sind die Schutzwehr.“ Sie schlugen den Feind mit Muth zurück. Besonders die 26-tägige Vertheidigung der Stadt vom 27. August bis 16. September 1647 gegen die 40.000 Mann starke Armee des Pascha von Bosnien gehört zu den ruhmwürdigsten Thaten der Dalmatier. Und nicht nur in, auch außerhalb der Stadt, wie bei der Eroberung von Castel nuovo 1687, zeichneten sich die Sibenzaner durch Tapferkeit aus. Ihr Name wird durch viele Volkslieder verherrlicht.

Der Fall der Republik rief, wie in vielen Städten Dalmatiens, auch in Sebenico traurige Scenen der Anarchie herbei. Dagegen aber fand 1809 die französische Militär-Commission in ganz Sebenico keinen einzigen Zeugen gegen die 5—600 Scardonesen, welche mit den österreichischen Truppen in die Stadt gedrungen und die kleine französische Besatzung zur Flucht genöthigt hatten.

Der Wunsch Sebenico's, einen eigenen Bischof zu haben, ging 1298 in Erfüllung, wo am 1. Mai Papst Bonifacius VIII. den Franziskaner P. Martino aus Arbe zum Bischof von Sebenico einsetzte, und der 34. Nachfolger desselben, der jetzige Bischof, zählt in seinem Sprengel über 65.000 Seelen.

Durch Dekret des Kaisers Napoleon vom 19. September 1808 wurde in Sebenico auch ein griechisches Bisthum errichtet, welchem ganz Dalmatien, Istrien, Ragusa und die Bocche zugetheilt wurden, und ein anderes Dekret vom 26. März 1810 ernannte den Bischof von Bosnien, Benedikt Kraljević, zum Bischof. Der Wohnsitz desselben wurde aber 1840 nach Zara verlegt.

Niccolò Tommaseo, geboren 1803, war mehrere Jahre in Florenz als Mitarbeiter an der Zeitschrift „Antologia“, ging dann politischer Verhältnisse wegen 1833 nach Frankreich, wo er, meist in Paris, einige Jahre zubrachte, bis er nach längerem Aufenthalt in Corsika in Folge der 1838 für Oesterreichisch-Italien erlassenen Amnestie dorthin

zurückkehrte, und seitdem in Venedig der Literatur und den Wissenschaften lebte. Gegen Ende des Jahres 1847 forderte er und Manin öffentlich zu einer Petition an den Kaiser um Milderung der Censur auf, wurde am 18. Januar 1848 festgenommen, aber am 17. März gewaltsam vom Volk befreit, und am 22. zum Mitglied der neuen Regierung ernannt. Als diese in Folge der Vereinigung Venedigs mit der Lombardei und Sardinien am 3. Juni abtrat, zog sich auch Tommaseo zurück, übernahm aber nach der Umwälzung vom 11. August als Cultusminister wieder die Spitze der Regierung, und ging zwei Mal nach Paris, um Hilfe nachzusuchen, kehrte jedoch im Januar 1849 unverrichteter Sache zurück, und verließ Venedig bei der Capitulation, ohne sich irgendwie bereichert zu haben. Er lebt seitdem in Corfu. Von seinen Werken erschienen:

Sull' educazione. Lugano 1834.

Nuovo Dizionario dei Sinonimi delia lingua Italiana. Firenze 1838.

La Commedia di Dante Allighieri con commento. Venezia 1837.

Il duca d'Atene. Parigi 1836.

Französische Behandlung der venetianischen Gesandtschaftsberichte aus dem 16. Jahrhundert in Bezug auf die Geschichte von Frankreich. Paris 1838. 2 vol.

Nuovi scritti. 4 vol. Venezia 1839—40.

Fede e Bellezza. Venezia 1840.

Marinovich Antonio. Venezia 1840.

Canti popolari Toscani*), Corsi, Illirici, Greci. 20 fasc. Venezia 1841—42.

Scintille. 4 fasc. Venezia 1842.

Studii critici. 2 vol. Venezia 1843.

Lettere di Pasquale de' Paoli. Firenze 1846.

Scritti di Gasparo Gozzi con giunto d' inediti e rari. 3 vol. Firenze 1849.

Der **Monte Tartaro,** dessen gleichgenannte Spitze 1592 Wiener Fuß erreicht, hat seinen Namen den Tataren oder Mongolen zu danken, welche 1242 den König Bela IV. nach Dalmatien verfolgten, und gehört zu der Kette der dalmatischen Küstenalpen, deren größte

---

*) Uebersetzt in's Deutsche von Ida von Düringsfeld. Dresden 1855.

Gruppe, dem Velebich gegenüber, das Thal der Zermagna umschließt und an der Kerka endigt. Gegen Mittag erhebt er sich im Verpolje bis zu 1745 Fuß.

Der **borgo di terra ferma,** Landvorstadt, zählt 3798 Seelen, der **borgo di mare,** die Seevorstadt, 1131 Seelen, so daß die eigentliche Stadt nur 2769 Seelen hat.

Der Hafen von Sebenico wird von dem Canale di Sebenico gebildet, welcher, 9½ Miglien lang und 1 Miglie breit, mehr einem Flusse gleicht, als einem Meerbusen, die ganze Westseite der Stadt umspült, und nur durch eine 1½ Miglien lange und 100 Klafter breite Meerstraße, den auf beiden Seiten von nackten Felsen eingeschlossenen Canal von S. Antonio mit der offenen See zusammenhängt. Am Ausflusse desselben liegt das Castell von S. Niccolò, am Beginn standen ehedem zwei Thürme, torrette, zwischen denen seit 1381 die Kette zur Sperrung des Hafens ausgespannt wurde, und welche in Kriegszeiten den Bewohnern der benachbarten Dörfer zum Zufluchtsort dienen sollten. In sie flüchteten sich 1409 beim Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Adel und Volk auch die aus der Stadt entkommenen Edelleute, und vertheidigten sich darin, bis die von ihnen erbetene Hilfe der Venetianer (1410) erschien, und Besitz von den Thürmen nahm.

Die Scoglien von Sebenico, auch die celadischen oder celadusischen Inseln genannt, die Celadussae des Plinius, bilden eine Gruppe von 60 mehr oder minder kleinen, bewohnten und wüsten Felseneilanden außerhalb des Canales von Sebenico, welche theils zur Weide benutzt werden, theils an ihren Küsten eine reiche Ausbeute von Schwämmen und Korallen geben. Die größten sind Zlarin, Crapano, Provicchio, Smajan, Capri, Kakan, Zuri und Morter. Letzteres, das Colentum der Alten, ist durch eine Brücke mit dem Festland verbunden, welche gegen einen Zoll den durchwollenden Schiffen geöffnet wird. Zuri war die letzte der liburnischen Inseln der Römer, und diente im 13. Jahrhundert den dalmatischen Seeräubern als Hauptstationsort, weßhalb es 1278 die Venetianer besetzten. Provicchio wurde ehedem von den reichen Sibenzanern zum Sommeraufenthalt benutzt. Crapano ist ebenso berühmt durch seine Schwämme, deren Fischerei Jedem freisteht, wie Zlarin durch die von seinen Bewohnern gepachtete Korallenfischerei.

Ferdinando Ugo de' Pellegrini, Verfasser der **Cantate a Clori** (Padova 1819) und **Canti popolari** (Venezia 1842).

Fort S. Niccolò am Ausflusse des Canales von S. Antonio, zwei Miglien von der Stadt entfernt, auf einem künstlich bearbeiteten Scoglio, der nur auf der Südseite durch eine schmale Landzunge mit dem Festland zusammenhängt, ist 1546 unter der Leitung des berühmten venetianischen Architekten Leonardo Sanmicheli aus Verona errichtet worden, und so fest, daß seine Mauern selbst den Kugeln schwersten Kalibers Widerstand leisten. Es hat die Gestalt eines Dreiecks mit drei Bastionen, deren eine, runde, gerade dem Eingange des Canales gegenüber liegt, über 300 Klafter im Umfang, eine vortreffliche Cisterne, welche nie leer wird, eine kleine Kapelle, die Wohnungen für den Commandanten und die Besatzung, und ausgezeichnete Kasematten, welche längere Zeit zum Theil als Kerker für politische Verbrecher benutzt wurden.

Unter der Republik war stets ein venetianischer Edelmann Befehlshaber dieses Forts, und er durfte bei Todesstrafe während seiner Amtszeit seinen Posten nie verlassen.

Dentale della corona (Dentex gibbosus), ein seiner Schönheit, Seltenheit und Schmackhaftigkeit wegen sehr geschätzter Fisch, welcher sich von der gewöhnlichen Gattung Zahnfische (**dentex vulgaris**) durch einen Auswuchs am Kopfe und seine Farbe unterscheidet. Aldobrando, welcher ihn zuerst entdeckte, gab 1638 in seinem Werke „**De piscibus**“ eine zwar kunstlose, aber getreue Abbildung von ihm unter dem Namen **Synagris**. Raffinesque gab in seinen „**Caratteri di alcuni nuovi generi di animali e di piante della Sicilia**“ (1810) eine kurze Beschreibung desselben Fisches, welchen er für neu hielt, und **Sparus gibbosus** nannte. Zum dritten Male gab Reuß in der „**Isis**“ 1832 eine vortreffliche Beschreibung und Abbildung desselben, und nannte ihn, da er ihn ebenfalls für neu hielt, **Dentex gibbiceps**. Aber die Vergleichung der verschiedenen Exemplare hat gezeigt, daß alle drei Gelehrte nur einen und denselben Fisch entdeckt haben, welcher im Monat August am häufigsten gefangen wird.

Fort S. Anna liegt an der Stelle des uralten Castells von S. Michele auf der Spitze des Berges, welchen die Stadt einnimmt. „Es würde,“ schreibt G. B. Giustiniani in seinem Berichte, „uneinnehmbar sein, wenn der nahe Berg S. Zuane (welcher jetzt das Fort

S. Giovanni trägt) es nicht beherrschte.“ Er räth daher, diesen zu befestigen, wie es später geschah. In damaliger Zeit residirte auch im Fort S. Anna ein venetianischer Nobile als Castellan, der jedoch die Freiheit hatte, am Tage aus und in die Stadt hinabgehen zu dürfen.

Fort Baron, niedriger als S. Giovanni und wie dieses auf einem Berge hinter der Stadt gelegen, verdankt seinen Namen der Erinnerung an den Baron Degenfeld, der es 1647 erbaute und in jener denkwürdigen Belagerung, welche Fenzi so glänzend geschildert hat, auf das Tapferste vertheidigte.

Anna Vidovich, die Gattin des Marc' Antonio Vidovich aus Sebenico, welcher zuerst die Osmanide des Gondola (Ragusa 1838) und die Liebesgedichte des Giorgi (Venedig 1827) metrisch aus dem Illyrischen in's Italienische übersetzt hat, ist die gefeierte Verfasserin von: Anka i Stanko (Zara 1851), Pisme (Zara 1844), Martirie e Distrazioni (Zara 1846) und vieler in Zeitschriften zerstreuter illyrischer Gedichte.

Conte Begna aus einer der angesehensten und vornehmsten Nobili-Familien von Zara, welche nach Neigebaur früher Benjovski hieß. Aus ihr stammte Simeone, der Bischof von Modrussa, welcher 1536 starb, und dessen Bruder Giandonato, Canonicus von Zara, welcher auf der Insel Pago 1534 zum Bischof erwählt, aber vom Papst nicht bestätigt wurde, und 1567 als Generalvikar des abwesenden Erzbischofs von Zara, Cardinal Luigi Cornaro, starb. Conte Begna, Commandeur der kroatischen Kürassiere, zeichnete sich 1646 im Türkenkriege, besonders im Gefecht bei Malpaga, aus, und Antonio Begna war einer der vier Zaratiner, welche sich, um den allgemeinen Wunsch Zara's zu erfüllen, 1780 erboten, das Theater auf eigene Kosten zu erbauen, dessen Bau auch 1781 begonnen wurde.

Der Dom, ganz aus Marmor, hat die Form einer Basilika, ist 121 Fuß lang, 46 Fuß breit und 61 Fuß hoch, und im gothisch-lombardischen Styl. Die Façade, nach Abend zu gerichtet, zeigt auch äußerlich die innere Eintheilung der Kirche in drei Schiffe. Das mittelste derselben wird von fünf hohen schlanken Säulen gestützt, auf denen spitze Bogen ruhen, über welchen sich die Mauern ebenfalls zuspitzend erheben, und so die Dachwölbung bilden. Am hervorragendsten ist die Canonica, welche sechs Fuß höher als der Fußboden der Kirche ist, der Hauptaltar und die 102 Fuß hohe Kuppel, welche sich kühn

weit über dem Giebel erhebt und durch große ineinandergefügte Steinplatten bedeckt wird. An der Südseite befindet sich das trefflich gearbeitete Battisterio mit der Geschichte Johann des Täufers in Haut- und Basreliefs, das sich durch den Reichthum an Marmor und die Feinheit der Arbeiten auszeichnet.

Der Bau wurde 1443 vom Dalmatier Matheo auf der Stelle der am 29. Juni 1382 abgebrannten Kirche von S. Giacomo, welche die nach Sebenico geflüchteten Bewohner von Belgrado gegründet hatten, mit dem vom Rath der Stadt dazu angewiesenen Fonds begonnen, und kaum 1536 vollendet, nachdem er über 80.000 Goldbukaten gekostet hatte. Am 28. April 1555 weihte der Bischof Johann II. Stafileo aus Traú die neue Kathedrale. Dem Einsturz nahe, wurde neuerdings durch allerhöchste Vergünstigung die Wiederherstellung des Doms bestimmt und der Ingenieur Paolo Bioni mit der Arbeit beauftragt.

Der Platz zwischen dem Dom und der Loggia ist die fast viereckige, schöngequaderte **piazza dei Signori**, der Herrenplatz.

Die Loggia war ehedem der Ort, wo öffentlich Recht gesprochen wurde, und in dringenden Fällen Versammlungen des Raths Statt fanden. Der „Große Rath" aus allen Edelleuten, welche das 18. Jahr zurückgelegt hatten, bildete den gesetzgebenden Körper, in welchen kein Plebejer Zutritt hatte, und wählte aus seiner Mitte eine große und kleine Curie für die Gerichts- und politischen Sachen, einen Conte, die Advokaten, Notare und Prokuratoren der Kirchen- und Gemeindeangelegenheiten. Die drei Richter der großen Curie, welche unter dem Vorsitz des venetianischen Conte Recht sprachen, wurden von drei zu drei Monaten neu gewählt, und erhielten Jeder 20 Lire (4 Thlr. 20 Ct.) monatlich Gehalt, die drei der kleinen Curie, welche die Bagatellsachen in erster Instanz entschieden, erhielten Jeder 15 Lire monatlich. Die Gesetze des Civil- und Criminalrechts und der Verwaltung waren im **Statuto** zusammengefaßt, welches 1260 nach dem von Zara entworfen und 1608 in Venedig gedruckt worden ist. Die Strafen waren meist Geldstrafen, nur erhebliche Diebstähle wurden mit Verstümmlung einzelner Glieder, und Morde mit dem Tode bestraft. Miethskontrakte von Häusern und Feldern hatten für länger als ein Jahr nur schriftlich Giltigkeit. Streitigkeiten über Wege, Grenzen der Besitzungen und Dienstbarkeit auf dem Lande wurden

von den sogenannten Landrichtern (giudici de' campi) abgemacht, welche, außer in den Fällen, wo sie ausdrücklich berufen wurden, alle Monat drei Tage lang das ganze Gebiet durchreisten, um Recht zu sprechen. Für die Verpflichtungen der Colonie oder kleinen Landpächter, und für Schadenersatz gab es besondere Bestimmungen. Kam z. B. in einem Dorfe ein Diebstahl oder eine Beschädigung vor, ohne daß man des Thäters habhaft wurde, so mußte die nächste Gemeinde mit dem Vorbehalt der Zurückerstattung bei Entdeckung des Thäters den Schaden bezahlen. Wer in seinem Hause eine Cisterne baute, konnte von der Gemeinde die Hälfte der Kosten fordern. Der Bogengang der Loggia wurde von Andreas Schiavone († 1582) al fresco gemalt, welcher auch den Dom mit einem guten Bilde, der Anbetung der drei Könige, geschmückt hat. Denn Sebenico war seine Vaterstadt, wie es auch die ist von

Martino, Verfasser des Chronicon Dalmatiae, 1489. Mss.

Macrones (Pietro), Canonicus von Scardona und ausgezeichneter Theolog, welcher viele Manuscripte und ein 1634 in Wien gedrucktes Gedicht: Controversia Lyei atque Tethidis hinterließ.

Sisgoreo (Giorgio), Vikar von Sebenico und Verfasser der 1477 in Venedig gedruckten Georgii Sisgorei Sibenicensis Carmina und der ungedruckten De situ Illyrici et civitate Sibenici.

Difnico (Pietro), illyrischer Dichter des 16. Jahrhunderts und

Difnico (Francesco), Verfasser der Historia della Guerra in Dalmazia tra Veneziani e Turchi dall' anno 1646 sino alla pace. Mss.

Nardino (Giovanni), Canonicus von Agram, welcher im 16. Jahrhundert das Lob Sebenico's in lateinischen Versen sang.

Tranquillo oder Tihich, Verfasser geistlicher Lieder. Mss.

Veranzio (Antonio), geb. 1504, studirte in Wien und Krakau, wurde dann Sekretär des Johann Zapolya, welcher ihn zu den wichtigsten Gesandtschaften benutzte, und trat nach dessen Tode in die Dienste König Ferdinands, welcher ihn zum Reichskanzler und Bischof von Fünfkirchen machte, wurde von Maximilian II. an Selim II. gesandt, um den Frieden zu vermitteln, und für das Gelingen seiner Botschaft 1558 zum Erzbischof von Strygonia und Statthalter von Ungarn ernannt, krönte 1572 den König Rudolf, und starb 1573 in Eperies, zahlreiche Reden und Werke politischen, historischen und archäologischen Inhalts, griechische und lateinische Gedichte handschrift-

lich hinterlassend, welche in Wien aufbewahrt und von Kovachich ausführlich aufgeführt werden. Sein Bruder Michiele, welcher längere Zeit in Siebenbürgen und Ungarn lebte, hinterließ Memorie sopra la storia d' Ungheria Mss. und mehrere Reden und Gedichte.

Sein Neffe Fausto Veranzio, geb. 1551, kam jung nach Ungarn, studirte dann in Venedig eifrig Mathematik und Physik und widmete sich besonders hydraulischen Arbeiten. Er regelte den Lauf des Tiber in Rom, schlug in Venedig die Errichtung von drei großen Brunnen vor, wobei er seinen Plan italienisch, französisch und lateinisch auseinandersetzte, leitete in Wien den Bau einer Holzbrücke über die Donau und baute anderwärts steinerne Brücken, Wind- und Wassermühlen, wurde dann Bischof von Canadium, fiel aber in Ungnade und hinterließ: Dizionario in 5 lingue. Venezia 1595. — Machinae novae, mit Erklärungen in fünf Sprachen. Venedig 1616. — Logica nova suis instrumentis formata et recognita. Venetiis 1616. — Zwölf Biographien der ausgezeichnetsten Jungfrauen (illyrisch). Rom 1606. — Regulae Cancellariae regni Hungariae. Mss. Seine Geschichte von Dalmatien ließ er mit sich in's Grab legen, laut seines letzten Willens.

Zavoreo (Domenico), Verfasser von 8 Büchern dalmatischer Geschichte (Mss.), welche Alberto Papali aus Spalato 1714 in's Italienische übersetzte, und

Zavoreo (Francesco), dessen Memoria statistica della Dalmazia 1821 in Venedig erschien.

Marnavich (Giov. Tom.), geb. 1579, Bischof von Bossina und apostolischer Legat in Ungarn und Polen, weihte 1634 die Kirche S. Girolamo in Rom, wo er 1639 starb. Verfasser vieler lateinischer und illyrischer Werke zu Ehren der Kirche und seiner Heimat, welche meist in Rom und Venedig gedruckt worden sind. De Illyrico Caesaribusque illyricis ist Mss.

Armolusich (Jacopo), Verfasser vieler illyrischer Poesien, von denen nur Slava ženska in Padua gedruckt worden ist.

Miocevich (Gian Antonio), Bischof von Traú, starb 1786. Ausgezeichneter Theolog, schrieb Predigten, über S. Giovanni Ursini und die Geschichte von Traú, und machte Zusätze zum Lucius, meist handschriftlich vorhanden.

Zoričich (Matteo), Franziskaner und illyrischer Schriftsteller in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und

Zoričich (Antonio), illyrischer Dichter und Verfasser der Vila dalmatinska (Zara 1852).

Frari (Dr. Angelo), bedeutender Arzt und Verfasser der Storia della febbre Epidemica a Spalato nel' anno 1817. Padova 1818. — Della Peste e della Pubblica Amministrazione sanitaria. Venezia 1840.

Frari (Dr. Giuseppe), ebenfalls Arzt, Verfasser der Storia ragionata delle malattie acute insorte a Sebenico l' anno 1783. Ancona 1786.

Marinovich (Pietro), Freund Tommaseo's und Verfasser mehrerer Werke, welche Tommaseo herausgeben wollte.

Giadrov (Vicenzo), Arzt und Verfasser der: Virtù antifebbrile della gomma resina clivo. Milano 1831.

Petranovich (Teodoro), Gerichtsrath, jetzt in Cattaro, ausgezeichneter Slavist, mehrere Jahre lang Herausgeber des „Srbsko-Dalmatinski Magazin", Uebersetzer der österreichischen Gesetzsammlung in's Serbische, und Verfasser einer noch ungedruckten Literaturgeschichte in serbischer Sprache. Sein Bruder ist der Verfasser eines serbischen Gebetbuches: Dobri pastir (Der gute Hirt). Zagabria 1850 und Neusatz 1853.

Tommaseo (Antonio), Franziskaner, starb 1837 und hinterließ ein Quaresimale und ein theologisches Werk: Della religione considerata ne' suoi fondamenti e nelle sue relazioni colla felicità dell' uomo.

Visiani (Roberto), berühmter Naturforscher, gegenwärtig Professor der Botanik in Padua, gab 1842 in Leipzig sein großes Werk: Flora dalmatica u. früher mehrere naturhistorische Abhandlungen heraus.

Quellen: Zavorei (Dominici). De rebus Dalmaticis. libri octo. Mss. der Bibliothek Garagnin-Fanfogna in Traú.
Fenzi, Studii Storici. La Dalmazia 1845. pg. 2.
Nisiteo (P.). Il Municipio de' Riditi. La Dalmazia 1845. N. 13—15.
Kandler (Dr.) Istria IV. 201. 205. 212. VI, 83.
Sebenico in La Dalmazia 1847 N. 6 sq. N. 12 sq.
Vita B. Johannis Confessoris Episcop. Traguriensis et ejus Miracula. Romae 1657.
Srbsko-Dalmatinski Magazin za lěto 1846 pg. 21 sq.
Lucio (Giov.). Historia di Dalmazia et in particolare della città di Traú, Spalato e Sebenico. Venezia 1674.

Mailàt. Geschichte der Magyaren. Wien 1828. I, 100 sq. II, 23 sq. 178 sq.
Lazzari (Vincenzo). Le Monete de' Possedimenti Veneziani. Venezia 1851. (Bagattini.)
Sibenicensia. Mss. in der Bibliothek Fanfogna-Garagnin. pg. 96—7; 101—2; 106—7.
Carrara (Fr.). Archivio Capitolare di Spalato 1844. N. 12 und 18.
Arkiv jugoslovenski II, 1. pg. 217. — Poviestnica Bosne. U Zagrebu 1851. pg. 106 sq.
Schematismus Dioecesis Sibenicensis 1851.
Menis. Il mare adriatico. Zara 1845.
Relazione sulla Dalmazia di Antonio Giustiniani nell' anno 1575 v. Documenti Storici sull' Istria e la Dalmazia da V. Solitro. Venezia 1844. pg. 102 sq.
Fenzi. L'Assedio di Sebenico v. La Dalmazia 1846. N. 43 sq.
Il Rammentatore Zaratino 1854 pg. 19. — 1853 pg. 17. — 1846 pg. 13.
Difnico (Fr.). Historia della Guerra etc. 1646. Mss. pg. 32 Bibliothek Garagnin-Fanfogna.
Statuta Civitatis Sibenici Venetia 1608.
Ljubich (Simeone). Bibliografia dalmata. Mss. des Verfassers in Citta vecchia auf der Insel Lesina.

Wie man sich in Spalato ein Haus einrichtet.

Spalato (lat. Spalatium, sl. Split) liegt unter dem 43°58′15″ nördlicher Breite und 34°51′15″ östlicher Länge halbmondförmig im Grunde einer Bucht auf der südwestlichen Seite einer Halbinsel, welche, 5 Miglien lang und 1½ bis 2 Miglien breit, vom Golf von Salona, dem Canale della Brazza und dem Busen von Stobrez gebildet wird. Es zählt gegen 12000 Einwohner, ist der Sitz eines Bischofs und eines Kreisamtes, hat ein Seminar, ein Gymnasium, eine Haupt- und Mädchenschule, zwei Spitäler, ein Findelhaus, ein öffentliches und ein Privat-Museum, eine ökonomische Gesellschaft und ein Casino, und ist nicht nur durch die Lage und Einwohnerzahl, sondern auch durch den Handel die bedeutendste Stadt Dalmatiens, durch seine Alterthümer eine der interessantesten Orte für Archäologen.

Die Stadt besteht aus der alten, welche den Palast umfaßt, der neuen Stadt, welche sich westlich von der alten ausbreitet, und den vier Vorstädten, welche die Stadt ringsum einschließen. Die Mauern, welche die Neustadt schützen, und die Wälle, welche die ganze Stadt umgeben und aus den Jahren 1645—70 herrührten, sind, seitdem sie der venetianische General Graf Schulenburg, der 1747 starb, auf einer Besichtigungsreise durch Dalmatien für gänzlich bedeutungslos erklärte, theilweise zum Häuserbau benutzt, theilweise abgetragen, um das Material anderweitig zu verwenden. Auch vom Castell, welches Vittore Bragadino, der erste Conte von Spalato, 1423—30 zur Vertheidigung des Hafens am Meeresufer errichten ließ, sieht man nur noch einen Thurm und die Bruchstücke von zwei anderen. — Marschall Marmont ließ es größtentheils niederreißen, um die Marina, den Quai

am Hafen, zu erweitern. Nur das Fort Grippe, welches die Stadt im Osten beherrscht und vom General-Provveditore von Dalmatien, Antonio Bernardo 1657 angelegt wurde, ist im guten Zustande erhalten und in neuester Zeit sehr verstärkt worden.

Die Straßen der Stadt sind eng und krumm, aber gequadert, die Plätze außer der piazza dei Signori, wo ehedem der Palast des venetianischen Conte stand und die Hauptwache noch steht, und der piazza del Tempio, wo sich der Palast des Bischofs befindet, zwar gequadert, aber klein. Die Häuser sind von Stein, meist regelmäßig, nur in der Altstadt mit möglichster Benutzung des Palastes oder des wenigen Raumes gebaut, und mit wenigen Ausnahmen nicht durch äußere Architektur ausgezeichnet. Um so großartigeren Eindruck machen die zum Theil noch wohlerhaltenen Ueberreste des Palastes, welchen sich der Kaiser Diocletian 301 erbaut hatte, um dort frei von den Sorgen der Regierung, welche er 304 niederlegte, sein Leben zu beschließen. Er war mit solcher Pracht aufgeführt, daß Kaiser Constantin Porphyrogenitus von ihm schrieb: weder Plan noch Beschreibung sei im Stande, eine vollkommene Idee von der Herrlichkeit dieses Palastes zu geben, und so groß, daß er weit eher eine Stadt genannt werden könnte, als ein Palast, da er außer den Wohnungen des Kaisers, seine Umgebung und Beamten, einen Tempel, Bäder, Circus, Theater, kurz Alles enthielt, was zum Luxus und Vergnügen eines genußsüchtigen Römers dienen konnte.

Adams in seinen **Ruins of the palace etc.** (London 1764), und Cassas in seiner **Voyage Pittoresque et Historique de l' Istrie et de la Dalmatie** (**Redigé par I. Lavallée. Paris** 1802) haben den Palast, wie er gewesen ist oder wie er sein konnte, ausführlichst beschrieben. — Professor **Dr.** Lanza in seinem Werke **Dell' antico Palazzo di Diocleziano** (**Trieste** 1855) und Wilkinson (Dalmatien und Montenegro Lpz. 1849) halten sich am treuesten an die Messungen und das noch Vorhandene.

Nach Lanza bildete der Palast ein Oblongum, dessen mittlere Länge 190,448 Metres, dessen mittlere Breite 160,212 Metres betrug, und dessen kürzere Seite die nördliche war. Die Mauern bestanden aus großen, regelmäßig behauenen Steinen von weißem kreidigen Kalkstein, wie man ihn auf der Brazza findet. Die Südseite, am Meere, war mit fünfzig Säulen verziert, welche eine sieben Metres breite

Gallerie längs der ganzen Façade bildeten, und von denen noch 44 halb erhoben an der Mauer zu sehen sind.

Drei Haupteingänge: das goldene Thor im Norden, das eiserne im Abend und das erzene im Morgen führten in den Palast, und jedes Thor hatte zwei achteckige Thürme neben sich. In der Südseite geleitete ein Ausgang ohne alle Verzierung unmittelbar zum Meer, das erst später allmälig die jetzige Marine angespült hat, und zu den weitläufigen Souterrains, welche sich bis mitten in den Palast erstreckten. An jeder Ecke des Palastes ragte ein viereckiger Thurm 5 Metres über die äußere Mauer empor, welche auf der Südseite 50, und auf der Nordseite nur 17 Metres hoch war, weil der Boden von Süden nach Norden zu aufsteigt. Deshalb hatten auch die beiden Thürme der Nordseite nur drei Stockwerke, während die der Südseite vier hatten. Zwischen den Eckthürmen und Thoren befanden sich noch je ein kleiner viereckiger Thurm von der Höhe der Mauer, so daß jede der drei Seiten deren zwei hatte. Das Innere des Palastes wurde durch zwei Straßen rechtwinklig durchschnitten, die eine verband das eiserne Thor mit dem erzenen, die andere, die Hauptstraße, führte vom goldenen Thore zwischen zwei Säulenhallen zu dem von einer mächtigen Säulenhalle umgebenen Peristylium, dem heutigen Domplatze, aus dem man in den vom Kaiser bewohnten Theil aufstieg. Doch bevor man die Stufen zu der Gallerie betrat, welche vor der Rotunde des Vestibulum lag, sah man links den Tempel der Diana, oder wie Einige wollen, des Jupiter, den jetzigen Dom, und rechts das Mausoleum Diocletian's, welches man in ein Baptisterium umgewandelt hat, und bisher für einen ehemaligen Tempel des Aesculap hielt. Die Thermen befanden sich nach der Abendseite zu, unfern der heutigen Kirche von S. Michele, während das Atrium dort gewesen sein soll, wo jetzt die Knabenschule und das Kloster von S. Chiara steht. Nach Diocletian's Tode (312) wurde sein Palast (432) für ein Gynecäum des Staats erklärt und der Prokurator desselben (**Procurator Gynecii Jovensis**, weil jeder weströmische Kaiser **Giovio**, seine Wachen **gioviane** und selbst sein Wohn- oder Geburtsort **giovia** genannt wurde) wird 480 unter den Großwürden des abendländischen Reiches aufgezählt. Als Salona (639) zerstört wurde, flüchteten sich die Bewohner theils auf die benachbarten Inseln, theils in den nur 3000 Schritte entfernten Palast, welcher von den Verheerungen der Barbarenhorden verschont geblieben war. Die auf den In-

18*

seln Zerstreuten sammelte ein reicher Edler, Sever, um ein neues Vaterland zu gründen; sie begaben sich nach dem Palaste, wo sie schon Einige ihrer Leidensgefährten angesiedelt fanden, und ließen sich 645 ebenfalls im Palaste nieder. So entstand allmälig aus dem Palaste eine Stadt, welche ihrem Ursprunge gemäß von Negri Palatium, vom Anonymus von Ravenna Spalathion, von Porphyrogenitus, Marulus, Zane u. A. Aspalatum, von Peutinger, Thomas Archidiaconus und Baromus Spalatum, von Mica Madio Spaletum, von Thomas Marnavich Spaletium und auf dem alten Stadtsiegel in der Umschrift Spalatum („quia spatiosum erat Palatium Spalatum appellare cöperunt", wie der Archidiaconus sagt) genannt wurde, woraus sich später Spalato und das im gewöhnlichen Leben häufige Spalatro bildete.

Schon 650 folgte Spalato Salona als Sitz der Metropolitankirche, welche, 418 eingesetzt, im Jahre 680 alle Kirchen von Dalmatien und 837 nicht weniger als 24 Bisthümer umfaßte, und 932 wurde der Erzbischof von Spalato zum Primas von Dalmatien und Croatien ernannt.

Von den umwohnenden Slaven vielfach bedrängt und den griechischen Kaisern wenig geschützt, unterwarf sich Spalato 806 Kaiser Karl dem Großen, erklärte sich, da es schon 810 wieder griechisch werden mußte, 827 für gänzlich unabhängig, und regierte sich nach eigener Weise. Wie damals in allen Städten der Dalmazia romana gab ein Gemeinderath, aus Patriziern, Bürgern und Plebejern bestehend, die Gesetze, welche vom ganzen Volk gebilligt und beschworen werden mußten, um Giltigkeit zu haben, sorgte ferner für die Bedürfnisse der Stadt, und wählte den Rettore, welcher nach den Gesetzen alle Rechtsfälle entschied, und hatte, wie der Clerus bei der Wahl des Rettore, so auch Stimmrecht bei der Wahl des Bischofs. Erst als die Herren von Bribir 1289 fast in allen Städten Conte oder Rettore waren, wurde der Bürgerstand von den Hauptämtern ausgeschlossen und die demokratische Regierungsform in eine aristokratische verwandelt. Gargano aus Amona, Podestà von Spalato, sammelte 1239 die alten Gesetze in einem Bande, welcher Anfangs Capitolare, und später Statuto hieß.

Seit 868 wiederum unter griechischem Schutz stehend, zahlte Spalato 930 doppelt so viel Tribut wie die andern Städte, wandte sich, gleich diesen, da die byzantinischen Kaiser zu machtlos wurden, an Venedig und leistete 997 dem Dogen Pietro II. Orseolo den Eid der Treue.

Gleichwohl findet man noch immer griechische Prioren in Spalato, welches nicht nur 1052 den König Krešimir Petar von Croatien und Dalmatien als Oberherrn anerkannte, sondern auch 1073 und 1094 den Dogen Domenico Selvo und Vitale Faliero huldigte.

Des Königs Krešimir Neffe und Thronerbe Stephan zog sich, als er nach des Oheims Tode (1073) durch Slaviz der Krone beraubt ward, nach Spalato in's Kloster von San Stefano zurück und starb dort 1074. König Koloman von Ungarn wurde 1105 in Spalato als Herr aufgenommen, bestätigte die Freiheiten und Rechte der Stadt und legte in einen östlichen Thurm des Palastes eine Besatzung unter dem Befehl eines Ungarn. Als er (1114) gestorben war, beschloß der Befehlshaber des Thurmes im Einverständniß mit dem damaligen Erzbischof Manasse, welcher ein Ungar war, sich bei Gelegenheit eines Kirchenfestes außerhalb der Stadt aller Befestigungen zu bemächtigen, um den möglichen Abfall der Bürger zu verhindern. Aber diese, vor dem Anschlag gewarnt, trafen heimlich Gegenanstalten; die Besatzung fiel, als sie den Thurm verließ, in einen Hinterhalt, und Keiner entkam; nur dem Erzbischof glückte es zu entfliehen.

1115 ergab sich die Stadt dem Dogen Ordelafo Falier, 1123 dem König Stephan II., Koloman's Sohn, welcher nach Dalmatien kam, 1125 wiederum dem Dogen Domenico Michele, welcher aus Syrien zurückkehrte, und 1143 dem König Geysa II. von Ungarn, welcher die von Koloman, Stephan und 1138 von seinen Vater Bela bewilligten Privilegien bestätigte und vermehrte. 1168 wurden nach einer längeren Belagerung die Griechen Herren von Spalato, und Costantino Sebasta residirte 1171 dort als Herzog von Dalmatien im Namen seines Neffen, des regierenden Kaisers Emanuel. Als Letzterer starb, trat Spalato 1181 wieder unter die Hoheit des Königs Bela III. von Ungarn, dessen Sohn Andreas, als Herzog von Dalmatien und Croatien 1199 die Freiheiten der Stadt beschwor und als König 1217 von Spalato aus seinen Kreuzzug antrat. Im Bunde mit Traú und Sebenico züchtigen die Spalatriner 1221 die Seeräuber von Almissa, nehmen ihnen 1240 die Brazza weg und zwingen sie durch die Gefangennahme Assor's, des Sohnes des Malduco, zur Nachgiebigkeit.

Als die Tataren oder Mongolen 1241 die Magyaren geschlagen hatten, floh König Bela IV. nach Spalato und von dort nach Traú,

und zog dadurch der Stadt (1242) einen heftigen Angriff durch die Tataren zu, welcher indeß kräftig zurückgeschlagen wurde.

Eine blutige Fehde zwischen Spalato und Traú über den Besitz des Grenzortes Ostroch fiel zum Nachtheile der erstern Stadt aus und wurde 1245 durch den König Bela selbst beigelegt, brach aber später von Neuem los, und endete nach vielfachen Verwüstungen des gegenseitigen Gebiets und nach mehreren einander widersprechenden Entscheidungen erst 1277 mit der Wiederherstellung des status quo von 1243.

Ein anderer Streit mit der ungarischen Besatzung von Clissa wegen Wegnahme von Getreide während der Ernte zog den Spalatrinern trotz aller ihrer Versicherungen den Zorn der Königin Maria zu, welche seit 1264 in Clissa residirte, und um sie zu besänftigen, mußten sie zwölf junge Edelleute als Geißeln nach Ungarn schicken.

Im Jahre 1300 kam König Karl Robert aus Neapel, der Sohn Karl Martell's, nach Spalato, wurde ehrenvoll aufgenommen, aber erst als König anerkannt, als Papst Bonifaz es bei Strafe der Excommunication befahl. Die Gewaltthätigkeiten des Ban Giorgio von Bribir veranlaßten 1327 die Unterwerfung Spaloto's unter Venedig; aber als König Ludwig von Ungarn nach Dalmatien kam, trat Spalato (1357) zu ihm über. Nach seinem Tode ergriffen die Spalatriner die Partei des Königs Sigismund, unterwarfen sich 1390, um vor dem Prior Giovanni Palisna geschützt zu werden, dem König Twrtko von Bosnien, welcher alle ihre Rechte und Freiheiten bestätigte, und 1402, in Folge des innern Krieges zwischen den Intrinsici und Estrinsici, der Demokraten und Aristokraten, welche seit 1398 gegen einander wütheten, dem König Ladislaus von Neapel, welcher 1403 den Herwoja, seinen Statthalter von Dalmatien, zum Herzog von Spalato erhob. Nach dessen Fall (1413) blieb Spalato ungarisch, bis es 1420 den 28. Juni sich freiwillig Venedig unterwarf und seitdem venetianisch blieb.

Die Nähe der Türken brachte auch Spalato, wie allen andern Städten des dalmatischen Festlandes, vielfaches Unheil. Erzbischof Bernardo Zane mußte 1507 mehrmals mit dem Schwert in der Hand gegen die Türken ziehen, welche während des Friedens raubend und sengend bis in die Vorstädte drangen. Die Kirche von Santa Croce im Borgo grande mußte niedergerissen werden, um nicht gegen die Stadt zu dienen, und das Gebiet, welches 15 Miglien lang und 2 Miglien breit war, hatte 1553 noch sieben Dörfer mit 750 Seelen,

während die Stadt selbst blos 2490 Einwohner zählte. Um Clissa wiederzugewinnen, setzten Giovanni Alberti und drei Canonici von Spalato 1596 vergebens ihr Leben daran. Es gelang, die Feste mit einer Hand voll Uskoken und Poglizzaner zu überrumpeln, aber nicht, sie zu behaupten. Die Belagerung von 1657 wurde mit Hilfe der Lesignaner glücklich abgeschlagen.

Der Fall Venedigs (1797) machte Spalato einige Tage lang zum Schauplatz blutiger Auftritte, dann besetzten es die Oesterreicher und 1806 die Franzosen. Im Jahre 1809 wurde die Stadt während des Sommers von einigen österreichischen Compagnien besetzt, welche, unterstützt von den Bewohnern, im August den Angriff einer französischen Colonne abschlugen, und am 8. Dezember von einer englischen Corvette beschossen, welche nach vier Stunden vor dem Feuer der Bürgergarde abziehen und ihren Anker zurücklassen mußte. 1813 nahmen die Oesterreicher wieder Besitz von der Stadt, welche 1816 Hauptstadt des gleichnamigen Kreises wurde, 1828 aber die Metropolitanrechte ihrer Kirche verlor und blos Bischofssitz blieb.

Die Trümmer von Salona hat der Abate Dr. Francesco Carrara, welcher seit 1842 die Ausgrabungen leitete, ausführlichst in seiner **Topografia e Scavi di Salona** (Trieste 1850), und **De' Scavi di Salona nel 1848 e 1850** (Vienna 1850 und Praga 1852) beschrieben. Das erstere Werk hat Neigebaur in seinen Südslaven pg. 153 sq. im Auszug mitgetheilt, das letztere die Gräfin Haslingen aus Schlesien in's Deutsche übersetzt.

Mons Marian (Margliano, sl. Mérljan), wahrscheinlich so genannt von den beiden Landkirchen, die an seinen Abhängen standen, und beide der Madonna geweiht waren, ist ein 564 (nach Carrara 579) Wiener Fuß hoher Berg, mit welchem die Halbinsel endigt, auf der Spalato liegt. Im 12. Jahrhundert hieß er Kyrie-eleison und trug eine Kirche von San Ciriaco, deren Einweihung vom Erzbischof Manasse 1114 der ungarischen Besatzung Gelegenheit geben sollte, sich Spalato's zu bemächtigen. Zur Zeit des Diocletian soll er der Diana geheiligt gewesen sein.

Solta (sl. Šolta), das Olynta der Alten, eine Insel im Kreise Spalato, welche durch eine kaum ½ Miglie breite Meerenge von der Insel Brazza, durch den Canale di Spalato vom Festland und der Insel Bua, und durch den 3 Miglien langen und 2 Miglien breiten

Canale di Solta von der Insel Zirona grande getrennt wird. Sie ist gebirgig, erhebt sich mit dem Monte superione 770 Fuß hoch über der Meeresfläche, und hat nur im Innern eine größere, äußerst fruchtbare Thalebene, welche mit Saaten, Weingärten, Oel- und Mandelbäumen bedeckt ist. Der Honig, welcher auf der Solta erzeugt und mit Salveiblüten gereinigt wird, ist weit und breit berühmt und dient als Heilmittel.

Die Insel hat acht Ortschaften mit 1900 Seelen, und ist reich an guten Häfen, von denen die von Oliveto, Karober, Sordo und Porto Rosso für Schiffe jeder Größe geeignet sind. Der größte Theil des Grund und Bodens gehörte ehedem der Commune von Spalato, welche ihre dortigen Grundstücke (im Jahre 1553 für 680 Dukaten) verpachtete, das übrige Land meist reichen Spalatrinern, welche ihre Landsitze dort hatten. Um sich an Spalato zu rächen, ward daher die Solta mehrmals verwüstet: 1240 von den Almissanern, 1357 und 1418 von den Venetianern.

Der Biocovo, ein 5587 Fuß hoher Berg bei Macarsca, welcher seines Pflanzenreichthums wegen berühmt ist und häufig von Botanikern besucht wird. Der König Friedrich August von Sachsen bestieg ihn am 5. Juni 1838, und Professor Petter beschrieb ihn in der „**Flora**“ von 1832. Er gehört wie die 4235 Fuß hohe Gruppe des Mossor und die Kette der Cabani oder Karbani zu der Küstenalpenkette Dalmatiens, deren höchster Punkt er ist.

Conte Dr. Antonio Bajamonti, aus einer alten italienischen Familie, welche früh von Brescia nach Spalato übersiedelte, und Neffe der beiden als literarische Notabilitäten bekannten Girolamo und Giulio Bajamonti, ist Arzt und der Verfasser der Biographien seines Erziehers, des 1852 in Macarsca, seiner Vaterstadt, als Preposito der dortigen Kirche verstorbenen Giuseppe Ciobarnich, welcher außer vielen italienischen und lateinischen Gedichten und Abhandlungen eine größere lateinische Dichtung: „**Dioclea**“, religiösen Inhalts handschriftlich hinterlassen hat, und seines Freundes, des 1854 verstorbenen Professors Abate Francesco Carrara, welcher ihm 1849 seine „**Canti del popolo Dalmato**“ Zara gewidmet hat. Die Biographie des Ciobarnich erschien in Spalato (1852), die des Carrara soll noch gedruckt werden.

Girolamo B., bedeutender Jurist, Präsident am Tribunal von Spalato und Appellationshof in Ragusa, und Deputirter Dalmatiens bei Napoleon, welcher ihn zum Ritter der Ehrenlegion ernannte, bekundete seinen Geist in seinen Schriften, von denen wir besitzen:

Doltrina agraria. Giornale Italiano 1790 pg. 73. 1792 pg. 108.
Sopra i veri mezzi di promovere l'Agricoltora in Dalmazia. (Op.)
All' Eccelsa J. R. Aulica Commissione Plenipotenziaria. Mss.
Prospetto Ragionato di alcune notizie storiche conducenti a ben intendere la Giurisprudenza Romana. Padova 1808.
Dissertazione sopra il problemo proposto per il Comorso dell' anno 1810 dall' Accademia di Scienze, Lettere ed Arti di Padova. Padova 1813.
Discours. Prononcé le 19. Janvier 1812 à l' installation des Tribunaux.

Dr. Giulio B., Arzt, Dichter und Componist, schrieb die Leichenrede seines Freundes Boscovich, eine Empfangsrede für die Ankunft des Bischofs Stratico in Lesina (Op.), ferner:
Sopra alcune particolarità dell' Isola di Lesina. 1790 Op.
Memorie della città di Spalato in Dalmazia. Mss.
Sull' ascingamento delle paludi d' Imoschi. Venezia. Op.
Storia della peste in Dalmazia nel 1733 e 1734. Venezia 1786.
La traslazione di S. Doimo. Dramma per musica. Op.
Proseguimento della Storia di S. Doimo. Venezia 17.
Sylloge Disquisit. (Ueber das alte Dalmatien) Mss. und einige andere noch ungedruckte Werke, lebte aber als Cyniker fern von öffentlichen Geschäften.

Das Lazareth, von welchem Cassas sagt, es wäre eines der schönsten in Europa, ist ein ganz gewöhnliches Gebäude aus dem Ende des 16. Jahrhunderts (1578), wo Spalato nicht nur den ganzen Handel zwischen Bosnien und Serbien mit Venedig und Ankona vermittelte, sondern auch Waaren aus Indien und Persien auf dem Landwege über Constantinopel empfing und weiter beförderte, so daß das Zollamt von Spalato der türkischen Regierung (nach Hammer) fünf Millionen Asper jährlich eintrug. Als 1815 die Pest ausbrach, wurde der Bazar von Spalato, welcher seit dem Frieden von Passarowitz 1718 eingerichtet und sehr besucht war, aufgehoben, aber seit 1845 wurde wieder türkischen Karavanen gestattet, bis Spalato zu kommen. Ein Theil des Lazareths ist zu Gefängnissen eingerichtet.

Der Domplatz oder Tempelplatz (piazza del Duomo o Tempio) ist das Peristilum des Palastes. Sechzehn große Säulen, die meisten aus egyptischem Granit, die andern aus griechischem Marmor, mit

Bogen zierten es, sind aber jetzt größtentheils verbaut. Nur die Loggia, in welcher es endigte, und zu welcher fünf Stufen hinaufführen, ist fast noch unversehrt mit ihren vier Säulen aus rothem Granit und ihrem eleganten Frontispiz. An diesem ist eine Marmortafel zur Erinnerung an den Besuch des Kaisers Franz I. am 13. Mai 1818 eingemauert.

Der Tempel der Diana, oder wie Andere wollen, des Jupiter, die jetzige Kathedrale, innen rund, äußerlich achteckig, wird von einer Halle von 24 schönen, 6 M. hohen und 0,60 M. starken Säulen aus Granit und Marmor umgeben, welche ihre Bedeckung größtentheils eingebüßt und die Statuen, die auf ihr standen, sämmtlich verloren hat. Im Innern tragen 8 große, 7 M. hohe Granitsäulen 8 kleinere, nur 3,50 M. hohe Säulen aus Granit und Porphyr, über denen sich die noch ganz erhaltene Kuppel aus Ziegelsteinen wölbt, welche fast bis oben hinauf lauter kleine volle Bogen, einen über den andern, bilden. Zwischen der oberen Säulenreihe läuft ein Fries mit Basreliefs, welche Jagden vorstellen, rings herum. Das Licht fiel blos durch den Eingang und ein über demselben befindliches, jetzt zugemauertes, halbrundes Fenster hinein, die anderen Fenster sind, wie die Altäre, Kapellen und Emporkirchen, Werke späterer Jahrhunderte. Die Höhe der Rotunde, welche 13 M. im Durchmesser hat, beträgt bis zum Anfang der Wölbung 14,20 M., die des Tempels bis zur äußersten Spitze des Daches 25,30 M. Die Thürflügel sind 1214 von Andrea Gavina geschnitzt, der steinerne Sarg aber, welcher über dem reichgearbeiteten Architrav des Portals stand, und die Leichen der 1242 in Clissa verstorbenen Töchter König Bela's IV., Katharina und Margaretha, enthielt, ist 1818 nach Wien geschafft worden. Die Gebeine des heil. Doimo, des Schutzheiligen von Spalato, des ersten Bischofs von Salona und Apostels von Dalmatien, welcher, aus Antiochia gebürtig, von S. Peter, seinem Lehrer, nach Dalmatien geschickt wurde, die Kirche in Salona gründete, das Christenthum in der Provinz verbreitete, und unter dem Präfekten M. Antonius (64) den Märtyrertod erlitt, ruhen seit 1770 in dem für sie errichteten Grabmal. Der Altar des Heiligen wurde schon 1426 vom Mailänder Bonino vollendet.

Der Campanile, Glockenthurm, wurde auf Kosten der Königin Maria, der Gemalin König Karls des Lahmen von Neapel, begonnen, und auf Kosten der Königin Elisabeth der Aelteren, der Mutter des

Königs Ludwig von Ungarn, gegen 1360 vollendet. Er ist 210 Fuß hoch, hat fünf Stockwerke, und besteht nur aus Ueberresten von Salona, welche ganz unregelmäßig und willkürlich verwendet worden sind. Dem Einsturz nahe, ließ ihn die Kaiserin Carolina Augusta wieder repariren, und die oberste Gallerie neu bauen. Nach Carrara wurde der Bau des Thurmes vom Architekt Niccolò Twerdor, einen spalatriner Borghesen, 1416 begonnen und erst 1621 vollendet.

Porta aurea, das Hauptthor des Palastes, welches nach Salona führte und aus welchem man, wie bei allen Thoren, in ein kleines viereckiges Vestibül trat, um in die Straße des Vorhofes zu gelangen, ist halb in die Erde vergraben. Zwei Nischen neben dem Thürbogen und drei über demselben trugen einst Statuen, aber der Provveditore Diedo soll sie zum Theil nach Venedig geschickt haben, wohin auch die über dem äußern Säulengang des Domes gekommen sein sollen. Sowohl innen wie außen sieht man längs der Mauer große Bogenfenster, welche darauf schließen lassen, daß sich an der Mauer Wohnungen, vielleicht für die Wachen des Palastes, befanden.

Salona, welches nach Porphyrogenitus halb so groß wie Byzanz war und nach Spon 10 Miglien im Umfang hatte, lag am Meer, längs des Jader oder Hyader, dem heutigen Giadro oder Salona. Es soll nach G. Bajamonti früher Restos und dann Slavna, das Glorreiche, geheißen haben, woraus Salona wurde. Nach Carrara war es das alte Illina des Apollonius Rhodius, und nach Tommaso Archidiacono rührte Salona von salo, Meer, her. Nach der Zerstörung von Delminium wurde es der Mittelpunkt des Landes, und in den dalmatischen Kriegen von L. Cecilius Metellus (117 v. Chr.), Cnejus Cosconius (78 v. Chr.), Marcus Octavius (49 v. Chr.), C. Asinius Pollio (42 v. Chr.) und Bato, dem Führer der Dalmatier (6 n. Chr.) belagert, aber nur von Metelus, Cosconius und Pollio überwunden. Besiegt erhielt es das römische Bürgerrecht, und wurde nacheinander Conventus, Colonia, Metropolis, Präfektur und Prätur, und die dortige christliche Kirche unter der unausgesetzten Reihenfolge von 61 Bischöfen die erste Dalmatien's. Als Metropolis bedeutend vergrößert, besaß Salona zur Zeit des Präfekten Tarquinius unter dem Kaiser Maximian, dem Heruler, eine ganze Küstenflotte, drei öffentliche Kaufhallen, eine Waffenfabrik, eine Purpurfärberei, ein Frauenhaus, und eine Reihe von prächtigen öffentlichen und Privatbauten,

wie ein Forum, eine Curie, Vorhöfe, ein Amphitheater, ein Capitol, eine Quästur, Wasserleitungen, Bäder und Tempel. Aber mit dem Reichthum kam auch die Verweichlichung, und 639 widerstanden die Bewohner nur kurze Zeit dem Angriff der Avaren, und flohen mit solcher Hast auf die Barken, um sich und ihre Kostbarkeiten zu retten, daß eine große Zahl der Fliehenden dabei um's Leben kam. Salona wurde von den Avaren mit Feuer und Schwert zerstört, und was dem Brande und der Verwüstung entging, fand in den späteren Jahrhunderten seinen Untergang, denn seine Ruinen waren nicht nur die allgemeine Steingrube, aus welcher der Campanile von Spalato und der Dom von Traú gebaut wurde, und die Venetianer für so manchen ihrer Paläste, die Spalatriner für ihre Mauern und die Umwohner für alle ihre Bauten Materialien holten, sondern sie wurden auch von den venetianischen Provveditoren, wie 1678 von Pietro Valiero, an Geldes Statt, Einzelnen als Belohnung angewiesen, und ganze Kisten voll fortgeschickt. So kam es, daß, ehe die Ausgrabungen begonnen, außer den Ueberresten der Wasserleitung, dem sogenannten Pontesecco, kaum noch eine Spur der alten Stadt zu sehen war, und fast nichts den Ort verrieth, wo sie gestanden hatte.

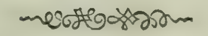
Das heutige Salona ist ein Dorf von wenigen Häusern. Das von den Mauern des zerstörten Salona eingeschlossene Feld gehörte laut Schenkung des Königs Andreas 1217 dem Kapitel von Spalato, die Mühlen waren häufig ein Gegenstand des Streites.

Die Vorstädte von Spalato entstanden Ende des 15. Jahrhunderts, als die Türken das Innere der Provinz beunruhigten, und viele Bergbewohner ihre unsicher gemachten Besitzungen verließen, um theils in den befestigten Castelli, theils unter den Mauern der Städte Schutz zu suchen. Ihr Beispiel zog mit der Zeit viele andere Familien nach, so daß die Einwohnerzahl der Borghi von Spalato, welche 1552 noch 583 Seelen betrug, jetzt beinahe die der Stadt um das doppelte übersteigt und gegen 7000 Seelen beträgt, während die Stadt deren nur über 4000 zählt. Die Bewohner der Borghi werden nicht wie Kohl sagt Borghigiani, sondern Borghesi genannt. Sie bildeten früher eine eigene Kaste, hatten in Kriegszeiten einen eigenen Capitano, und behielten bis jetzt ihre frühere Lebensweise und Kleidung, ihre Sitten und Gebräuche und ihre Sprache bei. Während die Städter italienische Gesittung und Bildung annahmen, blieben die Borghesen so

roh, ungebildet und abergläubisch, aber zugleich so originell, wie sie waren.

Borgo Pozzobuon, Gutbrunnen, die nördliche Vorstadt Spalato's, hängt westlich mit dem Borgo grande zusammen, besitzt gute Brunnen (daher der Name), die modernsten Häuser und ein 1736 errichtetes Kloster der Minori Osservanti von der Provincia del S. S. Redentore.

Quellen: L. Dudan. Le antichità di Spalato. 1847. Mss. im Besitz des Verfassers.
Srbsko-Dalmatinski Magazin za lěto 1847 pg. 7—26. 31.
Pietro Franceschi. Assedio di Spalato 1657. oder La Dalmazia 1845. N. 7. 9.
Documenti inediti di G. B. Giustiniani. La Dalmazia 1846. N. 11.
G. Bajamonti. Sylloge disquisit III. Cap. IV. Mss. des Conte Cambj.
Dr. F. Lanza. Dell' antico palazzo di Diocleziano. Trieste 1855.
Fr. Carrara. Epoche storiche di Spalato. Op.
Mailàt. Geschichte der Magyaren. Wien 1828. I. 95. 100. 203. 221. 245. II. 28. 149.
Fr. Carrara. Chiesa di Spalato un tempo Salonitano. Trieste 1844.
— Archivio Capitolare di Spalato. 1844.
Arkiv jugoslavenski II. 1. pg. 217.
Pověstnica Bosne od Slavoljuba Bošnjaka. U Zagrebu 1851. pg. 106—113.
Viaggio di S. M. Federico Augusto. Re di Sassonia alla Dalmazia. Zara 1838. pg. 18.
Salonitana ac Spalatensia Varia. Mss. Bibliothek Garagnin.
Giuseppe Ciobarnich. Spalato 1852.
Hammer-Purgstall. La storia degli Osmani III. 202.
Fr. Carrara. Topografia e Scavi di Salona. Trieste 1850.
Schematismo della Diocesi di Spalato. 1852.
S. Ljubich. Bibliografia Dalmata. Mss.



Aus dem Borgo.

Borgo grande oder **Borgo di S. Croce**, die westliche und größte Vorstadt Spalato's, dehnt sich am östlichen Abhang und Fuße des Marglian bis zum Meere und dem Sobborgo Pozzobuon aus, mit dem er eine Gemeinde von 4500 Seelen bildet. Die Kirche von S. Croce, welche dem Borgo den Namen gibt, wurde 1537 auf Befehl des Camillo Orsini, des venetianischen Obergenerals in Dalmatien, niedergerissen, um den Türken keinen Anhaltspunkt gegen die Stadt zu lassen, und erst später wieder aufgebaut. Das Kloster der Minori Conventuali di S. Francisco soll 1214 vom heil. Franziskus selbst errichtet worden sein.

Der Garten Marmont, welcher den Borgo grande von der Neustadt trennt, ist ein großer freier Platz mit der Aussicht auf das Meer, welchen der französische Civil- und Militär-Gouverneur von Dalmatien, General en chef Marmont, in einen öffentlichen Garten umwandeln wollte. Aber es blieb bei der Absicht und bei einigen Steindenkmälern, welche den Platz zieren.

Die Botticelle, eine weit in's Meer hineinragende Landzunge, welche mit der gegenüberliegenden von S. Stefano den Hafen von Spalato einschließt, und wie diese auf ihrer Spitze, der punta, eine verdeckte Batterie trägt. Der Hafen selbst, welchen der 9 Miglien lange und 4¼ Miglien breite Canale di Spalato bildet, ist zwar geräumig, aber weniger sicher, als der ½ Miglie von der Stadt entfernte Hafen der Paludi im Golf von Salona, oder dem Canale delle Castella.

Poisan, eine Wallfahrtskirche, welche 1607 nach der Pest ge-

stiftet und vom Erzbischof Sforza Ponzoni 1618 geweiht wurde. Der Name soll aus dem illyrischen „pojde sam“ (geh' allein, einsam) entstanden sein.

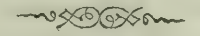
Stobrez, ein kleiner Flecken am Fuße des Mossor, südöstlich von Spalato, im Grunde der Bai von Stroxanas oder Stobrez, und nahe der Mündung des Flüßchens Xernovnica, liegt auf den Ruinen einer alten griechischen Colonie, der römischen Stadt Epetium, welche, von den Lissanern gegründet, einst Veranlassung zum ersten dalmatischen Kriege gab, hat aber nur wenige Alterthümer noch aufzuweisen.

Giadro (Jaber, Salon) kömmt aus einem Abgrund des Mossor hervor, bespült die Gestade des alten Salona, wird bei der Brücke des heutigen schiffbar, und ergießt sich unfern davon nach einem drei Miglien langen Laufe in den Canale delle Castella. Er ist berühmt durch seine Forellen, besungen von Lucan, soll, angeschwollen, Goldsand mit sich führen, und mit der Cettina in unterirdischer Verbindung stehen.

S. Stefano, früher ein altes Benediktiner-Kloster, welches schon König Krešimir Petar († 1073) mit einigen Mühlen in Salona begabte, und dessen Neffe und designirter Nachfolger Stephan 1074 zum Aufenthalts- und Begräbnißort wählte. Papst Innocenz XII. wies die Einkünfte desselben dem 1700 gestifteten Seminar von Spalato an.

Lučać, die südöstliche Vorstadt Spalato's, dehnt sich von den Botticelle längs des Meeres nördlich bis zum Sobborgo Manus, der nordöstlichen Vorstadt an der Straße von Salona, aus, und bildet mit diesem eine Gemeinde von 2250 Seelen.

Quellen: L. Dudan. Le antichità di Spalato. 1847. Mss.
Fr. Carrara. De' Scavi di Salona nel 1850. Praga 1852 pg. 21 sq.
Miscellanea. Mss. in der Bibliothek Garagnin Fanfogna.
A. Mazzoleni. Gita Botanica in Dalmazia. Padova 1845.
Schematismo della Diocesi di Spalato. 1852.
Fr. Carrara. Epoche storiche di Spalato. Op.



Apropos der Paludi.

Das Kloster La Modonna delle Paludi wurde im Jahre 1400 in der Abtei von S. Stefano, einer der Besitzungen, welche der römische Stuhl dem Cardinal Bessarione anwies, und dieser dem Franziskanerorden überließ, für die Minori Osservanti errichtet, und gehört zur Provinz des S. Girolamo. Die dazu gehörige Kirche wurde schon 1020 vom Erzbischof Paolo Arsio von Spalato erbaut, und von ihm seinem Vater Prestanzio, Rettore der Stadt, als Patron übergeben. Das Kloster ist berühmt durch die beiden Chorbücher, welche der P. Bonaventura Razmilovich mit Farben aus Pflanzensäften malte und nach zehnjähriger mühevoller Arbeit (1675) kurz vor seinem Tode vollendete, durch ein Bild des Girolamo Santa Croce, eines ausgezeichneten Malers aus Spalato, vom Jahre 1549, welches den Hauptaltar der Kirche schmückt, und durch zwei seiner Mönche: P. Bernardino und P. Marco Marulo.

Der Erstere übersetzte ein Epistolare in's Slavische, welches 1495 in Venedig mit gothischen Buchstaben gedruckt wurde und seiner Sprache wegen sehr geschätzt wird, aber so selten geworden ist, daß nur noch drei Exemplare, eines im Museum von Zara, und zwei in Istrien existiren sollen. Die Orthographie ist so passend und genau, daß sie unstreitig zu den besten gezählt werden muß. P. Giovanni Bandulovich verschlechterte 1639 die neue Auflage durch seine Verbesserungen der Sprache und Orthographie.

P. **Marco Marulo**, häufig verwechselt mit seinem großen Namensvetter, lebte 100 Jahre früher als dieser, und ist Verfasser einer illyrischen Schrift über das Leiden Chisti: Navišćenje Muke Isukerstove,

welche 1636 in Venedig erschien. Der spätere Marco Marulo, welchen die Dalmatier seiner Sitten wegen den „Heiligen", seiner Gelehrsamkeit wegen den „zweiten S. Girolamo" nannten, welcher seines Geistes wegen von Ariosto „Göttlicher" genannt wurde, und nach Eysengrein „gelehrt, äußerst bewandert in der Theologie, berühmt durch Geist, beredt, heftiger Vertheidiger des Glaubens, Hauptphilosoph seiner Zeit, ernster und sinnreicher Dichter und Allen voran in der Kenntniß der heiligen Schriften" war, wurde nach der Biographie seines Zeitgenossen, des gelehrten Spalatriner Edlen Francesco Natali, am 18. August 1450 in Spalato geboren. Sein Vater, Niccolò Marulo, ein ebenso unterrichteter wie gewandter Staatsmann, stammte aus einer edlen Familie Spalato's, deren Palast man noch zeigt; seine Mutter, Dobrica, war die Schwester des edlen Patriciers Giovanni Leoni Alberti. Marco, der älteste von sechs Geschwistern, zeigte früh die seltensten Geistesanlagen und den größten Eifer zum Lernen. Als er in Padua seine Studien vollendet hatte, überließ er seinem jüngsten Bruder die Verwaltung des väterlichen Vermögens, und zog sich in ein kleines Häuschen zurück, wo er fast 40 Jahre lang ganz den Wissenschaften und frommen Bußübungen lebte. Er starb, europäisch berühmt und gleich gelehrt im Lateinischen, Italienischen und Slavischen, am 5. Januar 1524 in Spalato, und hinterließ über 20 Werke archäologischen, historischen, ascetischen, philosophischen und poetischen Inhalts, von denen viele zur Zeit der furchtbaren Pest verloren gegangen sind. Seine Davidiade entdeckte man erst vor einigen Jahren wieder. Sein **Evangelistarium** (Venedig 1516, Köln 1532 und 1556) wurde in Frankreich Textbuch, und seine slavische Geschichte der Judith in Versen (**Poviest S. Udovice Judite**, Venedig 1522) läßt in Bezug auf Schönheit der Sprache nichts zu wünschen übrig. Die sechs Bücher: **De ratione bene pieque vivendi per exempla sanctorum** wurden 1530 in Köln, die **Quiquaginta parabolae** in Venedig gedruckt, die **Regum Dalmatiae et Croatiae gesta** und **Animadversio in eos qui beatum Hieronymum Italum esse contendunt** von Lucius 1666 in Frankfurt veröffentlicht. Fabrizius gibt ein genaues Verzeichniß aller seiner Werke.

Der jetzige Quardian des Klosters, P. Smolje, der beste illyrische Kanzelredner Dalmatiens, ist Verfasser eines Bandes von Predigten, die er zur Herausgabe vorbereitet.

Quellen: P. Donato Fabianich. Memorie storiche-letterarie di alcune Conventi della Dalmazia. Venezia 1845 pg. 51—56. und
— Alcuni cenni sulle scienze e lettere de' secoli passati in Dalmazia. Venezia 1843.
Fr. Carrara. Uomini illustri di Spalato.
Baldassare de' Cattanj. Notizie storiche-letterarie. Mss. pg. 151—2 des Dr. Cattanj in Spalato.
Lettere critiche dal Co. Agostino Santi Pupieni (Giuseppe Antonio Costantini). Venezia 1768. (Brief vom 25. Juli 1732.)
Vita di Marco Marulo Spalatino scritta da Francesco Natali suo concittadino, abgedruckt in dem trefflichen Aufsatz des Professor L. Svillovich: Critica Letteraria in der Zeitschrift La Dalmazia II, 2. 3. 4. 5.



Die Poglizza.

Poglizza (von polje, Feld, Ebene) hat einen Umfang von gegen 40 Miglien, ist trotz ihres Namens nichts weniger als eben und zählt über 6000 Bewohner, die sich nicht sowohl durch Sitten und Tracht, als durch größere Thätigkeit und Sparsamkeit unter den Morlacchen auszeichnen. Die ungarischen Edelleute, welche sich Didiči nannten und höher dünkten als die bosnischen, weil deren Vaterland kleiner sei als ihres, waren weniger zahlreich als diese. Beim Falle der venetianischen Republik gab es nur noch fünf Familien mit ihren verschiedenen Linien; die Pavich, Geroncich, Barich, Novacovich und Sinovcich. Die Bobetich, einst eine der ersten Familien, waren für immer aus dem Adelsstande gestrichen worden, weil ein Glied derselben eine schöne junge Poglizzanerin einem in sie verliebten Türken in Clissa verrätherisch überliefert hatte. Mehrere andere Familien, wie die Marianovich, Gelich, Antonovich und Franichievich waren, als unter der Regierung des Niccolò Sudgich und heimlich begünstigt von ihm so ernste Streitigkeiten mit dem bosnischen Adel ausbrachen, daß sie in offene Feindseligkeiten ausarteten, 1570 ausgewandert, und hatten sich die ersteren in Spalato, die letzteren drei in Almissa niedergelassen. Ein Ducale des Aloiso Mocenigo vom 6. Juni 1570 hatte ihnen nicht nur vollkommenes Wohnrecht im ganzen venetianischen Gebiet, sondern auch Steuerfreiheit, den Patriziertitel und Zulassung zu allen Aemtern bewilligt.

Die bosnischen Edelleute zählten gegen 100 Familien, zu deren vornehmsten die Stazich, Simunich, Giovannusich, jetzt Giovannizio in Spalato, und Juricich, jetzt Giuriceo in Castel nuovo bei Traú, gehörten.

19*

Das Volk bestand aus Freien und Leibeigenen (kmeli). Letztere bebauten mit ihren Familien die Felder der Edelleute, zahlten diesen Abgaben, hingen ganz von ihren Herren ab, und durften ohne deren Erlaubniß sich weder vom Dorfe entfernen, noch sich freikaufen. Bei Schuldforderungen an Edelleute wurden deren Leibeigene aus Haus und Besitz gejagt. Gelang es einem Leibeigenen auch nur eine Nacht bei einem andern Herrn zuzubringen, ohne von seinem alten Herrn zurückgefordert zu werden, so verlor dieser sein Anrecht an ihn und jener bekam es.

Frei waren die, welche durch ihre Geschicklichkeit ihr Leben verdienten. Sie durften wie die Edelleute bewaffnet gehen, und die Waffen selbst waren, sogar bei Schulden, unantastbar.

Die Gesetze der Poglizza waren sehr streng. Diebe wurden gesteinigt, Straßenräuber wurden enthauptet und ihre Häuser niedergerissen, ihre Kleider und Güter den Anverwandten zugesprochen. Landesverrath durch Wort und That wurde mit dem Tode bestraft, ebenso Ehebruch; und Mädchenraub hatte laut einem Gesetze vom 10. Februar 1605 die Einziehung der Güter des Räubers und aller seiner Helfer zur Folge.

Die zwölf Grafen (knezi) waren in ihren Dörfern Richter in erster Instanz, und hafteten mit ihrer Person und ihrem Vermögen für die pünktliche Befolgung der Landesgesetze.

Der Großgraf (veliki knez) urtheilte mit seiner Bank in letzter Instanz, entschied in Criminalfällen über Leben und Tod und wachte über Alles, was das Interesse der Gesellschaft anbetraf. Seine Würde wurde später durch wiederholte Bestätigung fast lebenslänglich.

Der Vikar stand an der Spitze der Geistlichkeit, welche in der Poglizza so außerordentlich zahlreich war, daß fast jede Familie einen, oft auch mehrere Priester hatte. In ihrer Kleidung unterschieden sich indessen diese Geistlichen wenig von den übrigen Bewohnern, und nach der Messe, welche sie in slavischer Sprache und aus glagolitischen Kirchenbüchern hielten, griffen sie gleich den Andern zu Hacke und Pflug. Ihre Bildung, welche sich auf wenig mehr, als glagolitisch Lesen und Schreiben beschränkte, erhielten sie auf Kosten der betreffenden Familien im Seminar zu Priko bei Almissa, welches später mit dem in Zara vereinigt wurde. Diesen vielen Priestern ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß in der Poglizza der Unterricht etwas weniger

verwahrlost, und Ackerbau, Garten- und Obstcultur zu höherer Blüthe gelangt ist, als in den benachbarten Distrikten.

Die Poglizza unterwarf sich am 2. Februar 1444 freiwillig Venedig.

Georg Sinovcich war der erste Großgraf, welcher sich vom Sultan bestätigen ließ, und zugleich von ihm zum Herzog ernannt und mit vielen Privilegien begnadigt wurde. Aber diese Auszeichnung verdächtigte ihn. Er wurde abgesetzt und sein zweiter Nachfolger, Georg Pavich, trat 1647 wieder unter den Schutz Venedigs. Beim Ausbruch des candianischen Krieges waren die Poglizzaner die Ersten, welche die Waffen ergriffen, und die Türken aus ihrem Lande verjagten. Um sie zu strafen, rückte ein 6000 Mann starkes Heer unter Pascha Muhamed Topan 1649 über die Žrnovica. Vergeblich wandten sich die Poglizzaner an Venedig um den versprochenen Schutz, nur die befreundeten Bewohner der umliegenden Ortschaften halfen ihnen, und so brachten sie gegen 1000 Mann zusammen, mit denen sie sich in ihre Berge zurückzogen. Greise, Frauen und Kinder fanden in den Schlupfwinkeln des Mossor und Dinara Sicherheit vor den Türken, welche die Dörfer, Felder und Wälder zerstörten, und die Bewohner, die nicht geflohen waren, spießten. Eine auserwählte Schar von 200 Mann unter Stephan Bobetich, dem Wojwoden Georg Kulišich und dessen Anverwandten Peter Kulišich überfiel den Feind, wo es nur ging, oder lockte ihn scharmützelnd in die Schluchten des Gebirges in den Hinterhalt ihrer Kampfgenossen. Immer muthiger durch die Erfolge griffen endlich am 27. März 1649 die Poglizzaner unter der Anführung ihres Großgrafen Georg Pavich die Türken in der Ebene an, warfen sie und verfolgten sie mit solchem Ungestüm, daß die meisten der noch übrigen Türken in dem 200 Fuß tiefen Abgrund, mit welchem die Hochebene über dem Dorfe Zacucaz plötzlich endigt, ihren Tod fanden. Mit gleichem Muthe wurde am 2. Juli 1686 ein türkisches Heer geschlagen, das in die Poglizza eingedrungen war.

Das Schutzgeld an Venedig betrug 3000 dalmatische Lire, oder 250 Gulden österreichisch, jährlich.

Als die Russen im Dezember 1806 die Insel Brazza besetzten und nun Alles thaten, um die Bewohner der gegenüberliegenden Küste gegen die Franzosen aufzuwiegeln, griffen die Poglizzaner zu den Waffen. Sie überfielen am 6. Juni ein kleines französisches Commando auf

dem Durchmarsch durch eines ihrer Dörfer, versuchten, obwohl ohne Erfolg, am 7. die Franzosen aus Stobrez zu vertreiben, und besetzten in der Nacht vom 7. zum 8. Juni eine militärisch wichtige Position, welche die Straße nach Almissa beherrscht. Die russische Flotte, 10 bis 12 Segel stark, legte sich an die Mündung der Žrnovica vor Anker, und schiffte gegen 400 Soldaten aus. Als aber am 8. die Franzosen die Poglizzaner mit Uebermacht angriffen und nach tapferer Gegenwehr zur Flucht zwangen, zogen sich auch die Russen ohne einen Schuß gethan zu haben auf ihre Schiffe zurück, und gaben die Poglizzaner, welche nicht fliehen konnten, den Franzosen Preis, welche von Dorf zu Dorf zogen und Alles vernichteten, was nicht mitzunehmen ging. Nur fünf Dörfer, welche nicht am Aufstand Theil genommen, blieben verschont und dienten vielen Unglücklichen zum Zufluchtsort. Marschall Marmont eilte aus Zara herbei, endete das Plündern und Morden, und erlaubte den Flüchtigen, ungehindert in ihre Wohnungen zurückzukehren. Nur der Großgraf mit sieben Grafen, dem Wojwoden, Kanzler, Vikar und vier andern Hauptanstiftern des Aufruhrs, sollten laut einem Befehl aus dem Hauptquartier Gatta vom 13. Juni erschossen, ihre Güter sollten confiscirt, und die Häuser des Großgrafen Covich in Gatta, des Conte Marco Sizich in Ostarica, des Wojwoden Veronsich und Conte Giovanovich in Postrana, und des Kanzlers Marassovich dem Boden gleich gemacht werden.

Quellen: La Poglizza da P. Franceschi. (La Dalmazia II, 6. 12. 19. 22. 46. 50. III, 3. 9. 15. 22.)
Storia della Poglizza da Carrara. Mss. des Verfassers
Memorie degli Avvenimenti successi in Dalmazia dopo la caduta della Repubblica Veneta di G. Cattalinich. Spalato 1841. pg. 112. sq.
Србско далматинскй магазин (Srbsko-dalmatinski Magazin) 1847. pg. 57 sq.
Pravdonosa 1851 n. 28. 30. 32. 34. 36. 37; 1852 n. 2. 5. 8. 13. 15. 16. 18.



Die Riviera der Castella.

Der Canale delle Castella zwischen der Insel Bua und dem Festland erstreckt sich von der Bucht von Salona bis Traú in einer Länge von 10 Miglien und hat 1⅓ Miglien mittlerer Breite.

Der Karban, eine Bergkette, welche eigentlich aus den Bergen Karban, Malaska, Biranj und Kozjak oder Caprario besteht, und daher bald M. Carbani, bald M. Kozjak genannt wird, erreicht mit dem letztgenannten die Höhe von 2492 Wiener Fuß, und gehört, wie der Tartaro, Mossor und Biokovo, zu der Küstenalpenkette Dalmatiens.

Don Giovanni Franceschi, aus der Familie des tapfern Giovanni Franceschi, welcher Commandant von Almissa war und sich in dem Türkenkriege von 1717 sehr auszeichnete, wurde den 21. Sept. 1810 in Almissa geboren, erhielt, da er sich dem geistlichen Stande widmete, seine Bildung auf den theologischen Seminarien von Spalato und Zara, übernahm nach Vollendung seiner Studien in Zara eine Professur, und gab zu gleicher Zeit in den Jahren 1845 bis 1847 auf seine Kosten und unter seiner Redaktion eine italienische Wochenschrift: „La Dalmazia" heraus, welche ihrem Zwecke, die zeitgemäße Beförderung der geistigen und materiellen Interessen des Vaterlandes, durch treffliche historische, statistische, literarische, ethnographische, artistische, commerzielle und ökonomische Mittheilungen von Seiten fast aller geistigen Kräfte Dalmatiens, vollkommen entsprach.

Sein Bruder und Mitarbeiter der „Dalmazia", Pietro, starb schon 1847 in Padua, wo er studirte.

Castel Sućuraz, ein Dorf mit 794 Seelen und einer dem heil. Georg geweihten Kirche, welche von Herzog Mislav (um 830) erbaut

und beschenkt worden sein soll, hieß früher Putale, und wird unter diesen Namen schon in einer Urkunde des Herzogs Terpimir aus dem Jahre 838 der Kirche von Spalato geschenkt. Erzbischof Andrea Gualdo befestigte es 1392, da die Erzbischöfe einen Theil des Jahres dort zuzubringen pflegten, Bartolomeo II. Averoldo legte 1489 eine neue Befestigungslinie an, und Bernardo II. Zane fügte 1509 noch eine dritte, äußere hinzu, weil die Bewohner bei einem nächtlichen Ueberfalle der Türken im Jahre 1505 sich nur mit Mühe aus dem brennenden Dorfe in die innere Umwallung hatten flüchten können. Seit dieser Zeit wurde es mehrmals, aber immer vergeblich, von den Türken angegriffen.

Castel Abbadessa oder **Badessa**, mit 408 Seelen, gehörte früher zur Herrschaft Sučuraz, welche 9 Dörfer umfaßte, aber Erzbischof Lorenzo I. schenkte es dem von ihm 1066 gestifteten Nonnenkloster von S. Benedetto, später S. Rainer in Spalato, deren Aebtissin mit ihren Nonnen hier öfters wohnte, und dadurch den Namen des Ortes veranlaßte, welcher schon 1104 urkundlich vorkömmt.

Castel Cambio, mit 541 Seelen, wurde vom venetianischen Senat der Familie de' Cambi als Belohnung der von derselben geleisteten trefflichen Dienste und unter der Bedingung, ein Castell daselbst zu errichten, verliehen. Francesco de' Cambi aus dem alten florentinischen Geschlechte der Cambi neri, welches von Kaiser Johann dem Paläologen bei seiner Anwesenheit in Florenz in den Grafenstand erhoben wurde, und während der bekannten, durch Guerrazzi's Meisterwerk verewigten Belagerung von Florenz seine Vaterstadt verlassen mußte, errichtete 1566 das Castell, welches sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und wurde zugleich der Stammvater der noch blühenden Familie, welche in der Folge auch mit der Herrschaft Much belehnt wurde. Aus ihr ging 1789 der Vater des jetzigen Besitzers, Sebastiano de' Cambi, hervor. Schon als junger Mann zeichnete er sich bei Gelegenheit der Vertheidigung Spalato's gegen eine englische Corvette (am 8. Dezember 1809) in der Bürgergarde, welche die einzige Besatzung der Stadt bildete, so aus, daß ihm Marschall Marmont eine Offiziersstelle in der französischen Armee anbot. Er nahm sie an, wurde bald Capitän und machte als solcher den Feldzug in Rußland mit, fiel aber bei dem Rückzug in die Gefangenschaft der Kosaken. Seine äußere und geistige Begabung verschaffte ihm die Gunst des

General Grafen Potemkin, welcher ihn durch glänzende Anerbietungen für die russischen Dienste zu gewinnen suchte. Er schlug sie aus und kehrte 1816 in seine Heimat zurück, wo er sich ganz der Landwirthschaft widmete, und bald zu den bedeutendsten Agronomen der Provinz gerechnet wurde. Er starb am 18. Februar 1847, von Allen, die ihn kannten, geliebt und verehrt. Seine noch lebende Witwe stammt aus der Familie Grisogono, welche gleich den Andronico, Cantacumeno, Lascaris und Paleologo aus Byzanz nach Dalmatien flüchtete, sich in Zara und Spalato niederließ, und im Krieg und Frieden vielfach auszeichnete.

Auch in der Literatur werden Federico G. aus Zara, der Verfasser des **Discorso sopra le cause del flusso e riflusso del mare**, Lorenzo G., Jesuit und Rektor des Colleg von Loreto († 1653), der Verfasser des **Mundus Marianus**, und Ronigroli G., der Verfasser der **Notizie per servire alla storia naturale della Dalmazia** (Trevigi 1780) genannt. Luigi G. verfaßte eine Denkschrift über die ehemalige „**forza territoriale**“, Mss., welches er mir freundlichst zur Benutzung überließ, und Niccolò G. aus Spalato, Präsident der Regierung und des vereinigten Appellationsgerichtes in Zara, erhielt 1802 von seiner Vaterstadt eine Medaille als Auszeichnung.

Castel Vitturi, mit 816 Seelen, der gleichnamigen Familie aus Traú gehörig. Drusimir V., aus der Linie S. Maria Formosa der venetianischen Nobili Vitturi, siedelte um 1300 nach Traú über, und wurde der Gründer der dortigen Vitturi, welche später das Castell errichteten, und in den Annalen von Traú vielfach genannt werden. Lambridio de' V. war von 1320—1349 Bischof von Traú. Durch Verheiratung mit der gleichfalls aus Venedig stammenden Familie Michieli ging der Name derselben auf die Vitturii über.

Conte Rados Antonio Michieli Vitturi, geb. 1752 in Spalato, gest. im 70. Jahre seines Lebens, war zwar keiner von den hervorragendsten Geistern Dalmatien's, hat sich aber durch Wort und That um sein Vaterland wohlverdient gemacht. Er selbst hielt sich nur „für einen kleinen isolirten Punkt in der unendlichen Kette der Wesen“, und wollte nichts, als „einstmal die geheimen Segenswünsche des Volkes, welche er höher schätzte, als alles Lob“. Die Regierung erkannte sein Wirken und bestimmte ihm eine Medaille. Außer vielen zerstreuten Abhandlungen und Gedichten hinterliß er:

Saggio Epistolare sopra la Republica della Dalmazia. Venezia 1777. 8º.
Sciolti. Venezia 1777. 8º.
Orazione pell' ingresso di Mre. Belglava, Vescovo di Traú. Venezia 1787.
Sulla moltiplicazione della specie bovina nella Dalmazia. 1788.
Saggio sopra l' antica città di Salona. Venezia 1779.
Saggio sopra Francesco Patrizio e Marc' Antonio de Dominis. Ragusa 1811.
Orazione sul ritorno di Pio VII. a Roma. Op.
Sopra la Felicità. Spalato 1813.
Il Trionfo della vera Religione. Spalato 1814.
Lettera sopra la Religione Cattolica. Venezia 1818.
Lettera di Diocleziano a Massimiano Erculeo con alcune altre lettere. Venezia 1817.
Storia delle cose successe in Dalmazia dalla dissoluzione del Veneto governo Aristocratico fino all' ingresso delle armi di S. M. Francesco II., Imperatore d' Austria. Mss.
Relazione sopra la città ed il territorio di Spalato und
l' Epoca storica romana nell' Illirio. (Die letzten beiden Werke sind mir leider nicht zu Gesicht gekommen.)
Marco de' Casotti. Milienco e Dobrilla. Romanzo storico del secolo 17. 2 vol. Zara 1833. 16º.

Capogrosso, eine aus Italien eingewanderte Patrizierfamilie Spalato's, aus welcher Marco, ein Schüler des Matteo Ponzoni, ein guter Maler wurde, und mehrere andere Mitglieder sich in den Kriegen hervorthaten.

Conte Leonardo Dudan, geb. 1798 in den Castellen, aus einer aus Bosnien eingewanderten Familie, studirte in Padua, war lange Zeit Podestà in Spalato, und ist der Verfasser vieler trefflichen, theils einzeln, theils in Zeitschriften abgedruckten Gelegenheitsgedichte und Aufsätze. Ein größeres Werk von ihm: Le antichità di Spalato 1847 soll noch erscheinen.

Lucio, Giovanni, in Traú geboren, studirte in Rom, kehrte als J. U. Dr. in seine Vaterstadt zurück, und beschäftigte sich einzig mit dem Sammeln der Materialien zu seinen spätern großen historischen Werken. Aber der Neid seines Nebenbuhlers Paolo de Andreis

nöthigte ihn 1654 nach Rom zurückzukehren, wo er seine Arbeiten vollendete und 1679 starb. Wir besitzen von ihm:

De Regno Dalmatiae et Croatiae, libri 6. Amstelodami 1666.
Historia di Dalmazia ed in particolare delle città di Traú, Spalatro e Sebenico. Venezia 1674.
Vita del beato Giovanni Ursini. Roma 1657.
Inscriptiones Dalmaticae. Venezia 1673.
Excerpta Ragusae ex codice Vaticano. C. 6923. pg. 56 sq.
Dissertatio de Illyrico et arbores familiarum. C. 6919. pg. 103 et 110.
Supplementum in Cronica Hungarorum. C. 6970.
Le origini delle chiese di Croazia e Dalmazia. Mss.
Le vicende delle patrie chiese. Mss.
Gli indici e cataloghi degli Arcivescovi e Vescovi. Mss.
La serie dei concilii e dei sinodi patrii. Mss.

Andreis, Paolo de, Verfasser der sehr guten, noch ungedruckten Storia della città di Traú dalla sua fondazione sino all' anno 1643, welche sich in der Bibliothek des Conte Fanfogna-Garagnin in Traú befindet.

Castel vecchio mit 740 Seelen, das älteste der Castelle, früher Castel Cippico genannt. Coriolano Cippico, aus einer der ältesten und vornehmsten Familien Traú's, hatte als Sopracomito mit Auszeichnung unter Pietro Mocenigo im Kriege gegen Mahmud II. gedient, kehrte 1471 reich mit Schätzen beladen, die er sich als Quästor oder Theiler der Beute gewonnen, in seine Vaterstadt zurück, und erbaute, um seine coloni vor den Ueberfällen der Türken zu schützen, mit der Bewilligung des Senats vom 6. August 1476 ein befestigtes Schloß am Meer, das erste Castell, wo er 68 Jahr alt 1493 starb. Sein Neffe, Paolo Antonio Cippico, erbaute später das zweite, welches jetzt nuovo heißt und 975 Seelen zählt. In diesem stand an der Stelle der jetzigen Pfarrkirche von S. Pietro die alte reichbegabte Kirche S. Pietro di Klobuk mit einem Mönchskloster, welches 1420 zugleich mit der Kirche aus Kriegsrücksichten niedergerissen wurde. Die Kirche, eine der ersten, welche die christlich gewordenen Croaten in Dalmatien erbauten, diente dem Concil von Salona zum Versammlungsort, und nahe derselben schlug König Bela IV., als er 1251 nach Dalmatien kam, ein Lager auf, in welchem er einen Landtag abhielt und die Gesandtschaften der Städte empfing.

Coriolano Cippico ist übrigens der Verfasser des ebenso geschätzten als seltenen Werkes: **Cepionis Coriolani Gestorum Petri Mocenici libri tres. Venetiis 1477**, welches 1796 unter dem Titel: **Cippico (Coriolano) Guerra de' Veneziani nell' Asia dal 1470—74** in Venedig übersetzt erschien.

Castel Stafileo, mit 573 Seelen, so genannt von der edlen Traúriner Familie, welche es erbaute und ihren Namen von der Weintraube erhielt, die sie im Wappen führte. Der Sohn des Erbauers war der berühmte Gelehrte Giovanni Stafileo, **Dr. J. U., Auditor di Rota**, Professor in Rom, welcher 1528 als Bischof von Sebenico starb. Er wurde als päpstlicher Legat 1512 an den König von Polen, später an den König von Frankreich gesandt, dessen Sohn Heinrich er taufte, liegt in der Kirche der Franziskaner zu **Trinità de' Monti** begraben und hinterließ viele Werke, von denen

De Gratiis expectativis, de letteris gratiae et justitiae,

De vacatura beneficii et de Brevibus ac de Officio legati Apostolici

von seinem Neffen und Nachfolger im Bisthum Giovanni Lucio, der sich aus Dankbarkeit Stafileo nannte, 1557 starb, und in derselben Kirche, wie sein Oheim, begraben liegt, 1549 in Venedig gedruckt wurden, und eine Abhandlung: **De bello et pace ad Vladislavum Pannoniae et Bohemiae regem**, nebst vielen Reden handschriftlich bekannt sind. Uebrigens ist die Familie Stafileo nicht zu verwechseln mit der ebenfalls in Traú ansäßigen edlen Familie Statileo, welche ihren Ursprung aus dem alten römischen Geschlechte Statilia herleitet, und nicht nur den Rechtsgelehrten **Dr.** Marino Statileo, der durch den literarischen Streit über die Echtheit eines von ihm aufgefundenen Fragmentes des Petronius bekannt geworden ist, sondern auch den Giovanni Statileo zu ihren Mitgliedern zählt, welcher als Sekretär König Ludwigs von Ungarn von diesem 1521 nach Venedig geschickt wurde, um Hilfe gegen die Türken zu erlangen, und dabei eine ausgezeichnete Rede hielt, die uns Andreas Morosini im ersten Buche seiner Geschichte aufbewahrt hat. Später wurde er Bischof von Siebenbürgen, ging als Gesandter des Königs Johann nochmals nach Venedig, sowie zum Papst Paul **III.** und König Franz **I.** von Frankreich, und ließ auf seine Kosten „**La vita di S. Giovanni Orsini**“ drucken.

Conte Giovanni Kreglianovich. Albinoni Memorie per la Storia della Dalmazia. 2 vol. Zara 1809.

Mantio Capitolino. Tragedia inedita. Venezia 1807.
l' Orazio. Tragedia. Venezia 1808.
Della satira greca e romana und einige andere Abhandlungen für das Ateneo Veneto.

Giovanni Cattalinich. Storia della Dalmazia. vol. 3. Zara 1835.
Memorie degli avvenimenti successi in Dalmazia dopo la caduta della republica Veneta. Spalato 1841.

Seine Memorie agrarie und seine Poesien, hie und da zerstreut, sind nicht ohne Werth und sämmtlich aufgezählt in Cenni di Fr. Carrara della Vita e degli scritti di Giov. Cattalinich. Zara 1849. welche auch in's Illyrische übersetzt worden sind.

Quellen: Srbsko-Dalmatinski Magazin za lěto 1847. pg. 36 sq.
Salonitana ac Spalatensia Varia. Mss. pg. 47 sq. Biblioth. Garagnin.
Traguriensia Ecclesiastica et Civilia fasc. II. pg. 6 sq. Mss. ibid.
Schematismo della Diocesi di Spalato. 1852. (Enthält einen kurzen Abriß der Geschichte der Bischöfe.)
Galleria dalmata da Britvich. La Dalmazia. III. Nr. 28. (Sebastiano de' Cambj.)
Andreis (Paolo). Storia della Città di Traú dalla sua fondazione sino all' anno 1643. Mss. Bibliothek Garagnin.
Giornale Italiano. 1792. pg. 120.
S. Ljubich. Bibliografia Dalmata. Mss.
N. Tommaseo Studii Critici II, 224. (Venezia 1843.)
Fr. Carrara. Uomini illustri di Spalato. 1846.



Die Morlachen.

Den Namen Morlachi leitet Lucius von moro-vlacchi, schwarze Lateiner, Lovrich und Kopitar von mauro-valacchi, schwarze Wallachen, Cattalinich von mauro-vlassi, schwarze Volscer oder Italiener, Preradovich, Ljubich und Paulovich-Lucich von more-vlahi oder morski vlahi, Meerwallachen, ab, weil sie nach Paulovich-Lucich vom schwarzen Meere hergekommen, oder nach Ljubich sich dem adriatischen Meere genähert hätten. Da aber der Name schon bei den byzantinischen Schriftstellern und vor der letzten slavischen Einwanderung im 14. Jahrhundert vorkömmt, ist wohl die Erklärung Kopitar's als die richtigste anzunehmen, welche auch mit der türkischen Bezeichnung der Morlacchen: Karavlassi, übereinstimmt. Ganz unhaltbar ist die Ansicht des Abate Fortis: Morlacchi sei ein rein slavischer Stamm, und bedeute „die Mächtigen vom Meer"; ebenso die des Dr. Hermann Meinert: die Morlacchen, als Abkömmlinge der in Dalmatien zurückgebliebenen Mongolen, legten sich den Namen des Herrscherstammes Uluses bei; denn die Morlacchen sind der Urtypus des slavischen Stammes in Dalmatien. Daher hat auch ihr Name im Munde der römischen oder italienisirten Bewohner der Küstenstädte und Inseln einen ebenso verächtlichen Sinn angenommen, wie in Cattaro der Name „Montenegriner", und in Ragusa gilt „Morlach" geradezu für ein Schimpfwort.

Der Shawl wird um die Mütze gewunden und bildet so den Turban, peškir (eigentlich Handtuch auf türkisch), bei Ragusa saruk genannt, welchen die Bergbewohner von ganz Dalmatien ausschließlich oder neben der einfachen Mütze, kapa, tragen.

Der Zopf wird mit schwarzwollenen Bändern durchflochten, und mit Quasten und Zierrathen von Zinn, Seide, Glas u. dgl. geschmückt. Oft hängt auch irgend ein Amulet, **zapis**, daran, ein beschriebener Zettel in Briefform.

Jacke, **haljina**, wird wie der reichverzierte grüne **koparan** über den beiden Westen, **krožet** und **jačerma**, getragen, und im Winter nur noch von den Reicheren der weite Mantel, **kabanica**, von rothem groben Tuch, **kaba**, oder weißem Rasch darübergehängt, welcher mit einer Kapuze, **kukuljica**, versehen ist. Der auf der Brust gekreuzte **krožet** von rother oder weiß und roth gestreifter Leinwand und die silberbedeckte scharlachne **jačerma** werden von der rothwollenen Binde, **pas**, festgehalten, über welche der Ledergürtel, **pripašnjača**, mit den Waffen und den zum Rauchen und Schießen nöthigen Materialien getragen wird.

Schuhe, **djmelie** oder **neslve**, Festtracht für die gewöhnlichen Sandalen, **opanke**, welche aus einer Sohle von rohem Rindsleder und Schnüren aus rohem Schafleder, **opute**, bestehen, und von beiden Geschlechtern getragen werden.

Schafe und Ziegen besaß Dalmatien schon Anfangs dieses Jahrhunderts nach Garagnin's Angabe über eine Million, Rindvieh über 80.000 Stück, aber der Ertrag an Butter, Käse und Wolle erreicht nicht einmal den Bedarf des Landes.

Modrina heißt das vorn offene Untergewand mit Aermeln, wenn es von blauem Rasch, **bilaca**, wenn es von weißem ist. Im Sommer wird es von Leinwand getragen und **bernjica** genannt.

Sadak, ein Obergewand von weißem, schwarzem oder blauem Rasch, ohne Aermel, vorn offen und mit buntem Tuch eingefaßt.

Leibchen, **krožet**, von Scharlach, Flanell oder Leinwand, meist roth, vorn zugeknöpft und vom Gürtel festgehalten.

Schürze, **pregača**, aus bunter Wolle gewebt.

Der Schmuck der Morlacchinnen besteht in Halsbändern von kleinen Perlen oder Kugeln aus buntem Glas mit Münzen daran, in Ohrgehängen von Zinn oder Messing, in Armbändern von Leder mit Silber- oder Zinnzierrathen, und in Ringen aus Zinn oder Messing.

Handjar oder **handžar**, eine Art Dolch, welchen die Morlacchen kaum zum Schlafen ablegen.

Brilva, ein kleines halbmondförmiges Taschenmesser, dessen Schale je nach der Wohlhabenheit aus Horn, Zinn oder Silber besteht.

Kamaschen, dokoljenice und bičve, Strümpfe, čarape, terluke, napersniaci und nadošivači, jenachdem sie vom Knöchel bis zur Wade gehen, blos das Fußblatt oder den ganzen Fuß bekleiden, oder bis zum Knie hinauf reichen und von Frauen oder Männern getragen werden.

Kolo, Rundtanz der Morlacchen, bei welchem die Tanzenden häufig die sogenannten Kololieder singen. Er wird bei allen Festlichkeiten und auf dem Koloplatz, kolište oder kolarište, in der Mitte des Dorfes oder bei der Kirche, von zehn, zwölf und mehr jungen Leuten getanzt. Man faßt sich dabei am Gürtel und dreht sich im Kreise herum, springt auf, poskoči, und zittert, okrenu igrati, d. h. hüpft so lange von einem Fuß auf den andern, bis man nicht mehr kann. Ist man zu erschöpft, treten neue Tänzer ein.

Die Entführung, otmica, geschieht entweder heimlich, indem man die Gelegenheit abpaßt, wann das Mädchen die Herde treibt oder nach Wasser geht, oder offen, indem der Entführer mit seinen Genossen des Nachts gewaltsam in das Haus einbricht und das Mädchen holt. Doch ist das immer mit Kampf und Gefahr verbunden, besonders wenn das Mädchen viel Verwandte hat. Denn es gereicht dem Dorfe zu eben solcher Schande, wenn ein Mädchen aus ihm entführt wird, wie den Entführern, wenn sie unverrichteter Sache zurückkehren. Haben diese daher das Mädchen ergriffen, so würden sie eher Alle umkommen, als es wieder lassen, und schleppen es, geht es nicht willig, gebunden in den Wald, holen einen Geistlichen, und zwingen ihn, die Trauung zu vollziehen. Dann suchen die Verwandten der Entführer den Frieden mit der Familie wieder herzustellen, und die Hochzeit wird nachträglich gefeiert. Klagt aber die Familie und das Mädchen erklärt vor Gericht: „Ich will nicht mit diesem Burschen leben, weder heut noch morgen", so trifft die Entführer die gesetzliche Strafe. Meistens jedoch ist das Mädchen mit ihren Entführern einig und sagt: „es ist nicht Gewalt, sondern freier Wille, ich will mit ihm in Wald und Wasser," womit die Eltern sich zufrieden geben müssen.

Der Brautpreis besteht in Geschenken an die Eltern und Geschwister.

Svati heißen die Hochzeitsgäste, welche, wie der kum (Beistand), prikumak (Gehilfe des kum), stari svat (Ober-sval), vojvoda (Zugführer) und diver (Hochzeitsbitter), ihre besonderen Aemter und

Obliegenheiten zu erfüllen haben, alle übrigen zur Hochzeit geladenen Gäste werden **pustosvatica** genannt.

Die Häuser der Morlacchen bestehen entweder aus Steinmauern, mit oder ohne Kalk, oder aus vier großen in die Erde geschlagenen Pfählen mit Wänden aus geflochtenen Ruthen, die mit Kuhmist übertüncht sind. Die Dächer sind von Steinplatten, Stroh oder Schilf, der Fußboden ist die Erde, die Thür zugleich Fenster und Schornstein. Wohnen mehrere Familien in einem Hause, theilt eine Ruthenwand den innern Raum, welcher als Empfangs- und Eßsaal, Schlafstube, Küche, Garderobe, Vorrathskammer, und nicht selten auch als Schweinestall dient. Vier Bretter an ebenso viel Pfählen, etwas Gerstenstroh darauf und eine Ziegendecke darüber, bilden in einer Ecke das Bett — ein Tisch, eine Kleiderkiste und ein Kornkasten, einige Schämel und Ackergeräthe das Mobilar.

Die Halbbrüderschaft wird auch mit Frauen und von Frauen unter einander geschlossen, welche dann Halbschwestern, **posestrime**, heißen.

Der Blutpreis, **karvarina**, betrug 50—144 Zechinen, oft blos eine Ziege, ist aber durch die Edikte von 1814, 1821 und 1835 fast gänzlich beseitigt. Früher gab es auch Blutpreise für Verwundungen, Raub und Brandstiftung.

Malvivente oder **aiduco**.

Das Todtenmahl, **dača** oder **podušje**.

Quellen: Osservazione di Giovanni Lovrich sopra diversi pezzi del viaggio in Dalmazia del M. Fortis. Venezia 1776.
Narodni Obličaji Rod Vlahah u Dalmacii od S. Ljubića. U Zadru 1846.
I Morlacchi dall' Ab. Stefano Paulovich-Lucich. Spalato 1854.
Zora dalmatinska. IV, 38. 28. V, 6. 37. Kolo; Dača; Pokop od Antuna Kuzmanića.
La Dalmatia. I, 17. 18.



Im Hause Carminati.

Mossor, mons aureus, der goldene Berg, vielleicht von seiner Farbe in der Abendbeleuchtung so genannt. Denn wenn auch Plinius erzählt, daß zur Zeit des Nero in Rom täglich 50 Pfund Gold, also nach Panciroli 5500 Zechinen, aus Dalmatien geschmolzen wurden, wenn Stazius zu Maximus Junius vom dalmatischen Golde spricht, Martial den Dalmatier geradezu „felix auriferae colone terrae“ nennt, so enthält doch der Mossor, wie das ganze jetzige Dalmatien, keine Goldminen. Dagegen ist Bosnien, welches damals theilweise zu Dalmatien gehörte, reich an Gold, und so konnte immerhin ein Praepositus Thesaurorum Dalmatinorum in Salona residiren.

Nikolaevich glaubt, vielleicht nicht mit Unrecht, daß der Name Mossor nicht von mons aureus, sondern aus dem slavischen mosur, Eiszapfen, herrührt und auf die äußere Gestalt des Berges sich bezieht.

Der Volksgesang in Dalmatien ist der Gesangsweise des Orients und besonders Egyptens nicht unähnlich. Ein kräftig eingesetztes, lang ausgehaltenes, trillerndes, mit Achtelstönen allmälig heruntersteigendes oh geht jedem Verse als Beginn des Gesanges voran, dann folgt die eintönige melancholische Melodie, welche mit einer Art Echo endigt, indem man das Ende der vorletzten Sylbe verlängert und die letzte accentuirt. Das ist der Gesang der Heldenlieder, der davorie oder junacke; der der Frauenlieder, ženske, ist etwas sanfter und melodiereicher, aber ebenfalls eintönig.

Brazza (lat. Bratia, sl. Brač), die größte und volkreichste Insel Dalmatiens, erstreckt sich von Osten nach Westen in einer Länge von 22 Miglien bei einer Breite von 3½—7 Miglien, hat 114,7 Quadrat-

miglien im Umfang, von denen 75,4 unbebaut sind, und gegen 16.000 Einwohner in 18 Gemeinden. Der 22 Miglien lange und 3½ Miglien breite Canale della Brazza trennt die Insel vom Festland, der Canale de Lesina von der Insel Lesina und die Meerenge der Porta de Spalato (Pforte von Spalato) von der Insel Solta. Die ganze Insel wird von Bergen durchschnitten, deren höchster, San Vito, 2482 Wiener Fuß hoch steigt, und erzeugt daher trotz der fruchtbaren Thäler von Neresi, Visepolje und Bunje kaum ein Siebentel des nöthigen Getreidebedarfes. Dagegen sind die Hügel mit Wein, Oel- und Feigenbäumen bedeckt, und während in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch alles Oel aus Apulien geholt werden mußte, gewinnt man jetzt schon jährlich über 7000 Barille. Die hohen Berge sind mit Meerstrandskiefern (pinus maritima und p. Pinaster) bewachsen, die Triften reich an wohlriechenden Kräutern. Daher schon im Alterthum die Berühmtheit der Insel durch ihre Böcklein: Capris laudata Brattia (Plinius l. 3. c. 26) und das slavisch-dalmatische Sprichwort: „Willst du, daß deine Schafe sich erholen sollen, schick' sie auf die Brazza." Auch an Eseln und Maulthieren ist die Insel so reich, daß sie allein der französischen Armee 1809 gegen 400 liefern konnte. Der Wein ist das bedeutendste Erzeugniß der Brazza und die Vugava ebenso berühmt, wie der Marzemino der Castelle und Bocche, der Moscato von Almissa, der Peceno von Sabbioncello und der Malvasia von Ragusa. Eine andere Sorte, der Tribiano (aus dem französischen très-bien) wird von Reben gewonnen, welche erst in neuerer Zeit aus Frankreich eingeführt worden sind. Die Steinbrüche bei Milna und Pučišće sind sehr ergiebig, die zwischen Škrip und Spliska sollen die Steine zum Palast des Diocletian geliefert und deshalb dem Orte den Namen Splitska verschafft haben. Nahe dabei ist ein Asphaltlager, welches die k. k. Bergwerksgesellschaft für Dalmatien und Istrien ausbeutet. Großen Mangel leidet die Insel an Wasser, da die spärlichen Quellen bei Škrip und Vol im Sommer versiegen. Man hat daher schon vor langer Zeit in Varunica und Klobusica zwei große Cisternen ausgegraben, welche sl. lokve, Lache, oder ital. laghi, Seeen, heißen und oft das ganze Vieh der Insel tränken müssen. Sehr reich ist die Brazza an guten Ankerplätzen und Häfen. Die von Luka, Lorischie, Milna und Bobovischie für Schiffe aller Größen gehören zu den besten Dalmatiens, kleinere sind bei S. Giovanna, S. Pietro, Pučišće,

S. Martino und S. Stefano. Die meisten Ortschaften liegen am Meere. Nur die ehemalige Hauptstadt Neresi mit 1200 Einwohnern liegt 6 Miglien südlich von S. Pietro im Innern der Insel am Abhang eines Berges. Jetzt ist der Sitz des Prätors in San Pietro, welches 1600 Einwohner zählt.

Die alte Geschichte der Insel ist dunkel. Scylax nennt sie Cratia, Plinius Brattia, Polylaus Bractia, Porphyrogenitus Bartzo. Antenor soll im Vorüberfahren an ihr gelandet und Griechen seines Gefolges aus Ambracia dagelassen haben, welche dort, wo jetzt das Dorf Škrip steht, eine Stadt gründeten, die sie Bratia nannten. Vorher soll die Insel den Namen Dyschelados getragen haben, welchen Apollonius Rhodius in seiner Beschreibung der Fahrt der Argonauten aufführt und die auf einigen alten Münzen gefundene Legende ΔΥ bezeichnen soll. Soviel erhellt aus den, besonders in der Umgegend von Škrip, entdeckten Alterthümern, daß, wie auf den benachbarten Inseln, so auch auf der Brazza einst griechische Cultur blühte und später Römer herrschten. Die Kaiserin Elena, die Mutter Constantin des Großen, soll eine Brazzanerin gewesen sein. Zur Zeit des Justinian zerstörten die Gothen die Stadt Bratia und machten die Insel fast menschenleer. Als Salona fiel, flüchteten sich die meisten Bewohner hierher, lebten von Landbau und Handel und bildeten eine eigene unabhängige Regierung, ähnlich der alten ihrer Heimat, unter der Hoheit der griechischen Kaiser. Viele Familien, man sagt 40, blieben auch auf der Insel zurück, nachdem die übrigen wieder auf das Festland übersiedelt waren. Bald nachher nahmen die serbischen Paganer oder Narentaner die Insel in Besitz, gründeten viele neue Niederlassungen, machten die in's Innere zurückgedrängten römischen Bewohner tributpflichtig und slavisirten sie allmälig. Zwar hielten diese noch im neunten Jahrhundert ihre Versammlungen in lateinischer Sprache und hatten lateinische Gesetze und Statuten, aber schon damals ist ein gewisser slavischer Duft im Lateinischen unverkennbar, schon 1111 wird ein Stück Land urkundlich **Slermena** (steil), 1180 ein anderes **Prodol** (Vorthal) genannt, und im dreizehnten Jahrhundert haben fast alle Oertlichkeiten und Alles, was die Landwirtschaft anbetrifft, slavische Namen.

Der Sieg der Venetianer über die Narentaner befreite die römischen Brazzaner vom Tribut; sie unterwarfen sich Venedig und verlegten, da Bol vom Kaiser Otto II. zerstört worden war, den Sitz

ihrer Regierung nach Neresi. Als Koloman (1102) Herr von Dalmatien wurde, bestätigte er den Brazzanern ihre Freiheiten und Rechte, und dasselbe that König Stephan III. von Ungarn. Gleichwohl hatten sie viel von den häufigen Landungen und Räubereien der Krajner zu leiden und der Conte Malduco Kačić von Almissa trieb es trotz des Verbotes des Königs Andreas von Ungarn so arg, daß die Brazzaner, um Ruhe zu haben, den Sohn des Conte, Assor, zu ihrem Conte erwählten. Da sich dieser aber die Insel gänzlich unterwerfen wollte, so verjagten ihn die Bewohner und wandten sich an Spalato um Schutz. Der damalige Rettore von Spalato, Gargano aus Ancona, sicherte den Brazzanern auf ihr Versprechen, einen Nobile aus Spalato als Conte zu nehmen, Hilfe zu, erschien selbst mit 1200 Mann auf der Insel und ließ eine Besatzung von 50 Mann zurück. Im Jahre 1240 glückte es den Spalatrinern, den Assor und seinen Bruder Pribislav in ihre Gewalt zu bekommen und diese erhielten ihre Freiheit nicht eher wieder, als bis sie geschworen hatten, sich künftig aller Räubereien zu enthalten.

Als die Tataren 1242 nach Dalmatien kamen, diente die Brazza vielen Familien aus Spalato zum Zufluchtsort, von denen sich einige auf der Insel ansiedelten.

Da die Almissaner von Neuem anfingen, die Brazzaner zu berauben, und die Drohungen des Königs Bela IV. nichts fruchteten, unterwarfen sich die Brazzaner (1278) vollständig den Venetianern und nahmen einen venetianischen Nobile zum Conte. Wie sie früher sich dem Koloman von Ungarn mit dem Vorbehalte unterworfen hatten, Freunde der Venetianer bleiben zu können, so machten sie jetzt bei Venedig die Bedingung, ihre Treue gegen die Könige von Ungarn nicht verletzen zu dürfen.

Aus Rache steckten die Almissaner eines Nachts den Palast des Conte in Neresi in Brand. Archiv und Statuten verbrannten und der Conte konnte sich kaum retten. Seitdem ließ man einige bemannte Schiffe die Insel umkreuzen und neue Statuten, ähnlich denen von Lesina, entwerfen, welche 1656 gedruckt worden sind.

Als König Ludwig von Ungarn Herr von Dalmatien wurde, unterwarf sich ihm (1357) die Brazza freiwillig und erhielt alle Rechte und Freiheiten von ihm bestätigt. Nach seinem Tode unterwarf sie sich (1390) dem König Twrtko von Bosnien, welcher ebenfalls alle ihre Privilegien erneuerte, ihr die Wahl des Conte überließ und keine

andern Steuern als den bisherigen Dreißigsten und den Salzzoll auferlegte. König Ladislaus von Neapel bestätigte zwar 1403 in Zara diese Freiheiten den Gesandten der Brazza, schenkte aber noch in demselben Jahre am 5. Oktober die Insel seinem Statthalter von Dalmatien, Hervoja, welchen er zum Herzog von Spalato erhoben. König Sigismund von Ungarn dagegen schenkte sie 1410 den Ragusäern, nahm auf Anlaß der Königin die Schenkung zurück und erklärte 1417 die Brazza und benachbarten Inseln zu Krongütern von Ungarn. 1420 unterwarfen sich jedoch die Brazzaner freiwillig wiederum Venedig. Die Insel wurde seitdem gleich den übrigen Städten Dalmatiens nach ihren eigenen Statuten von einem venetianischen Conte regiert, welcher Anfangs in Lesina residirte und von der Brazza als Gehalt die Einkünfte von Bol angewiesen erhielt, aber seit 1425 auf der Insel selbst war. Kirchlich stand die Insel anfänglich gleich Lesina unter der Diöcese von Salona, später Spalato, welches einen Erzpriester zur Leitung der geistlichen Angelegenheiten beider Inseln sandte. Aber 1145 vertrieben die Bewohner den Erzpriester und ernannten einen andern Priester, Martino, Sohn des Manzavino, zum Bischof, welchen Papst Alexander III. anerkannte, und in Folge dessen wurde auf der Provinzialsynode des Erzbischofs Pietro VII. von Spalato (1185) die Einsetzung eines Bischofs für die Inseln Lesina, Brazza, Lissa, Curzola und Lagosta in Phar (Citta vecchia) bestimmt. Dieser hat einen Vikar auf der Brazza, welcher den beiden Dekanaten von Neresi und S. Pietro vorsteht.

Als die Franzosen Herren von Dalmatien waren, bemächtigten sich im Dezember 1806 die Russen der Brazza, und setzten an Stelle des Vicedelegaten Tommaso de Grisogono, welcher nebst den andern Lokalbehörden die Insel verlassen hatte, den Andrea Covacich aus Pučiscie an die Spitze der neugebildeten Regierung. Aber der Frieden von Tilsit 1807 veranlaßte die Abfahrt der russischen Flotte und die Wiederbesitznahme der Insel durch die Franzosen, welche sie erst räumten, als Dalmatien Oesterreich zufiel.

Die Brazza ist das Vaterland folgender Schriftsteller:

Probi (Bernardius), aus Pučiscie, Vikar der Brazza und Verfasser von **Vita B. Joannis Confessoris Episcop. Traguriensis et ejus Miracula. Romae 1657.**

Probi (Vicenzo), geboren 1528 in Pučiscie, gestorben 1563,

Verfasser der Cronaca dell' Isola della Brazza. Mss. und mehrer anderer die Geschichte der Insel betreffender Handschriften.

Ivanissevich (Giovanni), geboren in Dol 1608, Generalvikar in Lesina, starb als Abt von Povljana 1665, schrieb Kita cvitja (Blumenstrauß), u Mletcih 1642, und viele andere, leider verloren gegangene slavische Poesieen.

Dominis (Pietro), Priester, schrieb 1697 La storia della famiglia Statileo und einige andere ungedruckte Werke.

Michieli (Girolamo), geboren 1600 in Postire, lange Zeit cancelliere, venetianischer Conti in Dalmatien, verfaßte 1650 eine Pratica Criminale, dann Frammenti istorici sulla Dalmazia. Mss. und viele lateinische Briefe. Er lieferte dem Lucio viel Material zu seiner Geschichte und starb 1660.

Busio (Giovanni), Canonicus von Lesina, dann Bischof von Nona, starb 1688, und hinterließ eine Sammlung Orazione. Mss.

Bonacich (Girolamo), aus Milna, Erzpriester, starb 1762 als Bischof von Sebenico, Verfasser eines Nauk Kérstianski, 1743. Sein Bruder Francesco, Erzpriester auf der Brazza, starb 1788 und hinterließ mehrere Handschriften, wie Trattato sopra le decime.

Mladineo (Trifone), starb 1708 jung und ließ so seine begonnene Storia della Brazza unvollendet.

Tommaseo (Niccolò), starb 1731 als Bischof von Scardona, Verfasser einer gelehrten Abhandlung über die Griechen seiner Diöcese. Mss.

Tommaseo (Pier Antonio), berühmter Arzt, Verfasser der La descrizione storico-fisico-medica del morbo epidemico della Brazza. Venezia 1788. Tractatus Theoretico-practicus de Febribus. Mss.

Ciccarelli (Andrea), aus Pučišćie, Pfarrer dort, Verfasser der Osservazioni sull' Isola della Brazza e sopra quella Nobiltà. Venezia 1802. — Apologia alla Dissertazione sopra la Patria de S. Girolamo. 1812. — Esame Critico sopra la Patria di S. Elena. Spalato 1814. — Opuscoli riguardanti la Storia degli Uomini illustri di Spalato e di parecchi altri Dalmati. Ragusa 1811.

Ab. Marinelli (Vicenzo), aus Bol, Verfasser der Sventure e Conforti. Venezia 1847.

Barboni, ein Seefisch (mullus barbatus), welcher auch in den kleineren Küstenflüssen, wie in der Ombla bei Ragusa, vorkömmt.

Dr. Niccolò de' Cattani aus Spalato, Sohn des Baldassare de' Cattanj, studirte Medizin, gab aber nach einigen Jahren die Praxis als Arzt auf, um sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen, und erhielt die Professur der Naturgeschichte und Physik am Gymnasium von Spalato. Er hat in seiner Dissertation: „Sopra le acque minerali zolforoso-saline di Spalato. Padova 1836." zuerst diese Hauptmineralquelle Dalmatiens, welche am Fuße des Marglian aus mehr als 20 Oeffnungen hervorkömmt, und dem Gehalte nach der Carlsbader, der Wärme nach (19 ° R.) den Badener Quellen gleicht, analysirt und beschrieben, auch eine Badeanstalt eingerichtet, um den Gebrauch der Quelle zu ermöglichen. Als Mitglied der ökonomischen Gesellschaft hat er mehrere Vorlesungen gehalten, und einige davon, wie die über die Wichtigkeit der Naturgeschichte und Oekonomie (Zara 1849) und die vom 10. Juni 1853 über die Traubenkrankheit, veröffentlicht. Ein größeres medizinisches Werk soll noch erscheinen. —

Grundbesitzer, Weinkaufmann ist in Dalmatien fast eins, da über zwei Fünftel alles bebauten Landes mit Wein und Oelbäumen bepflanzt ist. Der Wein ist vortrefflich und könnte es noch mehr sein, wenn er sorgfältiger behandelt würde. Aber nur die großen Grundbesitzer haben Keller und Fässer, und achten auf die Verschiedenheit der Traubensorten. Alle Uebrigen keltern auf das Unachtsamste alle Trauben zusammen und bewahren den Wein in Schläuchen aus Ziegenfellen auf, welche mit Kalk gebeizt sind und olri oder lulri (sl. mešina) heißen.

Jäger, Fischer ist in Dalmatien Jeder, der da Lust hat, es zu sein: Jagd wie Fischerei ist frei. Allerdings ist dadurch die Jagd nicht sehr bedeutend, noch dazu in einem Lande, was außer Hasen wenig Wild hat; indessen gibt es viele Rephühner, Steinhühner, sehr viele Wasservögel und in den Felsenklüften am Meer unzählige Grottentauben.

Ueberaus günstig ist dagegen der Fischfang. Längs der Küste und besonders auf den Inseln gibt es viele Ortschaften und Dörfer, deren Bewohner nur vom Fischfang leben. Sie versorgen die Märkte mit den sogenannten pesci di sasso, den Fischen zum täglichen Gebrauch, und fangen während der Sommernächte vom Mai bis Oktober

die pesci di massa, Sardellen, Makrelen und Thunfische, welche sie einsalzen und versenden. Als die geschicktesten Fischer gelten die Einwohner von Comissa auf der Insel Lissa. Im Ganzen rechnet man achtzehn Hauptorte, welche jährlich zwischen 700 bis 1100 Barken zum Fang der „Massenfische" aussenden. Davon kommen auf Lissa allein 200 bis 270, auf Lesina 114 bis 156, weßhalb auch alle Sardellen „di Lissa" heißen, wenn sie auch wo anders gefangen worden sind. Uebrigens begreift man in Dalmatien nicht nur die Clupea Sardina, sondern auch die große Clupea sprattus und den kleinen Engraulis encrasicolus unter dem Namen Sardelle.

Der Fang geschieht mit einem sehr großen Netze, tratta, zu dessen Handhabung drei Barken und vierzehn Personen gehören, oder, wie in Lissa, Lesina und dem Kreise Ragusa, mit den sogenannten voighe oder voleghe, Barken mit einem senkrecht herabgelassenen Netze, welches Bleimassen unten und große Stücke Pantoffelholz oder kleine Tonnen oben festhalten, und das nur fünf Personen erfordert. Die tratte werden in windstillen dunklen Nächten nahe am Strand aufgestellt, und dann die Fische mit Fackeln hineingelockt, so daß man öfters einige Hunderttausend auf Einmal fängt. Mit den voighe fischt man bei Tagesanbruch, selbst bei windigem Wetter, auf offener See, aber nur höchstens 50.000 Stück auf Einmal. Die gefangenen Fische werden bei den tratte in 22, bei den voighe in 8 Theile getheilt, von denen der Besitzer der Barke 1, der des Netzes 1½, der capo oder luminaro (Leuchter) 1½, und jeder Fischer 1 Theil erhält, während bei den tratte dem Besitzer der tratta 4, jeder Barke 1, den beiden Padronen 3 und jedem Fischer 1 Theil zufällt, welchen er dann dem Padron oder anderweitig verkaufen kann.

Im Jahre 1845 wurden mit 1013 Barken und 389 tratte so viel Fische gefangen, daß 5,972.000 Stück frisch und 24.154 Barille voll eingesalzene Sardellen verkauft werden konnten, deren jede 2000—2500 St. enthält. Im Jahre 1844 dagegen konnte man nach einem Fang mit 879 Barken und 351 tratte nur 1,994.000 St. frisch und 11.818 Barille gesalzen verkaufen, so daß kaum die Kosten gedeckt wurden.

Die größeren Fische werden mit Harpunen gespießt, und diese Art des Fanges, sowie die mit gewöhnlichen Netzen, a strascico, dient zu den Belustigungen der reicheren Städter und Grundbesitzer der Küste.

Professor Petter, aus Oberösterreich gebürtig, hat sich um die Naturgeschichte und Statistik Dalmatiens sehr verdient gemacht, und nicht nur verschiedene deutsche Blätter und Zeitschriften mit zahlreichen Correspondenzen und Artikeln aus Dalmatien, sondern auch viele Museen mit seltenen Exemplaren von dalmatischen Naturgegenständen und Botaniker in allen Ländern Europa's mit mehr oder minder vollständigen dalmatischen Herbarien versorgt. Mehrere Pflanzen (wie **Peucedanum Petteri**) und Fische (**Blennius Petteri**) sind nach ihm benannt worden. Er verfaßte:

Spalatro und die Morlacchen. Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur 1818. II. pg. 553 sq.
Mittheilungen aus Ragusa. ibid. 1826. pg. 91 sq.
Die Inseln Lesina, Lissa und Curzola. ibid. 1829. I. pg. 285 sq.
Spalato. ibid. 1829. IV. pg. 1146 sq.
Umgebungen von Spalato. ibid. 1832. IV. pg. 1177 sq.
Buntes Allerlei aus Ragusa. Archiv 1825. pg. 345 sq.
Ausflug auf den Berg Biocovo. Flora 1832. I. 3. pg. 33.
Botanischer Wegweiser in der Gegend von Spalato. Flora 1832, Nr. 18 (besonders gedruckt). Zara 1832.
Bemerkungen über den Handel und die Industrie der Stadt und des Kreises Ragusa. Steiermärkische Zeitschrift X. 14.
Münzen, Maße und Gewichte in Dalmatien. Jahrbuch des polytechnischen Instituts. 17. Bd. 1832. pg. 207.
Geographische Skizze von Dalmatien. Sommers Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. 1833. 1834.
Compendio geografico della Dalmazia con un appendice sul Montenero. Zara 1834.
„Dalmatien" im „Malerischen Oesterreich." Wien 1841.

Sein letztes, sehr umfangreiches Werk über Dalmatien will die Wiener Akademie drucken lassen.

Das Gesetz über die Anpflanzungen ist die berühmte legge agraria des General-Provveditore Francesco Grimani vom 25. April 1756, welche in 28 Artikeln die heilsamsten Verordnungen zur Cultur des Landes und zum Besten seiner Bewohner enthielt, aber leider nicht befolgt und am 4. September 1806 von der französischen Regierung ganz aufgehoben wurde. Auch an anderen Bemühungen der Regierung und Bestrebungen Einzelner, die Landwirthschaft zu

heben und den Wohlstand zu fördern, fehlte es in Dalmatien keineswegs.

Giovanni Moller, ein Apotheker in Spalato, stiftete 1767 eine ökonom. Gesellschaft aus seinen Mitteln, und ein Pregalo vom 30. Dezember 1774 wies ihr jährlich 150 Dukaten an. Aehnliche Gesellschaften entstanden in den Castellen und 1778 in Zara. Es wurden Unterweisungen für den einfachen Landmann in italienischer und illyrischer Sprache gedruckt, Prämien für Veredelung des Rindviehes, künstlichen Wiesenbau und Benutzung des Düngers ausgesetzt, verschiedene Versuche angestellt und Erfahrungen und Vorschläge in den Vorlesungen mitgetheilt und berathen. Die Priester halfen mit Wort und Beispiel und legten, wie die alten Mönche, selbst Hand an.

Manfrin berief den Giovanni Arduino und Canonicus Zucchini, Botaniker und Professor der ländlichen Oekonomie in Florenz, nach Dalmatien, um den Boden zu untersuchen, und ließ für seine Musterwirthschaft in Nona, welche ihm 20.000 Dukaten kostete, Landbauer aus Albanien, Polesina und Toskana, Ackergeräthschaften und Pflanzen aus Italien kommen.

Paolo Emilio Canal ließ während seiner Amtszeit einige Sümpfe bei Imoschi austrocknen, wofür ihm die Gemeinde aus Dankbarkeit eine Medaille überreichte. Querini und Boldu setzten fest, daß Feldbiebstähle und Feldbeschädigungen von der ganzen Gemeinde ersetzt würden, damit alle Wächter und Rächer vom Besitzthum des Einzelnen wären. Carlo Contarini vertheilte unentgeldlich alle möglichen Getreidesämereien, und die Offiziere der regelmäßigen Cavallerie, welche meist vornehmen und reichen Familien angehörten, thaten in ihren Standquartieren ihr Möglichstes, um den Garten-, Obst- und Weinbau, dem sie ihre Mußestunden widmeten, auch weiter zu verbreiten.

Die Gebrüder Giorgio und Michele Solitro in Spalato versuchten das Sammeln des Manna der Eschen einzuführen, welches dem Distrikt Spalato allein 20.000 Dukaten jährlich eintragen würde, Giovanni Banovacz bemühte sich, Gemeindewälder zu pflanzen, Fortis zum Kastanienbau anzuregen, Garagnin lehrte die Bienenzucht und wendete neue Pressen an, um das Oel zu veredeln, Girolamo Bajamonti, Grisogono Nutrizio, Rados Vitturi und die Bischöfe Scacoz und Stratico trugen mit Rath und That dazu bei, die Aufklärung zu fördern, welche sie wünschten. Aber Alles half nichts oder wenig.

Dalmatien, welches zur Zeit des heil. Hieronymus mit Hochwäldern bedeckt war und nicht nur das Arsenal von Venedig mit Schiffsbauholz versorgte, sondern sogar 1608 den Türken die zum Bau von zwölf Galeeren nöthigen Baumstämme liefern mußte, ist größtentheils ganz von Bäumen entblößt, von 3717,4 Quadratmiglien, welche die Oberfläche des Landes ausmachen, sind nur 676,6 bebaut, 3044,8 unbebaut.

Die Coloni sind jetzt frei von allen Dienstleistungen und bearbeiten die Felder ihrer Padroni nur für Geld. Bei Spalato erhalten sie 16—18 Kreuzer täglich und dreimal Fleisch, zu Mittag Suppe mit zwei Gerichten, und Wein nach ihrem Belieben; bei Traú 20 Kreuzer, zum Abend Suppe, Fleisch und Gemüse und sonst blos Brod und Wein; auf den Inseln kömmt der Tag bis 1 Gulden. Nur der Conte Cambj hat auf seiner Herrschaft Much noch dienstleistende Coloni. Er hat sie nämlich nach gewonnenem Prozeß selbst freigegeben, und aus Dankbarkeit bearbeiten sie ihm jetzt, so oft er sie bestellt, seine Felder ohne alle Geldentschädigung. Nur Essen und Trinken erhalten sie, und zwar des Morgens Polenta oder Brod mit Knoblauch, Mittags Suppe, Fleisch und Gemüse, und Abends Fleisch mit Brod — Wein so oft und viel sie wollen.

Klein-Venedig, sl. Vragnizza, bildet mit Salona eine Gemeinde von 1336 Seelen und gehörte ehedem zu Suçuraz und gleich diesem dem Erzbischof von Spalato, welcher einen prächtigen Sommerpalast dort hatte. Als Erzbischof Bernhard den Zaratinern 1204 bei der Wiederherstellung ihrer Mauern half, landeten unvermuthet venetianische Galeeren in dem trefflichen Hafen von Vragnizza, welches damals Urania hieß, und zerstörten den Palast. Die Türken beraubten den Ort aller Felder, konnten aber ohne Schiffe den Bewohnern selbst Nichts anhaben, welche sich hinter einer Mauer ohne Kalk auf das Tapferste vertheidigten. Die Salinen, welche einst bei Vragnizza reiche Ausbeute gaben, waren schon 1553 aufgegeben und verlassen worden, wie Giustiniani schreibt.

Pietro Benzon, welcher dem Museum von Spalato den großen Grabstein des M. Uttedius Sallubianus schenkte, der vielfach beschrieben worden ist, soll ein Nachkomme jenes Benzon sein, welcher als Türke geboren und gefangen, Christ wurde, vom Provveditore Giambatista Benzoni den Namen erhielt, und sich im Mai 1657 bei dem Angriff der Türken auf Bossoglina als Capitän einer bewaffneten Barke durch seine Tapferkeit auszeichnete.

Das Kloster von S. Chiara wurde durch testamentarische Verfügung eines reichen Bürgers Giuseppe 1311 erbaut und vom Erzbischof Pietro IX. geweiht.

Von ausgezeichneten Spalatrinern neuerer Zeit sind außer den schon Angeführten zu nennen:

Vicenzo Andrich, Architekt, schrieb mehreres auf den Palast Bezügliches.

Girolamo Bernardi, Canonicus von Spalato, verfaßte Notizie biografiche d'alcuni illustri Spalatrini. Mss.

Orazio Berghelich, Professor, Canonicus und Vikar in Spalato, hinterließ mehrere Schriften von Werth über die Geschichte der Kirche von Salona.

Andrea Crusevich, bedeutender Advokat, hinterließ mehrere Werke handschriftlich.

Dr. Niccolò Giaxich, Regierungsrath, unter den Franzosen Generalprokurator, übersetzte die Osmanide und slavische Volkslieder in italienische Prosa, dichtete: Juno sulla Croce, schrieb: Saggio di Memorie Dalmate (Zara 1840) und Memoria sulla necessità di scemare il numero delle feste. Mss.

Stefano Ivacich, Verfasser einiger Abhandlungen und Reden, wie: Dell' educazione letteraria curata dalla pubblica Autorità. Zara 1836. — Religione e Prosperità Sociale. Spalato 1849 und anderer.

Niccolò Ivellio, bedeutender Advokat und beliebter Dichter, starb auf einem Spaziergange vom Blitze getroffen; er verfaßte: Canti di Montenero. Venezia 1806. — Poesie. Capodistria 1810. — Sciolti pell' Ingresso di Mons. Giov. Scacoz V. di Lesina. Spalato 1823. — In morte di Niccolò di Grisogono. Venezia 1827. — Trionfi della Religione di Cristo. Venezia 1828.

Vincenzo Solitro, der Bruder des Besitzers des Privatmuseums in Spalato, welches Neigebaur pag. 138 beschrieben hat, gibt in Fiume „Documenti storici sull' Istria e Dalmazia" heraus.

Die Biographien und Werke der Schriftsteller Spalato's aus früherer Zeit sammelte Ciccarelli (Andrea): „Opuscoli riguardanti la Storia degli Uomini illustri di Spalato. Ragusa 1811." und Carrara (Francesco): „Uomini illustri di Spalato. Spalato 1846."

Quellen: Antonio Mazzoleni. Gita Botanica in Dalmazia. Padova 1845.
Srbsko-Dalmatinski Magazin za lěto 1847. pg. 25. 26. 70—74.
Cronaca dell' Isola della Brazza da Vincenzo Prodi. Mss. (reicht bis 1420). Bibliothek Garagnin.
Ciccarelli (And.). Osservazioni sull' Isola della Brazza. Venezia 1802.
— — Essame Critico sopra la Patria di S. Elena. Spalato 1814.
Alessandro Gazzari. Avvenimenti Storici. Mss. im Besitz des Sig. Macchiedo in Lesina.
La Dalmazia 1846. N. 42. — 1847. N. 22. — 1846. N. 12. — 1847. N. 28—30. 47. 35. 36. 31—33. 44. 51. 52.
Niccolo Tommaseo. Studii Critici II, pg. 190—208.
Fortis (Alberto). Della Coltura del Castagno. 1780.
Giornale Italiano 1790. pg. 13. 114. 285. 52. 184. — 1791. pg. 306. 211. 222 .341. — 1792. pg. 95. 109. 120. — 1795. pg. 49. 120. — 1796. pg. 469.
Costituzione della pubblica Società Economica di Spalato. Vinezia 1788.
Memorie della pubblica Società Economica di Spalato. Vinezia 1788. pg. 43. 45. 58. 109.
De' Scavi di Salona nel 1850. Praga 1852. pg. 4.
Miscellanea. Mss. Bibliothek Garagnin.
S. Ljubich. Bibliografia Dalmata. Mss.



Inhalt.

